455 Bibl. Mont

<36606932130010

<36606932130010

Bayer. Staatsbibliothek

F. v. Raumer's

Briefe
aus Paris und Frankreich
im Jahre 1830.

Briefe

aus

Paris und Frankreich

im Jahre 1830

von

Friedrich von Raumer.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1831.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

		Seite
Zweiundvierzigster Brief.	Paris, den 2ten Junius 1830	1
Dreiundvierzigster Brief.	Den 4ten Junius	10
	Den 5ten Junius	15
	Den 6ten Junius	21
Vierundvierzigster Brief.	Den 7ten Junius	24
	Den 9ten Junius	28
	Den 10ten Junius	33
Fünfundvierzigster Brief.	Den 11ten Junius	36
Sechsundvierzigster Brief.	Den 12ten Junius	39
	Den 13ten Junius	42
Siebenundvierzigster Brief.	Den 14ten Junius	44
Achtundvierzigster Brief.	Den 15ten Junius	49
	Den 16ten Junius	52
	Den 17ten Junius	55
Neunundvierzigster Brief.	Den 21sten Junius	56
	Den 22sten Junius	59
Funfzigster Brief.	Den 23sten Junius	64
	Den 24sten Junius	69
Einundfunfzigster Brief.	Den 25sten Junius	71
	Den 27sten Junius	74
	Den 28sten Junius	80
	Den 29sten Junius	84
	Den 30sten Junius	85
Zweiundfunfzigster Brief.	Den 2ten Julius	90
	Den 6ten Julius	93
Dreiundfunfzigster Brief.	Den 7ten Julius	97
	Den 8ten Julius	100
	Den 9ten Julius	104
	Den 10ten Julius	105

Seite
Vierundfunfzigster Brief. Den 12ten Julius 107
Fünfundfunfzigster Brief. Den 14ten Julius 115
Sechsundfunfzigster Brief. Den 18ten Julius 120
Den 19ten Julius 122
Den 20sten Julius 127
Den 21sten Julius 128
Siebenundfunfzigster Brief. Den 23sten Julius 131
Den 24sten Julius 133
Den 25sten Julius 134
Achtundfunfzigster Brief. Den 31sten Julius 140
Neunundfunfzigster Brief. Den 1sten August . 151
Sechzigster Brief. Den 2ten August 155
Einundsechzigster Brief. Den 3ten August . 161
Zweiundsechzigster Brief. Den 4ten August . 170
Dreiundsechzigster Brief. Den 6ten August . 181
Vierundsechzigster Brief. Den 7ten August . 194
Fünfundsechzigster Brief. Den 8ten August . 201
Den 9ten August 208
Den 10ten August 210
Sechsundsechzigster Brief. Den 11ten August 212
Den 12ten August 216
Den 14ten August 216
Siebenundsechzigster Brief. Nantes, den 19ten August 219
Achtundsechzigster Brief. Bordeaux, den 24sten August 230
Den 25sten August 240
Neunundsechzigster Brief. Bagneres de Bigorre, den 2ten September 245
Siebzigster Brief. Montpellier, den 8ten September 259
Den 9ten September 265
Den 10ten September 268
Einundsiebzigster Brief. Marseille, den 14ten September 270
Den 15ten September 278
Aix, den 16ten September 281

Seite
Zweiundsiebzigster Brief. Lyon, den 22sten September 282
Den 23sten September 289
Dreiundsiebzigster Brief. Genf, den 27sten September 294
Besançon, den 30sten September. . . . 299
Den 1sten Oktober 302
Vierundsiebzigster Brief. Den 2ten Oktober. 306
Fünfundsiebzigster Brief. Den 2ten Oktober 308
Den 3ten Oktober. 312
Straßburg, den 6ten Oktober 318
Sechsundsiebzigster Brief. Dessau, den 20sten Oktober 321

Zweiundvierzigster Brief.

Paris, den 2ten Junius 1830.

Kein Volk ist so wenig kosmopolitisch als die Franzosen, und doch bilden sie sich das Gegentheil ein, sofern ihnen eben Frankreich als die Welt und alles darüber hinaus meist als gering und verkehrt erscheint. Freilich, wenn ich mir hier den Hals rauh gesprochen habe, um die Trefflichkeit unserer Einrichtungen zu beweisen, und die allzukeusche berliner Polizei verbietet eine pariser Karikatur der kurzen Röcke halber, so habe ich Mühe und Arbeit verloren, und mit diesem unüberwindlichen ridicule wird alle meine Weisheit in Thorheit verwandelt.

Gewinnt man die Taglioni für Berlin, so mögen die meisten anderen Tänzerinnen nur von vorn anfangen zu lernen; denn alle ihre Kunststücke sind ge-

ring und unnatürlich, gegen den Anstand, die Grazie und die schwebende Leichtigkeit dieses Mädchens. Sie erweckt wieder den verschwundenen Glauben, das Tanzen sey auch eine ächte Kunst. — Wenn plötzliche Liebe nur als Zauberei zu betrachten und erklärlich ist, so muß die L. die beste Julie seyn; denn mit den gewöhnlichen fünf Sinnen, ja mit sechsen, brächte man das Wunder nicht zu Stande. Wunderliche Welt! Einmal heißt's, nur ein „grines" Frauenzimmer von sechzehn Jahren könne die Julie spielen und alle Kunst sey entbehrlich und hinderlich, und dann riskirt es wiederum eine, die im Sommernachtstraum der Schönheit noch eine Rolle übernehmen könnte. An der G. ihrer Nase wollten superfeine Kenner etwas abfeilen; wie müßte man da an der armen L. raspeln und hobeln, firnissen und glätten! —

Am 31sten Mai gab der Herzog von Orleans dem Könige von Neapel ein großes Fest in seinem mit dem sogenannten Palais royal zusammenhängenden Palaste, oder eigentlich im Palais royal selbst. Als ich um halb acht Uhr hinging, fand ich die Menschenmenge schon so groß und unbequem, daß ich vorzog erst das Theatre français zu besuchen. Um halb zwölf Uhr, als ich herauskam, war in den Gängen, welche vom Theater zum Palais royal führen, das Gedränge noch lebensgefährlich und ich dankte

Gott, als ich den Garten erreicht hatte. Aber auch hier war Kopf an Kopf, und erst als Viele nach Hause gingen, und Platz zum Gehen und Sehen sich wiederfand, bekam das Ganze einen reizenden und, trotz aller Mängel der Ausführung, feenartigen Charakter. Das eigentliche Palais war bis zum Dache mit unzähligen Lampen erleuchtet und vor demselben standen allerhand Gerüste auf gleiche Weise bekleidet. Die ältern und neuern Galerien des kleinen Hofes, und die Säulen auf der neuen Galerie, welche den Hof vom Garten trennt, zeigten sich nicht minder hell, und Lampenguirlanden von allen Farben waren von einer Säule zur andern gezogen und warfen ein buntes Licht auf die dazwischenstehenden Blumen. Im Garten standen Lampen rings um die Grasplätze, und die sechs Reihen Bäume waren ebenfalls damit verbunden und geschmückt. Der Springbrunnen in der Mitte, stärker als gewöhnlich, gab silberhelle Gegensätze zu den andern Lichtern und Farben, und der halbe Mond schien (eine bedeutende Zugabe zur Erhöhung der Mannigfaltigkeit) hell und freundlich in die Bäume, Blumen und Bogengänge hinein. Vom Café de la paix aus betrachtet, nahm sich das Ganze am besten aus; es war eine in Wirklichkeit versetzte Scene aus tausend und einer Nacht, oder erinnert an die eine Dekoration in Armide, zu der man freilich das Beste hinzufantasiren mußte. — Ohne Unordnung

sollte es indeß nicht abgehen. Als ich in den Garten trat, sah ich in der Mitte ungeheuren Dampf, Funkensprühen, in die Höhe schlagende Flammen und Dinge durch die Luft hin und her fliegen, die ich nicht erkennen konnte, die aber weißlichen Vögeln ähnlich erschienen. Ich erstaunte, daß man ein Feuerwerk so gefährlicher Art an dieser Stelle zu geben wage. Was war es! Nichtsnutziges Gesindel hatte erst dies und das nach dem stark beleuchteten Apoll von Belvedere geworfen, und als daraus natürlich ein Brand hervorging, nicht abgelassen, sondern aufgehäufte Stühle ergriffen, die durch die Luft flogen und das Übel schnell so mehrten, daß Ernst dagegen gebraucht werden mußte. — So ist die ansteckende Reizbarkeit und Trunkenheit der Menge: das Heitere und Witzige verwandelt sich mit unglaublicher Schnelligkeit in das Wilde und Freche, und ich begreife, wie ohne Plan und Vorsatz das einzelne Wort eines oder einiger Führer, die Massen gegen die Bastille und die Tuilerien führen konnten. So viel sich auch in den Ansichten und Verhältnissen geändert hat, die Mittel zu ähnlichen Erscheinungen sind noch zur Hand und der Grundcharakter von Paris im Guten wie im Bösen wohl keineswegs von Grund aus, sondern nur zum Theil durch die Macht ächter Grundsätze umgestaltet. Die Fehden der Burgundionen und Armagnaks, die Ligue und die Bluthochzeit, die Ba=

ricaden 1588 und 1648 und die Revolution, zeigen dasselbe furchtbare, unheilige Element, welches sich jedes Mal für ächte Lebenswärme ausgab, und doch so oft nur sinnlose Fieberhitze war. — Neben aller Heiterkeit des Festes hatte es für mich etwas sehr Tragisches, wenn ich bedachte, wie diese Bourboniden im Palaste zu denen stehen, die draußen umherwandelten. Lampenlicht genug, aber kein Sonnenschein, und die Lust, am Lampenlichte noch größeren Brand, wohl des Palastes selbst zu entzünden. Wenn ruhige Männer überlegen: ob die Bourboniden sich erhalten können, wenn viele ihre Entfernung, wo nicht für ein Glück, doch für ein nothwendiges Übel halten, wohin würde die Menge gerathen, wenn sie jemals wieder in Thätigkeit käme! Und drinnen wird gelacht, geschmeichelt, getanzt, als sey ein Hochzeitmahl; während die Scheidung zwischen Herrschern und Volk täglich weiter um sich greift, und jeder gern die Fackeln ergriffe, um das abgelebte, impotente Geschlecht zum Lande hinauszuleuchten, oder doch das Palais royal wirklich in ein königliches zu verwandeln. Ich habe Gelegenheit gehabt, eifrige Männer von der rechten Seite zu sprechen. Es ist sehr irrig zu glauben, daß sie zur Abschaffung der Charte die Hände bieten würden. Nach Aufhebung vieler frühern Bürgschaften (z. B. der Parlamente, Landstände, Communalordnungen) mit einem Worte alles Corporativen, bleibt

sie, trotz aller Mängel, die einzige formale Schutzwehr gegen Despotie. Eben so wenig glauben jene Männer daß der König, ohne die Kammern, ein neues Wahlgesetz geben und durchsetzen könne. Endlich will die Aristokratie (obgleich keineswegs so einflußreich und tief begründet wie die englische) sich nicht ihrer neuen Rechte berauben, und auf zufälligen Einfluß bei Hofe zurückbringen lassen. Freilich spricht mancher von der rechten Seite keineswegs seine eigentliche Meinung auf der Rednerbühne scharf und bestimmt aus, damit er nicht bei Prinzen und Ministern anstoße; doch ist dies nicht härter zu rügen, als wenn die Liberalen, um der Journale und der Popularität willen, etwas neben der Wahrheit hergehen. Es ist sehr zweifelhaft, ob die Minister in der neuen Kammer auch nur hundert Stimmen für sich haben werden. Bedenke ich dies Alles, und wie den Häuptern weder Macht, noch Geld, noch Geist zur Seite steht, so halte ich es für ganz unmöglich daß sie ihre Stellen länger als bis zum Herbste behalten können, und begreife nicht wie viele kluge Männer so große Furcht vor Gewaltstreichen (ohne Gewalt) haben können. Aber freilich: Eigensinn, Leidenschaft, Dummheit kennt kein Gesetz und keine Regel; es ist unmöglich zu errathen oder zu berechnen, was sie thun oder versuchen werden. Und macht man einen Versuch, kann die andere Partei auch die Mäßigung

vergessen, wo dann kein gutes Ende vorherzusehen ist. Wird das Budget nicht bewilligt, so fallen alle Papiere zweifelsohne in ganz anderem Maaße als bis jetzt, und die Regierung kommt zu völligem Stillstand; denn es ist ganz unsinnig, mit gesetzwidriger Execution Geld von Hunderttausenden beitreiben zu wollen. — Daß die Dinge so übel stehen, ist wesentlich Schuld der Regierung und des Königs. Zur Anstellung so unpopulairer Männer, zum Ergreifen so verhaßter Maaßregeln war kein genügender Grund vorhanden. Die Contrerevolution, in dem Sinn wie sie die Congreganisten wollen, taugt so wenig als die frühere Revolution, und es ist dumm, oder boshaft, oder beides zugleich, die jetzigen Liberalen mit denen von 1790, Constant mit Sieyes auf eine Linie zu stellen. — Doch steckt vielen selbst der gescheutern Liberalen noch die Negativität der Richtung überhaupt, mit etwas Napoleonismus versetzt, im Leibe. Jene, sofern sie das Positive, Reale, Gegebene, Geachtete, ihren allgemeinen Abstraktionen über Verfassung, Verwaltung, Kirche, Wissenschaft u. s. w. gegenüber, eben nicht achten, ihm den Werth absprechen und Alles auf ihr Bett des Prokrustes werfen möchten. Und diese Ansicht ist (so sehr sie sonst Napoleon hassen) doch in zwei wichtigen Punkten mit dem kaiserlichen Despotismus geschwängert: erstens, sofern sie die schlechte, tyrannische Verwaltung, das

willkürliche An- und Absetzen der Beamten u. s. w. aus ganz oberflächlichen Gründen für nothwendig erklären, d. h. sie möchten für den Fall, daß sie ans Ruder kommen diese Erbschaft des alten Despotismus gern an sich nehmen. Zweitens, in Beziehung auf andere Staaten, wo ihnen Einrichtungen, Gränzen, Friedensschlüsse, Herrscherfamilien immer nur provisorisch erscheinen. Trotz aller schönen Redensarten und Deckmäntel läuft dies auf hochmüthige Habgier hinaus, wonach andere Völker gar nichts besseres thun könnten, als sich in der französischen Streckanstalt die Glieder brechen und nach Willkür heilen zu lassen. Freilich dauern menschliche Einrichtungen nicht ewig, aber aus Grundsatz alles für provisorisch erklären, um ein angeblich Allervollkommenstes zusammenzubacken, ist frech und thöricht zugleich. Weil sie hier seit vierzig Jahren vierzigerlei Herrscher gehabt haben und ihre Königsfamilie gern nach Monomotapa versetzen möchten, weil sie heut so oft zerstörten, was sie gestern bauten, finden viele es hier unbegreiflich daß andere Völker noch nicht so à la hauteur sind, ihrem Beispiele folgen zu wollen. Alle Veränderungen, die seit tausend Jahren in Europa vorgegangen sind, machen die Landkarte nicht so kunterbunt, als was diesen Leuten durch den Kopf und glatt über die Zunge fährt. Gut, daß dem sonst so milden —, als er in diesen Trab gerathen, ein preußischer Stecken zwischen die

Beine gesteckt ward, um zu der Einsicht zu kommen, die Weisheit der Welteinrichter aus den hiesigen Soireen würde nicht geringern Widerstand finden, als die Napoleon's, der doch im Vergleich mit ihnen ein Riese war.

Ich sah vorgestern zum zweiten Male Le mariage d'amour und getraue mich das Verdammungsurtheil, was Manche darüber aussprechen, nach dem Maaßstabe zu widerlegen, der bei solchen Stücken allein passend ist. Freilich wenn nur, Was ihr wollt, oder der Sommernachtstraum Lustspiele sind, wird so ziemlich allen übrigen das Lebenslicht ausgeblasen. Bemerke ich aber, welche Bücklinge die eine Partei vor Henry III und Hernani macht, wie die zweite nach dem Scharfrichter von Saardam und der Sündfluth läuft, so sehe ich nicht ab warum die Vermählung eines Grafen mit einer Grisette nicht auch einmal auf die Bühne kommen darf? Würde das Stück schlecht gespielt, möchten die Mängel allerdings schärfer heraustreten; die Darstellung ist aber so meisterhaft, daß selbst Schlechteres noch einen großen Genuß gewähren könnte. — Als die junge Gräfinn fühlt, daß sie ihre ehemaligen Freundinnen nicht mehr versteht, daß ihr diese gering erscheinen; als sie gleichzeitig der höhern Welt fremd bleibt, von dieser verspottet wird, und dem tröstenden Freunde gegenüber

endlich in die Worte ausbricht: non, je ne suis plus égale à personne! es that eine wahrhaft großartige, tieferschütternde Wirkung. Ja, es ist eben so furchtbar, so entsetzlich, nirgends auf Erden seines Gleichen zu finden, als es furchtbar und entsetzlich ist, keinen Gott über sich zu glauben. Ich hatte noch nie so deutlich gefühlt was die wahre, ächte, unentbehrliche Gleichheit sey, als in dem Augenblicke, wo die Brocard jene Worte mit dem Ausdrucke des gerechtesten, tiefsten Schmerzes aussprach. Nach dem Mariage d'amour, folgte der Lügner von Corneille. Ein berühmter Name, doch ist das Ganze kein Ganzes, eben weil es nur an dem vereinzelten Faden des Lügens zusammengehalten werden soll; die lange Reihe der willkürlichen Scenen thut keine Wirkung. Von vis comica endlich ist fast nirgends eine Spur.

Dreiundvierzigster Brief.

Paris, Freitags den 4ten Junius 1830.

In der Politik haben sich die Leute so ausgesprochen, daß erst nach den neuen Wahlen ein frischer Ansatz erfolgen wird. Jetzt möchte jeder die Zukunft vorherwissen, was aber seine unübersteiglichen Schwie-

rigkeiten behält, weil die Vordersätze, aus denen man folgern soll, nie vollständig sind und die zur Gegenwart werdende Zukunft eben Neues und Unbekanntes bringt und in die Rechnung, sie verändernd, hineinwirft. Wenn die Gegenwart also gewissermaaßen politische Ferien hat, so habe ich sie desto weniger hinsichtlich der Vergangenheit. Ich arbeite mit Lust und sehr großem Fleiße, so lange es Geist und Leib, insbesondere die Augen, ohne Schaden ertragen wollen. Wohlgedruckte Bücher lesen, ist hundertmal bequemer, als den ganzen Tag Handschriften entziffern. Und so muthig ich in der Regel auch minder Anziehendes und schlecht Geschriebenes zur Seite werfe, geht es doch nicht immer an, und das Gewissen bezwingt die leichtsinnige Ungeduld. So quäle ich mich jetzt z. B. mit Gesandtschaftsberichten aus England und Schottland aus den Zeiten der Elisabeth und Maria, die äußerst unleserlich und leider auch unvollständig sind, aber für mich doch großes Interesse haben. Wem kleine Züge und Nebenumstände, Lichter und Schatten gleichgültig sind, wer in der Weltgeschichte nur eine unsinnig weitläufige Anstalt sieht, um ein Paar angeblich philosophische Sätze zu Tage zu fördern, die man auf einen Dreier schreiben kann, der muß meine Anstrengung für thöricht und das Ergebniß für schlechthin nichtig halten. Es ist auch nur gering; ich habe aber nun einmal meine Freude daran,

und giebt doch der Philosophus modernus dazu weder Augen noch andere Glieder her. Indeß wird man mit den Philosophen noch eher einig, sie sind immer noch frischer, eigenthümlicher und lebendiger, als manche Historiker, mikrologische Pedanten, welche die ewige Wahrheit zu beherrschen glauben, wenn sie allerhand Flöhe in ihren Hellersack eingefangen haben.

Nach gethaner Arbeit muß der Mensch spazieren, hier recht eigentlich Gassaten gehn. Denn selbst auf den Boulevards sind nicht die Bäume, sondern die Läden Hauptsache, und nur die schönen Tuilerien versetzen in eine Region anderer Gefühle und Genüsse. Das Betrachten der unendlich mannigfaltigen, ausgestellten Waaren macht mir noch immer Vergnügen; auch giebt es für diejenigen Zweige, wo die Mode herrscht, täglich etwas Neues, welches mitunter reizend und schön, mitunter geschmacklos erscheint. Nur soll man den Wechsel an sich nicht anklagen; er ist ja oft nothwendig, er braucht ja nicht zum Schlechten hinzuführen, er k a n n innerhalb der Kreise des Reizenden und Schönen stattfinden. So wie die geringe Zahl der Buchstaben, der Noten, eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Worten und musikalischen Perioden erzeugt; so ist die Zahl der Formen und Muster für Bänder, Kattune u. s. w. unerschöpflich, und es verdrießt mich daß diese erfreuliche Beweglichkeit, dies Kaleidoskop fast gar nicht bei den

Mustern der Shawls angelegt wird, wo form- und bedeutungsloser Krimskrams ein ewiges Reich gegründet zu haben scheint. — Der Unkundige wird hier oft übertheuert; bei einiger Aufmerksamkeit, Nachfragen und Vergleichen, ergiebt sich aber für viele Dinge eine Wohlfeilheit, worüber man in Berlin erstaunen würde.

Gestern wanderte ich nach Tische zu den Boulevards und beschloß, das theatre des variétés zu besuchen. In der Überzeugung, nur das Theatre français sey bisweilen leer, jedes kleinere aber immer überfüllt, fand ich mich um die Zeit ein, wo die Kasse geöffnet ward, und fürchtete das lezte Glied eines langen Schlangenschweifes zu werden. Aber siehe es war kein Mensch da, und zum ersten Male in meinem Leben kaufte ich das erste Parterrbillet, und war der erste im Parterr. Statt wieder hinauszugehen, erkor ich den sichern Eck- und Anlehneplatz auf der ersten Bank, hielt daselbst die Mittagsruhe deren meine Augen bedurften, erblickte aber als ich sie, vom Orchester geweckt, öffnete, eine so wenig zahlreiche Versammlung, daß ich nicht für nöthig hielt meine Stellung zu verändern und sie aus dem römischen ins deutsche oder französische zu übersetzen, d. h. die Beine von der Bank hinwegzuziehen und unter die Bank zu stecken. Man gab zuerst Les habitans des Landes, vaudeville de M. Sevrin,

welches mit so vielem schlechten Singsang begann, daß ich fast davongelaufen wäre, darauf folgten indeß ein Paar sehr ergötzliche Scenen, wo Brunel einen furchtsamen Bedienten spielt, der da glaubt in Afrika zu seyn und sich vor Bauern, die auf Stelzen gehn, und einer jungen Mohrinn so ängstet, daß es ihm am gerathensten scheint, sich tod zu stellen. Diesen roide mort, steif Todten, wußte er auch so trefflich durchzuführen, er ließ sich kollern, aufrichten, Arm und Bein heben und fallen, daß man lachen konnte und nichts Widerwärtiges dazwischen trat. Auf diese Scene war das ganze Stück berechnet, und sonst ein bloßes Nichts. Hierauf folgte Le garde de nuit von Mélesville und Masson, wo ein Prinz Kleidung und Rolle eines Nachtwächters, und dieser die des Prinzen übernimmt, woraus allerhand Mißverständnisse und Verwickelungen entstehen. Vernet, der Nachtwächter, spielte den falschen Prinzen recht brav und Lefèvre sprach als sächsischer Soldat so gewichtiges Französisch, daß ihm die Worte wie pirnaer Sandsteine aus dem Munde fielen, und ich unwillkürlich an das ähnliche Französisch zweier berühmten Männer erinnert wurde, nämlich Wolf's und Manso's. Die Weiberrollen sind in allen Stücken dieser Art fast immer unbedeutend, doch schien Md. Herfort nicht ohne Anlagen zu seyn. — Jetzt sollten noch zwei andere Stücke folgen, aber ich hatte um 9 Uhr der

Kunstanschauungen genug, verkaufte mein Billet so daß mir der ganze Spaß nur einen Franken kostete, und ging noch zu Miß Cl., wo ich die gewöhnliche Gesellschaft fand. — — —

Paris, Sonnabend den 5ten Junius.

Ich weiß nicht, ob ich mich über die Resultate meiner gestrigen Forschung auf der Bibliothek, der Freude, oder der Verzweiflung ergeben soll. Eine Frage, ob gewisse Sachen den westphälischen Frieden betreffend schon gedruckt wären, veranlaßte die Antwort: es wären darüber ungedruckte Abschriften aus englischen Sammlungen vorhanden. Als sich ergab, sie beträfen nicht den westphälischen, sondern den nimweger Frieden, ward ich noch neugieriger. — — —

Durch Benediktiner, Gesandte, und insbesondere durch Brequigny (den Herausgeber der Regesten Innocenz III) sind allmälig Abschriften alles dessen gefertigt und besorgt worden, was im brittischen Museum und in jeder damit verbundenen Bibliothek für die französische Geschichte interessant, und in Frankreich nicht vorhanden ist. Von der ältesten Zeit, bis zu der Ludwig's XIV liegen diese Schätze in zierlichen Pappkasten wohlverwahrt, aber seit sechzig Jahren völlig unbenutzt da. So sehr ich mich sonst hüte, den Franzosen einen Tadel ihrer Landsleute ins Gesicht zu sagen, konnte ich diesmal doch mein Erstau-

nen nicht verhehlen, daß seit so vielen Jahren kein Einziger die Neugier gehabt hätte, für die Geschichte seines Vaterlandes diese reichen Bergwerke auch nur anzuschürfen, daß sie (ihrem Talente und ihrer Darstellungsgabe vertrauend) es verschmähten, hundert Schritte weit auf die Bibliothek zu gehen, um sich so große Schätze zuzueignen. Die meisten begnügen sich (antwortete —), oberflächliche Bücher, ohne Studien und Beweise, zusammenzuschmieren und höhern Ruhms uneingedenk, für den Tag Geld zu verdienen. Nur ihr Deutschen wollt und könnt arbeiten; wir brauchten eine Kolonie von Deutschen. Auf meine Frage: ob sich nicht junge Leute für so dankbare Arbeiten fänden? antwortete er: weder alte, noch junge! — Ich begreife kaum daß die Vaterlandsliebe keinen Franzosen hiehertreibt, der doch in bestimmterem Verhältniß zu seiner Vorzeit steht, als ein Deutscher zu seinem getheilten Vaterlande, und ein Preuße etwa zu den Hohenstaufen. Ich wollte mir innerlich schon etwas auf meinen Fleiß und meine literarische Reise einbilden, aber mir fiel zum Glück ein, was — und — über mich urtheilten, und so hielt ich an der Demuth fest, ohne in Muthlosigkeit zu verfallen.

Nachdem ich den ganzen Tag gearbeitet, um sechs Uhr Mittagbrod gegessen hatte und zur Erholung spazieren gegangen war, begab ich mich in der Hoffnung

zu Hrn. v. H., er wisse nicht was ich über ihn habe drucken lassen. Und dies bescheidene Vorurtheil war ein ganz richtiges Urtheil. Der Vorsatz ihn zum Gespräch zu bringen gelang ohne Mühe; indeß will ich euch von meiner Weisheit (die ihr hinreichend kennt) schon der Zeitersparniß halber nichts mittheilen, sondern den Dialog in einen Monolog verwandeln. Er lautete alsdann etwa wie folgt: Wozu wollen Sie den Sitzungen der Kammer beiwohnen? Was würden Sie sehen und hören; nichts als Confusion und Skandal! In Deutschland ist man zu ehrlich und meint, es komme auf Sachen an und man bezwecke Sachliches; in Wahrheit will aber jede Partei nur herrschen, und die Liberalen brauchen die Charte als Deckmantel ihrer revolutionnairen Grundsätze. Es kommt lediglich auf diese Grundsätze, nicht auf Maaß und Art ihrer Anwendung an; und Constant, Lafayette, Perier, Sebastiani sind Jakobiner, welchen, wenn sie die Herrschaft erhielten, bald ein zweiter Nationalconvent folgen würde, den die Jakobiner von 1789 auch nicht wollten, aber keineswegs abhalten konnten. Niemand hat die Charte beeinträchtigt, sie ist aber ein Geschöpf mit monarchischem Kopf und demokratischem Schweif, mulier formosa superne, mit getheilten Gewalten und einem König ohne Gewalt, der da regieren soll und kaum will, vielweniger kann! Und wiederum ist die Charte noch

vortrefflich und billig im Vergleich mit dem Ärgern, was folgte, und wodurch man dem Könige Alles genommen hat! Die Revolutionnaire, Conventionsmänner, Bonapartisten und ihre Vettern und Kinder, herrschen in der Kammer, den Behörden, dem Heere, den Lehranstalten und erheben großes Geschrei, wenn einmal einer ihrer Gegner ein Amt, oder ein armer Emigrirter eine gerechte Entschädigung erhält. So ist Frankreich noch immer revolutionnair und revolutionnirt. Und warum nur Entschädigung den Betheiligten bewilligen? Viel besser und gründlicher wäre das Heilmittel der Wiedereinsetzung in den Besitz und die Entschädigung der neuen Erwerber gewesen. — Die Liberalen sind nie begnügt; warum nahmen sie denn die dargebotene Communalordnung nicht an? Freilich fehlen alle andern Bürgschaften der Freiheit, Rechte der Städte und Einzelnen, Sicherheit der Beamten u. s. w.; aber Hr. v. Bonald hat ein weises Wort gesagt: „wo die Verfassung demokratisch ist, muß die Verwaltung monarchisch und die königliche Gewalt in allen andern Kreisen unbedingt seyn." Gebt dem König alle ehemaligen Rechte, dann können in andern Abstufungen alle Freiheiten wiederkehren. Die alte Regierung und Verfassung war gar nicht so schlimm. Hielt sich der König Maitressen, that er nichts als was andere auch thun; gab er viel Geld aus, so war es sein eigenes Geld. Er

hat nie eigentliche Auflagen gemacht: denn wenn er z. B. einen Gerichtsstempel forderte, so kam es nur auf mich an, Prozesse zu vermeiden und dadurch der Abgabe zu entgehen; schrieb er Zölle aus so traf dies die Fremden; erhöhte er das Postgeld, so zwang er doch niemand zum Briefeschreiben! Auf jeden Fall sind repräsentative Verfassungen verschwenderischer, als rein monarchische. — Die Charte (jetzt folgt auf mein Sporniren die zweite Hälfte der Rede im höheren Style) taugt nichts und hilft zu nichts. Ihre Abschaffung durch den König würde nicht die geringste Bewegung nach sich ziehen; schon 1814 haben viele sie verwünscht, ja an den Galgen geschlagen. Nach ihrer Abschaffung wird ganz Frankreich unweigerlich Abgaben zahlen, wie vorher; haben doch die Revolutionnaire im ganzen Reiche nur 1400 miserabele Leute aufgetrieben, die schon jetzt nichts zahlen und leicht erklären konnten, sie würden auch künftig nichts zahlen. Ich sagte in einer Gesellschaft: zahlt man denn Abgaben weil sie bewilligt sind, oder weil man will, oder muß? und eine weise alte Dame sprach laut: ich zahle wahrlich nicht deshalb, weil sie bewilligt sind! Und so ist es mit Allen. — Zahlt man aber nicht — desto besser! Dann sagt der König: gut ihr Herren, ich zwinge keinen Einzigen. Aber Straßen und Brücken sind mein, die dürft ihr nicht befahren; die Posten sind mein, mit denen schickt

ihr keine Briefe mehr; die Gerichte sind mein, vor denen erhaltet ihr kein Recht mehr. Jedem das Seine, ich lebe von dem Meinen und bin reicher als vorher. Alles ist jetzt freiwillig! mit jedem Einzelnen schließe ich Verträge über Abgaben, Kriegsdienst u. s. w. Will keiner zahlen, dienen; auch gut, so sehet, wo ihr Zinsen, Gehalte, Gerichte, Wege, Brücken, Posten u. s. w. herbekommt. Helft euch selber, mir kann's gleich seyn, wie, wenn ihr mir meine Rechte unangetastet lasset. — So wie Frankreich sich freuen würde die Kammer los zu werden, und in einfache, natürliche Verhältnisse zurückzutreten; so sind auch die Pairs ihrer politischen Stellung überdrüßig und danken Gott, wenn kein Reichstag sie mehr in ihren Geschäften störte und langweilte. — Giebt der König der neuen Kammer nach, so haben wir die Revolution; giebt er nicht nach, vielleicht einen Bürgerkrieg, der ein großes Glück seyn und den rechten Grundsätzen den Sieg verschaffen kann!! —

So im Wesentlichen und ohne irgend einen übertreibenden Zusatz, Hrn. v. H—'s Rede und Ansicht. Ihr verlangt nicht, daß ich hier ein Buch darüber, oder dawider schreibe, sie ist leicht beurtheilt; aber sehr wichtig, sofern sie zeigt, welche Brillen gewissen Leuten auf der Nase sitzen, und wo sie das letzte Ziel suchen. — Nur noch dies: Als ich H. vor

funfzehn Jahren in B. sprach, war in ihm eine gewisse Originalität und Frische der Begeisterung für das, was er eben entdeckt hatte und für weltbeglückend hielt. Die Einseitigkeit der Richtung schien noch nicht gefährlich, da er erst am Anfange des Weges stand, und die Irrthümer zeigten sich in dem Lichte der freundlichen Theilnahme und des ehrlichen Glaubens. — Jetzt ist das frische Grün verschwunden und alles in trockenes Holz verwandelt, der Glaube ward zum Aberglauben, das Dargebotene und Zurückgewiesene wird mit Gewalt aufgedrungen, und das angeblich Antirevolutionnaire fährt wild in bodenlose Anarchie auseinander. Mir war die bornirte Begeisterung, mit welcher H., mit stieren Augen und glühenden Wangen auf mich lossprach, in Wahrheit fürchterlich; sie führt in die glühende Hölle der Bürger- und Religionskriege, und ist das Gegenstück zu der eisigen Kälte, mit welcher die Jakobiner einst Adelige, Priester und Könige, dem Moloch ihres Wahnsinns schlachteten.

Sonntag, den 6ten Junius.

Als ich heut das wieder durchlese, was ich gestern niederschrieb, muß ich von neuem darüber erstaunen. Zuvörderst, wie es möglich ist ganz einfache, unläugbare Thatsachen zu verkennen und der Wahrheit ins Angesicht rund abzuläugnen, z. B., daß die Könige

von Frankreich vor der Revolution Auflagen ausgeschrieben hätten, daß die Charte den Franzosen irgend lieb und werth sey, daß alle Gerichtshöfe unbewilligte Abgaben jetzt für gesetzwidrig erklärten u. s. w. Ferner möchte man es für unmöglich halten, einem leitenden Grundsatze treu zu bleiben und ihn heilbringend zu nennen, wenn er in fortschreitenden Experimenten bis zu völliger Auflösung des geselligen Lebens führt. Aber H. geht, darüber unbekümmert und weder rechts noch links blickend, mit verstopften Ohren vorwärts und tritt alles Gegebene rücksichtslos zu Boden, um in sein politisches Eldorado zu gelangen. Der bitterste Feind der Jakobiner und doch ihr Kollege hinsichtlich des Götzendienstes mit ganz negativen, abstrakten Sätzen, der Gleichgültigkeit in Wahl der Mittel und des Aberglaubens an das unfehlbare, glänzende Ziel. Gleich den jakobinischen, haben die Grundsätze H—s eine solche zersetzende Schärfe und Säure, daß ihnen nichts widersteht, und indem er überall das Recht zu ergreifen meint, setzt er die blinde Gewalt auf den Thron. Der ganze Unterschied zwischen ihm und den Jakobinern besteht darin: daß er den Begriff des Rechts so beschränkt auffaßt, daß nur das Privatrecht Platz findet, während diese das Privatrecht ganz vernichteten, um für ihr Staatsrecht doppelten Raum zu gewinnen. Jede Theorie und Praxis aber, die nicht Privatrecht und

Staatsrecht gleichmäßig zu würdigen und festzuhalten weiß, führt ins Verderben. Vor der Zuchtruthe des jakobinischen Staatsrechts verschwand alles Eigenthum, und die Einzelnen wurden als völlig bedeutungslos allgemeinern Träumen und künftigen Geschlechtern geopfert. Bei H—s Gedanken, oder Nichtgedanken, von den mit jedem Einzelnen über Steuern oder Nichtsteuern, Dienen oder Nichtdienen u. s. w. abzuschließenden Verträgen löset sich der Staat in lauter Atome auf, aus denen nicht einmal eine Mosaikmalerei hergestellt werden kann. Das Freiwillige, das er preiset, ist nichts als der Naturstand und die volonté générale der Jakobiner, nur in eine andere Terminologie übersetzt und durch eine täuschende Brille von anderer Farbe betrachtet. Er hat eine wahrhaft kindische Freude, daß, seinen Rathschlägen folgend, der König zuletzt sagen könnte: helft euch selber, was kümmert mich der Staat, ich bin und bleibe doch der reichste Privatmann! Und er spürt gar nicht, daß er alle wesentlichen Rechte des Königs sinnlos preis giebt, wenn er ihn nur als Privatmann betrachtet und Privatrechtliches für ihn vindicirt; daß dies Aufgeben alles Regierens nichts ist als die scheußlichste Anarchie, und aus der Masse, die sich selbst helfen soll, nothwendig ein Tyrann hervorwächst der keinen ehemaligen König neben sich duldet, wenn er sich auch nur als reicher Privatmann

anmelden läßt! Bürger- und Religionskriege endlich, welche zu hindern und vorzubeugen alles Staats- Privat- und Kirchenrecht bezweckt, erscheinen dem Restaurator nicht als die ärgsten Krankheiten, sondern er stellt sie in seiner Apotheke als heilsame Mittel auf, und bereitet sie in seiner Gift- und Sudelküche als die vornehmste Speise für Leute, deren Magen und Zunge er allmälig erzogen und auf die wahre politisch-diätetische Höhe hinaufgeschraubt hat.

Vierundvierzigster Brief.

Montag, den 7ten Junius.

Ist man einmal auf die politische Fährte gerathen, kann man doch sehr schwer wieder loskommen. Dies gilt besonders für Paris, wo man ja fast nichts hört, sieht, riecht, schmeckt und fühlt, was nicht mit Politik geschwängert, durchzogen, gesalzen oder gepfeffert wäre. Ohne Zweifel ist dies einseitig, ja krankhaft, und erinnert an andere Länder und Zeiten, wo andere Gegenstände, z. B. Theater, Weiberintriguen, Theologie oder was sonst, in ähnlicher Weise wirkten

und herrschten. Unnützes Geschwätz in der modigen Tonart gilt dann für Weisheit und Pflichterfüllung, und wollte jemand darauf aufmerksam machen, daß nur einige Chorführer den Waizen, alle Andern aber unermüdlich leeres Stroh dreschen, man würde selbst gedroschen.

So habe ich in zu großem Eifer unhöflich auf Hrn. v. H. losgedroschen, und muß mir doch die Frage vorlegen: warum er denn eine bedeutende Zahl von Anhängern gewonnen hat? Zuvörderst, weil manche seiner geschickteren Angriffe allerdings die schwachen Stellen seiner Gegner treffen; dann, weil seine breite, oft ganz unwissenschaftliche Methode, vielen Leuten der sogenannte unwiderlegliche gesunde Menschenverstand zu seyn scheint. Drittens, weil es leichter ist, aus dem jakobinischen Extrem in seines überschlagen, als sich in der wahren Mitte festhalten. Endlich, weil selbst stumpfe Nasen spürten, das System praktisch angewandt, bringe ihnen Vortheil. Während nach dem revolutionairen Staatsrecht der Einzelne Nichts war, hörten sie jetzt daß jeder Einzelne eine Art von Staat sey, mit dem die Regierung wie mit einer selbständigen fremden Macht pacisciren müsse. Jeder nahm sich also in der Stille vor, nie zu dem ja zu sagen, was ihm unbequem erscheine, und wenn man zuletzt auch nicht mit jedem Bürger und Bauer einen neuen pacte d'union, de

constitution u. s. w. abschlösse, würden doch die Edelsten und Vornehmsten sich dabei schon gut zu betten wissen. Daher die pfiffige Begeisterung, welche Manche für Hrn. von H. haben, um Steuerfreiheit und Bierzwang, ausschließliches Anrecht auf Stellen und Leibeigenschaft, oder wie die Elemente ihres Staates im adeligen Schlaraffenlande sonst heißen, unter der Firma einer weltbeglückenden Restauration einzuschmuggeln.

Gestern fand ich endlich M—t zu Hause, den ich euch als einen lebendigen und einnehmenden Mann bezeichnete. Wenn er in anderem Sinne liberal ist, als ich es bin, sehe ich darin zunächst eine Folge seiner größern Jugend und meines höhern Alters; dann, daß er als Franzose ganz andere Dinge erklären, entschuldigen, vertheidigen möchte, als ich. — Revolution also heißt allen diesen Männern, die Abschaffung alter, verjährter Einrichtungen und Übel; Contrerevolution heißt ihnen die Herstellung jener, oder anderer Mißbräuche. Ihre Widersacher verstehen dagegen unter Revolution den Inbegriff aller begangenen Thorheiten und Verbrechen; unter Contrerevolution, die Herstellung der Ordnung, des Gehorsams, der Religion u. s. w. Es ist sehr leicht, diese entgegengesetzte Bedeutung des Wortes aufzufassen und im Gespräch dasselbe so oder anders zu gebrauchen. Die Schwierigkeit beginnt, wenn man nun in das Ein=

zelne eingeht und fragt: was Mißbrauch, Verbrechen, Ordnung, Gehorsam, Religion u. s. w. sey? Da treten die schroffsten Gegensätze heraus, welche Lexikon und Grammatik nicht vermitteln und ausgleichen. Doch, dies Allgemeinere jetzt vermeidend, komme ich auf M. zurück. Nach mannigfachem Gespräch trat er mir bei: 1) daß die Gefahr in Frankreich jetzt noch lange nicht die höchste Spitze erreicht habe, und das Ministerium in Folge dieser oder der nächsten Wahlen ohne Gewalt und Bürgerkrieg zusammenstürzen könne. 2) Daß die Schwächen und Fehler der herrschenden Linie jetzt noch gar keinen zureichenden Grund darböten, einen Wechsel der Dynastie auch nur zu versuchen. Von hier aus schloß er aber weiter und sagte: der Fall des Minksteriums beendet die Spaltung nicht. Denn wenn wir auch voraussetzen, daß die Liberalen nie der Mäßigung vergessen, nie zu weit gehen werden; so müssen sie doch danach trachten ihren Sieg zu benutzen und Gesetze zu erstreiten, welche für die weitere Entwickelung Frankreichs nothwendig sind. Schon dies Bestreben heißt der Gegenpartei revolutionair im bösen Sinn; gelingt es nun gar, so wird der Hof von neuem in die jetzige Stellung gerathen, und lieber mit Gewalt seine Ansicht durchsetzen, als weiter nachgeben wollen. Die regierende Linie ist durch und durch der Revolution feindlich, sieht in ihr und in ihren Folgen und Än-

derungen lauter Übel, möchte alles Alte herstellen und erzieht, um jede Aussicht abzuschneiden, selbst den Herzog von Bordeaux im System der Ultras und der Jesuiten. Die Linie Orleans dagegen ist auf die Ansichten der Revolution eingegangen, der jetzige Herzog hat für dieselben gekämpft, seine Kinder sind im Sinne des heutigen Frankreichs erzogen. So ist eine gegründete Hoffnung vorhanden, diese Linie werde angemessen und zeitgemäß herrschen, und wenn sie einst diese Herrschaft aus den Händen Frankreichs annimmt, so giebt die nun wechselseitige Stellung eine hinreichende Bürgschaft, und die in der andern Richtung ohne Ende fortdauernde Unruhe, Mißstimmung, Argwohn u. s. w. ist für immer beseitigt. — Dies sind einige Punkte aus dem mannigfaltigen Gespräch, was sich auf die frühere Geschichte Frankreichs, auf Deutschland, Preußen, Verhältniß unserer Rechtspflege, Communen, Zölle und Steuern u. s. w. wandte; meine Zeit ist indeß jetzt so ungemein beschränkt, daß ich dies Alles nur andeuten kann und zu Valparesso's Depeschen aus England hineilen muß.

Mittwoch, den 9ten Junius.

Meine Arbeiten ketten mich so sehr an Paris, daß ich zur Betrachtung der reichen Umgend nicht vors Thor komme. Doch schien es nützlich und bil-

lig, diese Beschränkung einmal zu durchbrechen, und ich fuhr vorigen Sonntag in einem Kabriolet mit Hrn. L. nach Meudon. Das Schloß liegt auf einer der Anhöhen, die das weite Seinethal umkränzen, und hat vor sich eine horizontale große Terrasse, die künstlich aufgehöht und durch Mauern von ungemeiner Höhe und Stärke gestützt ist. Sie muß ungeheure Summen gekostet haben, und doch ist Schloß und Garten jetzt unbewohnt, so reizend und mannigfaltig auch hier und auf allen benachbarten Punkten die Aussichten sind. Waldbewachsene Hügel, gekrümmte enge Thäler, Dörfer und einzelne Landhäuser, weiterhin die Seine mit ihren Brücken und Inseln, im Hintergrunde endlich Paris, der Mont Calvaire und Montmartre. Es ist eine reiche, fruchtbare, schöne Landschaft, die wir im mannigfachsten Sonnenlichte und Wolkenschatten von vielen Punkten aus mit großem Genusse betrachteten. — Unser Muth, dem zweideutigen Wetter Trotz zu bieten, ward diesmal belohnt, sonst regnet es fast jeden Tag, und die Temperatur wechselt binnen wenig Stunden von zehn bis zwanzig Grad, so daß man kaum weiß, welche Kleidungsstücke man anziehen soll.

Montag ging ich in das Theatre français, gestern in das Theatre des Varietés. Dort gab man Merope, und ob ich gleich von früherer Zeit her wußte, wie man diese tragédies classiques darstelle,

wollte ich doch zusehen ob vielleicht eine Änderung eingetreten sey, oder ein neues Talent sich hervorthue. Ich sah aber nichts Neues. Die Männer füllen nur den Hintergrund und spielten für Franzosen gemäßigt genug; der Nachdruck liegt ganz auf Merope und ihrer Mutterliebe. Obgleich nun Madam Paradol nichts hinweg ließ, was diese Liebe betrifft, konnte ich mich doch bei ihrem tollen Paradespiel des Gedankens nicht erwehren, sie habe ihr „Egisteken", so lange er zu Hause gewesen, täglich einige Male abgewammset. Ich muß immer wieder auf meinen Grundsatz zurückkommen: daß die Kunst und künstlerische Darstellung zu Grunde und ins Verderben geht, sobald man die Schönheit nicht als Mittel und Zweck festhält und darstellt, sobald man sie andern Mitteln, Begriffen, Ansichten, Zwecken unterordnet, oder endlich gar nicht weiß: wo und was sie wahrhaft sey. Die Paradol hat, nach der gewöhnlichen Sprechweise, große Mittel (und noch weit mehr Fleisch), aber diese Weise des Dehnens und Eilens, Wüthens und Seufzens, Erstarrens und Zappelns bringt höchstens für einzelne Augenblicke eine Verwunderung, aber keine Bewunderung und noch weniger wahre Begeisterung hervor, wie sie auch keineswegs aus dieser entspringt. — Unsere Freundinn kann noch mehrere Jahre warten, dann aber wird sie so als Merope, wie jetzt als Phädra Lorbern einernten und den Franzosen zeigen kön-

nen, was eine ächte Künstlerinn aus den Werken und Rollen machen kann, die sie jetzt selbst nicht mehr verstehen, und welchen der Haufe den Bürgermeister von Saardam und selbst die Sündfluth vorzieht! — Gewiß lohnt es sich eher, Phädra und Merope, als die Herzoginn von Guise zu spielen; wenn auch von jener bis zu Iphigenia und Julia noch ein gewaltiger Zwischenraum bleibt. — Ich verließ aus Langerweile das Haus, ehe die Paradol ausgetollt hatte, und werde wieder hineingehen, sobald die Crel. an ihrer Statt spielt.

Im Theatre des Varietés eroberte ich zufällig wieder meinen bequemen Winkel, verlor aber fast den Muth die dazu gehörige bequeme Stellung anzunehmen, als ein Mann neben mir einen zierlichen Fächer aus der Tasche zog und sich damit sehr anmuthig fächelte. Man gab zuerst Thibaut et Justine, und das Spiel war verhältnißmäßig viel besser als das Stück. Sylvestre als Thibaut, Lefevre als père Remy, Cazot als bottier Polotoski verdienen Lob, mehr noch als die beiden auftretenden Frauen. Jetzt folgte zum ersten Male: les brioches (Butterstollen) à la mode, eine Satyre und Parodie der neuern Romantik, mit einigen longueurs und Geschmacklosigkeiten, aber auch mit guten Einfällen ausgestattet. Der Beifall überwog die wenigen Pfeifer. Theobald, le jeune romantique exalté (Dandel), der patissier

Walter Scott (Vernet), welcher für den ächten gehalten wird, Matthieu bourgeois gai (Bosquier), ein Vertheidiger der alten Schule, ergötzten so sehr daß die Müdigkeit, welche mich bei Justinchen ergriff, ganz verschwand. Doch wollte ich, des frühen Aufstehens halber, nach Hause gehen, als ich überlegte und bedachte daß es gleichsam eine Pflicht für mich sey, auch das nächste und letzte Stück zu sehen, dem weiblichen Geschlechte die gebührende Ehre zu erzeigen und meine Kenntnisse eines gewissen Fachs zu berichtigen und zu vermehren! Kurz, das nächste Stück hieß: Les cuisinières, und ich blieb! — Was ist aber dies Stück im Vergleich mit dem reichen Stoffe, der mir zur Hand liegt, wenn ich ihn dramatisiren wollte! Zwar erschienen vier, oder vier und eine halbe Köchinn; aber es war dieselbe vier Mal. Und wie falsch aristokratisch, und doch zum Schaden der Aristokratie oder der Herrschaft, war alles gehalten: das heißt, alles lief darauf hinaus, daß die Köchinnen das Essen verderben, die Herrschaft betrügen und die Herrschaft selbst spielen, wenn diese nicht zu Hause ist. Gedachte ich der Mannigfaltigkeit stiller und vorlauter, verliebter und der Liebe entsagender, ehrlicher und pfiffiger, kinderloser und mit Kindern begabter, naiver und sentimentaler, klassischer und romantischer Köchinnen, welche Deutschland seinen vielen Söhnen im Guckkasten der Wahrheit und Dichtung zeigt; wie

kam mir dagegen Frankreich in dieser Heerschau seiner Köchinnen so einseitig und ärmlich vor. Mein deutscher Patriotismus ward in einer neuen Richtung so begründet und befestigt, daß ich wie ein zweiter Hüon jetzt gefaßt den Angriff französischer Köchinnen erwarten kann; obgleich bei dem bloßen Warten nichts herauskommt, und ich auch sonst mehr Lebensart besitze als der besagte, grobe Hüon. —

Ich finde, man trinkt hier Wein auf mannigfache, nur nicht auf die rechte Weise. Zuerst den ordinairen, mit Wasser vermischt, lediglich um den Durst zu löschen; auch ist er kaum dazu tauglich. Ferner geben vornehme Leute bessern Wein, weil sie mehr Geld haben, aber er spielt nur eine Nebenrolle, wird weder gelobt noch besprochen, sondern überall sehr prosaisch dem Essen untergeordnet. Die großen Wahrheiten: daß der ein Narr sey, der den Wein nicht liebe, und daß er des Menschen Herz erfreue, scheinen den Franzosen fremd zu seyn, und ich selbst bin schon so französirt, daß es mir unrecht erscheint einen halben Franken daran zu wenden, um etwas besseres Getränk zu erhalten. Und in der That allein trinken und bloß in Beziehung auf die nothwendige Verdauung, ist doch gar zu philisterig.

Donnerstag, den 10ten Junius.

Ich habe vorgestern auf dem Louvre einmal wieder die alten Bildsäulen u. s. w. angesehen. Obgleich keine den schönsten in Rom und Florenz gleichkömmt, sind doch sehr lobenswerthe Werke darunter, z. B. die schlanke Diana mit der Hirschkuh, die Venus von Melos u. a. Ich mußte mir, wie schon öfter, die Frage vorlegen: warum Werke der Bildhauerei heutiges Tages weniger anziehen, gesucht und bewundert werden, als Werke der Malerei, während bei den Griechen beide Künste auf derselben Höhe standen? Die unläugbare Thatsache als eine Thorheit verurtheilen, ist übereilt und hilft nicht zum Ziele, weil alsdann doch immer zu untersuchen bleibt, wie man zu der Verkehrtheit gekommen sey? Eben so wenig führt die Tautologie weiter: das Alterthum war plastisch u. s. w., sobald man dreist genug ist, nach dem **warum** zu fragen. Am nächsten liegt, behufs weiteren Erklärens, die Bemerkung: daß uns die Kenntniß und Würdigung der nackten Formen fast fremd ist und höchstens den Künstlern verstattet wird. Daher wissen die Meisten kaum wie Kopf und Hand, nicht aber wie andere Theile des Leibes aussehen oder aussehen sollen. So gewiß einerseits Verwirrung darüber obwaltet, wie der Mensch zugleich das Schöne **und** Gute sich aneignen solle, und jenes oft

sehr thöricht für den Feind von diesem ausgegeben wird, läßt sich doch andererseits nicht läugnen, daß in unserem Norden das Studium nackter Formen nicht von selbst gegeben ist, wie Licht und Luft, sondern leicht in zweideutige Abwege hineinführt. An sich ists zwar nicht sittlicher oder unsittlicher, ein nacktes Bein, als einen nackten Arm zu zeigen; wohl aber gehört es zur wahren Sitte, der Landessitte nicht frech entgegen zu treten, fremdes Urtheil zu achten und sich um Anderer willen einen Zwang aufzulegen. Wenn daher in einigen Ländern Asiens die Frauen Hals und Brust sorgfältig verhüllen, den Leib aber bloß tragen, und in Europa das Gegentheil geschieht, so folgt daraus nichts für unbedingte Sittlichkeit an sich; wohl aber soll sich jede Frau ihrer Landessitte anschließen. Ich kann nicht bloß begreifen, sondern mitfühlen, wie der Anblick eines vollkommen schönen Körpers bis zur Andacht und Anbetung steigern kann; doch wird keiner meinen, die vornehmen oder geringen Berliner könnten dadurch für die Schönheit erzogen werden, wenn sich eine moderne Phryne in der großen Schale im Lustgarten öffentlich badete. Diese ganze Betrachtung über das Nackte, verliert aber hinsichtlich obiger Frage über das Verhältniß der Bildhauerei und Malerei großentheils ihre Wichtigkeit, sobald man bedenkt, daß es ungemein viel bekleidete Statuen und nackte Gemälde giebt, und es dürften

vielmehr zwei andere Hauptpunkte zu erörtern seyn: 1) daß die richtige Würdigung der bloßen Form ohne Farbenreiz schwer ist, und die Bildsäule weniger reizt als das Gemälde. 2) Daß die Maler, die ganze Sinnesart der neuern Zeit, insbesondere die Religion mehr ergriffen haben als die Bildhauer. Doch ist dies nicht geschehen, weil dieser Weg der Bildhauerei nothwendig ganz verschlossen ist, vielmehr könnte man aus dem bisherigen Zurückbleiben einen desto glänzenderen Entwickelungsgang weissagen. Doch fehlt es heut an allem Raum, darüber mehr zu sagen, auch habe ich wohl anderwärts schon éinmal darüber gesprochen. —

Fünfundvierzigster Brief.

An Frau von B.

Paris, den 11ten Junius 1830.

— — Gespräche über Politik konnten (obgleich in jeder Partei fast alles als abgemacht und fertig dasteht und betrachtet wird) in dieser Gesellschaft bei herannahenden Wahlen nicht fehlen, und um so weniger, da Hr. G. in diesen Tagen selbst nach L. abreiset, hoffend, noch leichter als das vorige Mal obzusiegen.

Man rechnete, die liberale Partei werde etwa an 40 Stimmen gewinnen, war aber getheilter Meinung, ob das Ministerium fallen und der König nachgeben werde oder nicht. Die Heftigern sagten nein; andere behaupteten das Gegentheil, mit Rücksicht auf die Macht der Verhältnisse, und auch wohl durch den Wunsch bestimmt, daß es nicht zum Äußersten komme. Die Mittel, welche das Ministerium anwendet um sich zu stärken, wirken nicht selten im entgegengesetzten Sinne, so z. B. die Kreisschreiben an die Beamten, welche alle Freiheit des eigenen Entschlusses, im Widerspruch mit dem Grundgedanken einer repräsentativen Verfassung, aufheben und durch Hülfe der tyrannisirten Verwaltung alle Controlle derselben vereiteln wollen. Allerdings kommt es hiebei hin und wieder zu einer Collision der Pflichten des Beamten und des Wählers; aber jenes Verfahren löset den Knoten nicht, sondern zerschneidet ihn, und veranlaßt die Beamten zu der Berechnung: ob nicht bloß die Ehre, sondern auch der Eigennutz fordere, wider ein Ministerium zu stimmen, dem der Tod bevorsteht, um sich bei dem künftigen beliebt zu machen. Eben so verkehrt sind die Maaßregeln gegen die 221 Deputirten, welche für die Adresse stimmten. Pariser Befehle an die Präfekten trieben z. B. in Angers die Sachen auf eine solche Höhe, daß sich der Maire selbst vor die Bürger hinstellte, um den Präfekten

vom Schießen auf jene abzuschrecken. Alle diese unnützen Verbote und Polizeimaaßregeln treiben erst die Neigung hervor, sich nicht beschränken zu lassen, sondern entgegen zu gehen, zu rufen, zu singen u. s. w. — Ich überzeuge mich täglich mehr, daß Frankreich nie zu einer geordneten, wahren Freiheit kommen kann, so lange man 1) den Begriff der Verfassung ganz in dem der Reichsverfassung für erschöpft hält, und Einrichtungen in Landschaften, Städten und Dörfern, angemessene politische Erziehung, Thätigkeit und Mitwirkung in kleinern und niedern Kreisen überflüssig oder gar thöricht nennt; 2) so lange die Verwaltung tyrannisirt und tyrannisirt wird. Jene erste Wahrheit haben die jetzigen Liberalen (den frühern widersprechend) eingesehen; die letzte ist ihnen noch verborgen, aus Gründen, die ich schon oft berührt habe. Allein mit jedem Tage müssen auch hier die rechten Standpunkte in helleres Licht treten, und wie eine freie Verfassung mit einer willkürlichen Verwaltung eben ein Unding ist und nicht zum Ziele führt. Den verkehrten Einwand: eine Verwaltung mit unabsetzbaren Beamten sey eine ungehorsame, anarchische, brauche ich nicht zu widerlegen, wenn ich nach Potsdam schreibe. Ich behauptete in frühern Briefen: ganz Frankreich wolle die Charte; dies scheint mit dem im Widerspruch zu stehen, was ich in meiner Schrift über die Städteordnung drucken ließ, und ich erkläre mich deshalb deut=

licher. Mit Ausnahme weniger Leidenschaftlichen, halten es alle Franzosen für unerlaubt und unheilbringend, daß Hr. Polignac und Hr. Peyronnet unter königlicher Firma, oder königlichem Eigensinn nachgebend, die Charte vernichten und ihre Willkür an die Stelle setzen. Bei einer ruhigen Anerkenntniß der Charte würden sich dagegen die verschiedenen Ansichten über dieselbe und der Wunsch nach Abänderungen bald kund thun. So z. B. sind die Adeligen, welche nicht in die Pairie rückten, über völlige Vernichtung ihrer ehemaligen Vorzüge unzufrieden, und die Geldaristokratie der 80—100,000 Wähler ist vielen Ausgeschlossenen ein Anstoß, worüber sie aber schweigen, weil für sie keine Hoffnung des Einrückens, wohl aber die Furcht vorhanden ist: alles Wählen und Gewähltwerden möchte ein Ende nehmen. Ein aristokratisches Ministerium dürfte leicht die Adeligen gewinnen, aber schwerlich je etwas Allgemeines für sie durchsetzen; ein mehr demokratisches vielleicht obsiegen, aber schwerlich viel Nutzbares erreichen, wenn anders die oben getadelte Rücksicht auf die **Reichs**verfassung **ausschließlich** festgehalten würde.

Sechsundvierzigster Brief.

Paris, Sonnabend den 12ten Junius.

Aus Deinem lieben Briefe will ich zuvörderst zwei Bemerkungen hervorheben und beantworten, weil ich ganz damit einverstanden bin. Die erste bezog sich auf jene schlechte Methode des Kritisirens, welche nur zu mäkeln, nicht zu genießen weiß. Sie beruht in der Regel auf bloßer Eitelkeit, die sich wichtig machen und Schärfe des Urtheils zeigen will, sich aber jedes Mal selbst bestraft. Anstatt den Gesichtskreis zu erweitern (der Zweck aller Bildung), wird er auf diesem Wege immer enger und inhaltsloser, und schließt mit einem steten, so dummen als gemüthlosen Verneinen. Die wahrhaft lebendige, fruchtbare Kritik erwächst nur aus der Begeisterung, und insbesondere soll die Jugend mit dieser, nicht mit jener, beginnen. Allmälig verklärt sich die Begeisterung, lernt Erfinder von Nachahmern, Styl von Manier, innere Lebensgluth von erkünstelter Wärme, ächten Gemüthsreichthum von leichterlernten Formeln, Kern von Schale, ewiges Licht von augenblicklichen Feuerwerken u. s. w. u. s. w. unterscheiden, und jedem seine Stelle anweisen. Dieser Fortschritt macht nicht unbillig,

verkümmert keinen Genuß, drängt aber allerdings die höchste Bewunderung, Liebe und Thätigkeit hin zu den Edelsten unter den Lebendigen und den Todten. Vor allem soll man gegen sich und andere nicht unwahr seyn, seine Gedanken und Gefühle nicht verhehlen, nichts darin setzen der Mode zu folgen, oder ihr zu widersprechen.

Die Möglichkeit, zugleich ultraliberal und ultranapoleonisch zu seyn, beruht auf dem gleichen Elemente und Maaße, das beiden Ansichten zum Grunde liegt. Sie sind gleich, sofern sie ultra sind, und beide in letzter Stelle die Willkür mit der Freiheit verwechseln. Erscheinungen der bloßen Kraft fallen am leichtesten in die Augen, sind am leichtesten begriffen und imponiren die Meisten; C. sollte aber doch von seiner Frau lernen, daß es in der Politik wie in der Kunst etwas giebt, was über diesen zerstörenden Effekt unendlich weit erhaben ist. In unsern größern europäischen Staaten muß jeder ächte Liberale Royalist, und jeder ächte Royalist liberal seyn; es ist zwischen beiden gar kein wahrer Gegensatz. Lösen sich die Parteien von diesem mittlern Leben, so erscheinen allerdings unvereinbare Gegensätze, die sich aber im Wahnsinn unter einander aufreiben, und darin, so wie im Tode, gleich sind und zusammenfallen. Der Jakobinismus und der Napoleonismus waren gewaltig, imponirend, betäubend; aber doch nur vom Übel

und arge Krankheitszustände, nicht Erscheinungen von gesunder Mäßigung, Schönheit und Adel, nicht erzeugend, befruchtend, bildend; denn was den Schein dieser Eigenschaften trug, war nur täuschend oder im Widerspruche mit dem Grundprincipe.

Einer dritten Deiner Bemerkungen über das Protestantischwerden der — — — möchte ich hinzusetzen, daß es an der Zeit ist, nicht die Verschiedenheiten der drei christlichen Bekenntnisse, sondern ihre Übereinstimmung in den Hauptsachen hervorzuheben. Jede Confession hat übrigens ihre eigenen Ultras, Jesuiten z. B. und Puritaner, für welche das gilt, was ich oben von den politischen Ultras behauptete. —

Paris, Sonntag den 13ten Junius.

Die englischen Papiere auf der Bibliothek beziehen sich zum großen Theile auf die Spezialgeschichte Frankreichs, doch vergeht kein Tag, wo ich nicht mancherlei auszuziehen finde. Sehr anziehend sind ferner die procès verbaux der Reichsstände von 1593 und 1614, mit welchen ich mich jetzt beschäftige, und die nie gedruckt oder gebührend benutzt sind. Denn so viel die Franzosen auch politisiren, bezieht sich's doch fast immer nur auf den letzten Tag, und alles Frühere, selbst aus ihrer eigenen Geschichte, erscheint ihnen meist geringhaltig und unbrauchbar.

— — — — Es ist einleuchtend, daß das Auffinden eines Codex, einer Handschrift oder irgend einer Curiosität viel öfter einen glücklichen Zufall, als große Weisheit erweiset. In Deutschland überschätzt man dergleichen Curiositäten und Zufälle, und wollte ich mir etwa etwas darauf zu Gute thun, jetzt auch einige Gewinne in dieser Lotterie gezogen zu haben; so kommt vielleicht morgen einer, der ein Paar Nummern niedriger oder höher eingesetzt, ein zehnmal glücklicheres Loos gezogen hat und mich vor aller Welt als einen dummen Teufel auslacht! — Dies kann jedoch die Gleichgültigkeit nicht rechtfertigen, welche selbst da Hand anzulegen verschmäht, wo es fast keine Nieten giebt; es kann auch denjenigen Männern ihr großes und eigenthümliches Verdienst rauben, welche, wie Muratori, Mabillon, Brequigny, Martene, Niebuhr, Hormayr, Perz, Ranke u. a. überall an der rechten Stelle zu suchen, zu finden, zu benutzen verstanden. Von manchem gilt hingegen das alte Sprichwort: eine blinde Henne findet auch ihr Korn. Daß übrigens die blinde Henne ihre Augen nicht angreift, ist, wie ich jetzt spüre, kein geringer Gewinn.

Siebenundvierzigster Brief.

Paris, Montag den 14ten Junius.

Gestern habe ich einmal Ruhetag gehalten, daß heißt, keine Handschriften gelesen. Nach Beendigung der an Dich und Frau von B. gerichteten Briefe, sah ich einige der vielen Prozessionen, welche an diesem Tage die Stadt durchzogen. Sie machten einen weit bessern Eindruck, als jene früheren in der Kirche. Denn, abgesehen von den Trommeln (die überall ein Gräuel für meine Ohren sind), darf alles im Freien einen etwas veränderten Charakter annehmen, und nimmt ihn an. Dieser Charakter war diesmal wesentlich ein heiterer, wie es die Jahreszeit erlaubte. Auf dem Markte S. Honoré z. B. waren alle Buden mit weißen Tüchern behangen und auf diesen Blumensträuße oder Kränze befestigt. Jeder Theilnehmende trug Blumen in der Hand, die Soldaten hatten sie (ein schönes Sinnbild des neuen Friedens, den das Christenthum in die Welt brachte oder bringen sollte) in die Flintenläufe gesteckt, der Markt selbst war mit zerschnittenem Grase bestreut, und Frauen, die zwischen der Prozession einhergingen, fast möchte man sagen tanzten, warfen Rosenblätter mit vollen Händen hoch in die Luft. Am reichsten wa=

ren die Altäre geschmückt, welche man an verschiedenen Stellen errichtet hatte. Es fiel mir gar nicht ein puritanisch zu fragen, wo und wie etwa Aberglauben mit im Spiele sey; es kam mir alles so natürlich und menschlich vor, und von allen den Einwendungen, die sich mir schon öfter in den Kirchen unabweislich aufdrängten, wäre bei diesem Volksfeste keine einzige an der rechten Stelle gewesen. Gern hätte ich auch noch den König selbst in der einen Prozession gesehen, aber ich kam zu spät und mußte dann, einer Abrede mit L. gemäß, zu früh aufbrechen. Den Plan, nach S. Germain zu fahren, vereitelte das noch immerwährend ungünstige Wetter. Wir gingen deshalb durch die nördlichen innern Boulevards bis zum botanischen Garten, sahen Pflanzen und Thiere und fuhren dann durch die äußern Boulevards bis zum Marsfelde und vor den Invaliden vorbei nach Hause. Dieser Rand der Stadtmauer hat einen eigenthümlichen Charakter, und es ist mir lieb daß ich einen Theil desselben fast zufällig umkreiset habe. Das übertriebene System der Besteuerung zeigt sich recht deutlich, indem fast Haus bei Haus vor den Thoren eine Weinschenke ist, die mit den einladendsten Versprechungen die Vorübergehenden anlockt.

Nach beendeter Fahrt aß ich bei L. Wir streiten oft miteinander, wo er gewöhnlich das Französische

vertheidigt und ich das Deutsche vertrete. So z. B. lobte er mit Recht die Sicherheit und Ordnung, welche durch die bürgerlichen Gesetze bei Abschließung der Ehen eingeführt ist, meinte aber, daß die Einwirkung der Juristen und der Begriff des Vertrages hier, wie bei andern Dingen, ausreiche. Ich bestritt dies und behauptete: zu dem physischen und rechtlichen Elemente müsse das dritte, religiöse, hinzutreten, denn es könne jemand thun was die Gesetze billigen, und doch höhere Vorschriften übertreten und gegen Frau und Kinder sehr lieblos verfahren. Das Landrecht und der Code bedürften einer evangelisch-christlichen Verklärung. — Die Sitten haben sich in Frankreich wesentlich in der Hinsicht gebessert, daß die Jugend im Ganzen und Großen Verführung der Weiber und Mädchen, nicht mehr als Gegenstand der vorzüglichsten Thätigkeit betrachtet und das Strafwürdige nicht mehr zur Ehre gerechnet wird; doch fehlt es nicht an einzelnen Beispielen des verbrecherischen Leichtsinns. Ein Baron kehrte z. B. vor einigen Wochen schneller von einer Reise zurück, als man erwartete, findet Kammerjungfer und Frau in großer Bestürzung, schöpft Verdacht und entdeckt den unterm Sopha versteckten Liebhaber. Ohne sich um diesen zu kümmern, nimmt er seine Reitpeitsche und straft damit die schuldige Frau aufs nachdrücklichste, ohne daß jener Versteckte eine weitere Rolle übernimmt. Dann geht er fort, da-

mit dieser sich entferne, und wirft die Frau nächstdem zum Hause hinaus, welche, von ihren Ältern ebenfalls verstoßen, in ein Kloster gegangen ist. Der Bankier — heirathete eine Frau, welche ihm außer der Treue noch besondere Dankbarkeit schuldig war, weil sie aus unangenehmen und beschränkten Verhältnissen in sehr günstige trat. Er entdeckt dennoch daß sie von jemand Liebesbriefe empfängt, verzeiht indeß den Leichtsinn unter dem Versprechen der Besserung. Bald darauf erhält er Grund zu neuem Verdacht, ohne der Beweise mächtig zu werden. Unwillig aber die sündhafte Frau behalten zu müssen, läßt er sie geuauer beobachten, und es wird ihm berichtet: sie sey in einem Fiaker weggefahren und habe einen jungen Mann zu sich in den Wagen genommen. Er folgt, mit dem Bruder der Frau, gewissen Zeichen und beide finden den Wagen in einer abgelegenen Allee der Champs élisées ohne Kutscher und zugleich mehr als zureichende Beweise der neuen Schuld. Der Liebhaber wird aus dem Wagen geworfen und die Frau zu ihren Ältern geführt, welche aber (strengen Sinnes) diese Schwester nicht zu den jüngern führen wollen, sondern ihre Thür verschließen, so daß auch sie in einem Kloster Zuflucht sucht. Zwischen — und dem Verführer ist es zu einem Duell gekommen, und jener hat diesen vor wenig Tagen erschossen. Beide Geschichten machen natürlich großes Aufsehen, und

werden manche Leichtsinnige von der verwerflichen Bahn zurückschrecken.

Ein anderer Streitpunkt zwischen mir und L. war die Jury, oder vielmehr nicht dieselbe ihrem Wesen nach, sondern nur gewisse Mängel und Auswüchse derselben. Das Gesetz sagt z. B.: wer wegen eines Gegenstandes von den Geschwornen losgesprochen worden ist, kann darüber nicht wieder in Anspruch genommen werden, denn die Jury ist omnipotent und infaillible. Ganz richtig, wenn dies heißt: diese Form des peinlichen Verfahrens erlaubt nicht, mehrere Instanzen über einander zu bauen. Ob dies ein Vortheil oder Nachtheil sey, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Jene Allmacht und Unfehlbarkeit aber festhalten zu wollen, wenn ganz neue Thatsachen und Beweise entdeckt werden, ist nicht Folge und Ausfluß des wahren Wesens der Jury, sondern ein Mangel in den gesetzlichen Bestimmungen, der gehoben werden kann und soll. Der Hauptmörder Couriers z. B. ist früher aus Mangel an Beweisen frei gesprochen worden; jetzt finden sich diese Beweise, aber der Buchstabe (welcher den Geist tödtet) sagt: er kann nicht wieder in Anspruch genommen werden, er ist und bleibt straflos. Wenn also umgekehrt jemand verurtheilt wäre, und nachher fänden sich Beweise seiner völligen Unschuld, müßte ihm auch zum Beweise der Allmacht und Unfehlbarkeit der Jury das Haupt ab=

geschlagen werden! Ist das nicht klarer Unsinn? Wo eine Form die Ausübung und Handhabung der wahren Gerechtigkeit unmöglich macht, kann und soll sie geändert und gebessert werden. So bleibt es Regel, daß das Geschwornengericht keine Mehrung der Instanzen zuläßt; wenn aber eine scheinbar abgethane Sache auf irgend eine Weise sich wesentlich in eine neue verwandelt, ist sie eben nicht abgethan, sondern eigentlich erst zum ersten Male zu prüfen und abzuurtheilen. Die Jury, sagen Einige, ist eine so herrliche Einrichtung, daß nichts darauf ankömmt, ob einmal ein Mörder unter ehrlichen Leuten ungestraft einhergeht. Ich sage: die Jury ist eine so herrliche Einrichtung, daß dies unmöglich erscheint, sobald man ihr Wesen nicht in gewisse Zufälligkeiten setzt und diese für unabänderlich erklärt.

Achtundvierzigster Brief.

Paris, den 15ten Junius.

Noch immer ist das allerschlechteste Wetter, so heut früh Regen, Wind und nur 9 Grad Wärme. Dies macht wo nicht krank, doch unlustig, und verhindert Gehen, Sehen, Besuchen, Genießen. Von größter Bedeutung endlich ist die Witterung für Frankreich,

ja für Europa, wenn daraus das Mißlingen des Feldzuges gegen Algier hervorgehen sollte. Nach den Tagebüchern eines Schiffes, welches zwei Jahre lang vor Algier kreuzte, sind binnen dieser Zeit höchstens fünf Tage hinter einander einer Landung günstig gewesen, und alle Sachverständige behaupten daß wenn die pariser Witterung auch dort herrscht, die Flotte den größten Gefahren ausgesetzt ist, ja ihren Zweck gar nicht erreichen kann. Obgleich das Ministerium Wind und Wetter nicht beherrscht, wird man (da in Frankreich meist alles menschlicher Weisheit erreichbar erscheint) Gründe der Anklage in Menge finden, Schmerz und Unglück wird die Leidenschaften hervortreiben und in der Rache und Bestrafung die einzige Genugthuung finden. Die königliche Proklamation kann diesen Sturm um so weniger beschwören, da die Versprechungen unbedeutend erscheinen, weil im Hintergrunde die Forderung liegt: jedes vom Könige ernannte Ministerium sey der Verfassung gemäß und müsse erhalten werden, selbst wenn es die Mehrheit der Stimmen nicht für sich habe. Auch meint eine Partei: sobald die neue Kammer dies nicht einsehen wolle, habe der König genügenden Grund, den ganzen unbrauchbaren Regierungsapparat zur Seite zu werfen. Der Wille, dies zu thun, ist bei manchem vorhanden, aber es fehlt die Macht, es glücklich durchzuführen; die Liberalen umgekehrt haben jetzt die

Macht zu weit zu gehen, und ich fürchte der Wille wird sich finden, sobald die Gegenpartei den gesetzlichen Kreis übertritt. — So mache ich, wie jeder, täglich sein politisches Bulletin, welches fast nur unsicheres Meinen über eine gewiß vorhandene Krankheit enthält.

Ich sagte, das schlechte Wetter halte von Besuchen ab. So war ich D. den ersten noch schuldig, als er zuvorkommend zum zweiten Male erschien und mir erzählte: seit 15 Jahren arbeite er täglich zehn Stunden an einem großen Werke über Sprache und Etymologie. Doch sey nur ein Abriß vorläufig in Wien gedruckt, und er wolle das zehn- und zwanzigmal Umgearbeitete noch reifen lassen, um nicht in die Lächerlichkeiten der Etymologen zu verfallen. Manches erschien ihm indeß schon unwiderleglich, z. B. daß 1000 Jahre vor Christus schon Deutsche im untern Italien gewohnt hätten und die römische Sprache ganz und gar deutsch sey. Aber, fuhr er fort, niemand richtet seine Aufmerksamkeit auf das Nächste und Klarste, und sie selbst wissen nicht, wer und woher sie sind. Sie, Raumer, sind nämlich nichts anderes als Romulus und Remus! — Ich hätte mich gern mit diesen meinen Namensvettern und Ahnherrn in nähere Verbindung gesetzt, um, wo nicht das ganze, mir legitim zukommende römische Reich, doch eine gute Emigrantenentschädigung zu er-

gattern; aber es schlug 10 und die Bibliothek verdarb den schönen Traum!!

Mittwoch, den 16ten Junius 1830,

Morgens, bei 9 Grad Wärme im Freien!! und doch heißt das Sommer, und erregt die Furcht, irgendwo aufgesammelte Hitze und Dürre werde anstatt der jetzigen Kälte und Nässe, später auf unerträgliche Weise hereinbrechen. — Heut noch ein Paar Worte über theatralische Abende. Den 12ten Junius sah ich im Theatre français le majorat von Cournol und den Amphitruo von Moliere. Jenes ist ein politisches Gelegenheitsstück wider Peyronnet's Gesetzvorschlag zur Begünstigung der Erstgebornen. Warum dürfte eine solche Gelegenheit nicht so gut wie jede andere ergriffen und dramatisch benutzt werden? Man soll aber die prosaischen Ansichten und Ereignisse des Tages in eine poetische Region erheben, was hier nicht hinreichend gethan ist. Der, aus Begünstigung eines Kindes gegen das andere entstehende Streit zwischen Ältern und Geschwistern, zeigte sich in natürlicher Veranlassung und Entwickelung; um aber dem droit d'aînesse recht den Dampf anzuthun und es zu Schanden zu machen, gerathen die Brüder aneinander bis zum Zweikampf, dann (in ein Register der Reue und Milde umsetzend) übernimmt der jüngere ein Duell für den ältern, wird, und

nächstdem auch dieser erschossen, so daß das Stück mit dem Jammer der Ältern über den Verlust beider Kinder schließt. Qui prouve trop, ne prouve rien; die Unfälle gehen gar nicht nothwendig aus jenem Gesetze hervor, ja (was noch viel übler ist) sie erschienen selbst im Stück nur als unmotivirte Zufälle, und führen zu einem unangenehmen tragischen Ausgange, während ein heiterer, versöhnender viel näher und natürlicher zur Hand war. Das Gelegenheitsstück wird von den Leidenschaften des Augenblicks mit ergriffen und durch ihr Gewicht zu Boden gezogen. Die Darstellung selbst verdiente großes Lob: die Desmousseaux als Mutter, die Brocard als Nichte, David der erstgeborne Sohn, spielten ungemein ansprechend. Keiner war schlecht, alles ging rasch und ineinandergreifend. — Im Amphitruo standen Samson als Sosias und die Demerson als Cleanthis allen Übrigen theils durch ihr Spiel, theils durch ihre Rollen selbst voran. Das Sehen des Stücks hat mein früheres Gefühl nur bestätigt, ja erhöht: es liegt in den Verhältnissen der Alcmene, des Jupiter und Amphitruo etwas für mich Widerwärtiges, Unmoralisches, und ob ich gleich kein Splitterrichter oder übertriebener Puritaner bin, nimmt mein christlicher Sinn Anstoß an diesem heidnischen Skandal. Denn lasse ich auch gern den Begriff der G ö t t e r fallen (obgleich sie doch auch im Heidenthume über den Menschen stehen sollen), so

verletzt das Stück auch die Ideen von Familie, Liebe und Treue, und hat nicht Scherz, Kraft oder Leidenschaft genug, um Jupiters Rolle zu veredeln und Alcmene in reiner Schönheit darzustellen. Also, contra Tieck und Schlegel bleibe ich bei meiner Meinung, und beweise dadurch meine, von St. geläugnete Selbständigkeit und Unabhängigkeit.

Gestern gab man zum Benefiz von Haitzinger Belmonte und Constanze, etwa auf die Hälfte zusammengedrängt; Liebe kann Alles, von Holbein nach Shakspeare, und den zweiten Akt von Fidelio: ein Potpourri, wie ihn die Franzosen verlangen, um von Allem etwas zu genießen. Ich habe es mir denn auch so gefallen lassen und einen Sperrsitz genommen, um mir nicht am Parterreschwanze in dem gräulichen Wetter eine Erkältung zuzuziehen. Belmonte, hier noch unbekannt, erregte selbst in der Verkürzung große Theilnahme und erfreute, wie immer, durch die Frische, Heiterkeit und Klarheit, mit dem dieser Morgen die glanzreiche Bahn Mozart's ankündigt. Außer Haitzinger verdienten Genee und Wieser Lob. Das zweite Stück ist aus dem poetischen Rahmen Shakspeare's herausgerissen und zur plumpen Gemeinheit herabgezogen; die Haitzinger spielte aber die Hauptrolle sehr brav, und an die Übrigen machte man keine Ansprüche. Doch brachte Wieser's Spiel zum Lachen. Der zweite Akt des Fi-

delio ging sehr gut, und die beiden Hauptpersonen erhielten ungemeinen Beifall. Dieser fehlte überhaupt nicht, und man ging gegen Mitternacht zufrieden, obgleich bei 9 Grad Wärme oder Kälte, nach Hause.

Paris, Donnerstag den 17ten Junius.

Ich habe die Bekanntschaft des Brn E. gesucht, welcher ein eifriger Katholik, aber weit entfernt ist, die Übertreibungen der Schule Bonald's und Haller's zu theilen. Er sieht die Fehler der Liberalen, ihren Mangel an scharfem, positivem Wollen, ihr Zerfallen in zu kleine Parteien und was sonst hieher gehört oder nicht gehört; aber er will die Religion und den Glauben nicht aufzwingen, mißbilligt das Getreibe der Congregation, fürchtet für Religion und Kirche, sofern die eifrige Geistlichkeit sich an ein unhaltbares System des theologischen und politischen Ultraismus anschließt und dadurch zu gewinnen meint, während sie die breitere Grundlage verliert und verschmäht im Wege milder Entwickelung Popularität zu gewinnen. Die Kirche müsse in Frankreich mehr vom Staate sich sondern, wo sie allmälig immer nachtheiliger einwirken dürfte; auf unabhängigem Boden werde sie durch Freiheit, nicht durch Zwang die Gemüther gewinnen u. s. w. —

Lieber K. —, Deines Schwiegervaters, des alten, würdigen H—m Erinnerung an mich hat mich wahrhaft

erfreut und gerührt. Empfiehl mich herzlich ihm und all den Seinen. Ob ich irgend einen schriftstelleri- schen Ruhm erlange oder nicht, gilt mir gleich. Ich trachte nicht danach und treibe meine Geschichte ledi- glich und wesentlich um ihrer selbst willen, und würde sie treiben, wenn auch alle Welt sagte, es käme gar nichts dabei heraus. Aber auf die Theilnahme, die ich in den Kreisen der Freunde in Berlin, Dessau und Dresden finde, bin ich stolz, ja, wenn Du willst, auch eitel. Zehn der härtesten und wegwer- fendsten Recensionen halber würde ich (wie Schlözer sagt) kein Mouvement machen; aber wenn man sagte, ich sey ein schlechter Freitägler; wenn in den Fami- lien, die ich gerne aufsuche, den Dienstboten ein für allemal bestellt würde, die Herrschaft sey nicht zu Hause; wenn meine aus theilnehmendem Herzen kom- menden Briefe gar keine Theilnahme fänden, dies und Ähnliches würde ich nur mit Mühe verschmerzen.

Neunundvierzigster Brief.

Paris, Montag den 21sten Junius.

Meine Briefe erwähnten schon so oft des Wetters, und ich beginne auch den heutigen mit diesem trivia- len Gegenstande. Seit vier Wochen regnet es fast

täglich, und in den letzten Tagen in solchem Übermaaße, daß Überschwemmungen und eine schlechte Ärndte zu besorgen sind. Was dem Städter zunächst nur unbequem erscheint, bekömmt von anderem Standpunkte eine hohe Wichtigkeit. — Trotz des übeln Wetters wanderte ich gestern zu Hrn. L. — der, wie Du weißt, durch seine geschichtlichen Kenntnisse und seine amtliche Stellung im Stande ist, gründliche Urtheile über die französischen Städte und Stadteinrichtungen zu fällen. Als ich eintrat, machte er ein sehr langes Gesicht, ließ mich niedersetzen, stellte sich aber vor mir hin als wollte er sagen: stehen Sie wieder auf und machen Sie, daß Sie fort kommen. Sobald er indeß erfuhr, ich sey keiner von den vielen Supplikanten, die ihn wohl überlaufen mögen, als ich ihn überzeugte daß ich, ein Berliner, sein Buch gelesen habe, zu würdigen wisse und in diesen Dingen wohl zu Hause sey, ward er sehr freundlich und gesprächig und zeigte mir zuletzt vieles aus seinen großen und seltenen Sammlungen für die französische Geschichte. Ich will versuchen, einige von seinen Äußerungen mitzutheilen.

Es ist nicht zu läugnen, daß in früherer Zeit die meisten Maires in Frankreich von den Königen ernannt, die meisten übrigen städtischen Beamten aber erwählt wurden. Der Versuch, alle, einschließlich des Maire, wählen zu lassen, hat keine guten Früchte

getragen, und würde auch jetzt meist nur zu Umtrieben, ehrgeizigen Parteiungen u. s. w. Gelegenheit gegeben. Die preußischen Formen (ich machte ihn in der Kürze damit bekannt) können wir nicht annehmen: das französische Volk hat zu viel esprit und zu wenig sens commun, ist unfähig, in der preiswürdigen Mitte zu verharren, geht immer aufs Äußerste und gefällt sich in Extremen, ist nie begnügt mit dem Dargebotenen, und bedarf einer starken und festen Regierung. Das Losbinden von dieser regierenden Aufsicht hat während der Revolution die schändlichsten Vergeudungen des Communalvermögens nach sich gezogen, und Wenige haben sich bereichert, während die Masse der Bürgerschaft einbüßte und die Commune als solche verarmte. Doch hat es keinen Zweifel, daß manche Gegenstände der alleinigen Entscheidung der Gemeinen können überwiesen werden, und ein angemessenes Gesetz für dieselben noth thut. Das zuletzt vorgeschlagene bedurfte erheblicher Verbesserungen, wäre indeß durchgegangen, wenn man es nicht mit dem über die Departements in Verbindung gesetzt hätte. Eine solche Unabsetzbarkeit der Beamten, wie in Preußen vorhanden ist, würde hier sogleich allgemeinen Ungehorsam derselben nach sich ziehen und die Regierung zum Stillstand bringen, und eben so würden die Gerichtshöfe alle Gewalt an sich ziehen, und nach Willkür auslegen und ent-

scheiden, wenn man ihnen le contentieux administratif zuwiese.

Dienstag, den 22sten Junius.

Manche Bemerkungen L—s über die Franzosen waren scharf und streng, viele gewiß auf genaue Kenntniß der Verhältnisse gegründet; doch folgt daraus nicht: eine allmälige Erziehung bleibe unmöglich, oder das, was ich wohl eine Verbesserung nennen möchte, sey hier ohne Zweifel das Gegentheil. Die Unabsetzbarkeit der Beamten z. B. kann und soll ja nirgends für Ungehorsame und Rebellische geltend gemacht werden; vielmehr handelt es sich nur von Absetzungen aus bloßen Vorurtheilen, um bloßer Willkür willen oder zur Strafe für politische Meinungen; wie man sonst wohl die Tüchtigsten absetzte, wenn ihre theologischen Meinungen nicht mit denen der Machthaber stimmten. Jesuiten und Frömmler behaupten freilich, es sey höchst bedauernswürdig daß dies Verfahren abgekommen sey, und möchten es gern wieder herstellen; man kann sich aber nicht oft und laut genug gegen eine Ansicht erklären, welche hinter künstelnden Worten nur tyrannischen Hochmuth verbirgt. Was ferner le contentieux administratif anbetrifft, so läßt sich dies den Gerichten überweisen, ohne ihnen damit das Recht willkürlicher Gesetzauslegung einzuräumen. Angemessene Vorschriften über die Art der Instruktion,

den Werth des Urtheils von Sachverständigen und dergl. müssen die Prozeßordnung, sofern sie früher darauf nicht Bezug nahm, vervollständigen. Auf keinen Fall sind die französischen Einrichtungen tadelfrei, wie meine Anzeige von Macarel's Werk darthut. — Allerdings bedürfen die Franzosen einer starken Regierung, ja sie haben sich weit öfter knechtisch einer despotischen gefügt, als mit einer schwachen Geduld gehabt. Die jetzige ist aber eben schwach, und etwanige coups d'états, welche Stärke zeigen sollten, würden nur eine Krankheitskrise seyn, welche völliger Erschöpfung vorhergeht. Es ist keine Aussicht vorhanden, auf dem bisher betretenen Wege die königliche Macht zu verstärken, es ist (als zum alten regime führend) auch nicht einmal zu wünschen. Eben so wenig hat die Aristokratie ein vorwaltendes Ansehen oder Hoffnung, dasselbe bald zu erhöhen; das größte Gewicht, die größte Macht liegt offenbar auf der demokratischen Seite. Die Art und Weise, wie man diese mit unkräftigen oder ungesetzlichen Mitteln schwächen oder sie um ihre Macht listig betrügen will, werden nicht zum Ziele führen: man muß, meiner Meinung nach, ganz andere Wege einschlagen, um die ohne Zweifel vorhandene Gefahr übertriebenen Einflusses der Demokratie zurückzuweisen und die Möglichkeit ihres Umschlagens in Pöbelherrschaft zu vermeiden. Die Sache ist die: nach dem völligen Mißlin-

gen des Versuches, alle Unterthanen in Herrscher oder doch in Mitherrscher zu verwandeln, bemächtigte sich die Furcht vor einer Pöbeltyrannei so sehr der Gemüther, daß man sich lieber einer militärischen Tyrannei unterwarf, obgleich der ungerechte, blutige Lorber die Häupter nicht besser schmückte und verklärte, als vorher die rothe Freiheitsmütze. Nach dem Sturze Napoleons sollte nun die wahrhaft constitutionelle Regierung folgen, und ohne Zweifel ist die Charte ein großer Fortschritt im Vergleich mit all den seit 1789 versuchten Formen. Ja es kam bis zu dem Aberglauben, daß dieser Constitution gegenüber alles Staatsrecht der ganzen Gegenwart und Vergangenheit als nichtig zu bezeichnen sey. Abgesehen aber von dem großen Unrecht, was hiermit anderen Völkern angethan wird, ist der Aberglaube selbst für Frankreich nicht zu läugnen. Als ich vor drei Jahren die Nothwendigkeit einer Gemeineordnung darzuthun suchte, widersprachen dieselben Leute, welche sie jetzt fordern, und behaupteten, nur durch die Centralisation sey Frankreich groß und mächtig. Sie haben zugelernt, und sollte ich nach drei Jahren noch einmal hieherkommen, würden sich die Reden über die nothwendige Absetzbarkeit der Beamten auch wohl verloren haben. Kreisschreiben, wie sie jetzt die Minister über die Wahlrechte und Wahlpflichten der Beamten erlassen, sind ein gutes Mittel, das Übel an das Tageslicht zu ziehen

und die Nothwendigkeit einer bessernden Veränderung darzuthun.

Ich kehre zu dem zurück, wovon ich ausging. Die Furcht vor der Pöbelherrschaft und die Vorliebe für die Demokratie bekämpften sich wechselseitig und führten zu dem Vergleiche, die Deputirtenkammer zu gründen. In vieler Beziehung ein guter und billiger, aber kein erschöpfend genügender Vergleich. Jene Kammer nämlich sollte die Demokratie, das Volk darstellen, und ist doch formell, der Wahlart nach, nur eine Repräsentation des Reichthums. Stellen wir aber diese Bemerkung oder diesen Einwand zur Seite, sofern wenigstens der industrielle Reichthum in Frankreich jetzo liberal ist; concentrirt sich doch jene Darstellung des Volkes lediglich auf Reich und Reichstag. So wenig man aber sagen kann, man habe eine gute Constitution weil einem der Kopf nicht weh thut, indem ja alle anderen Theile des Leibes krank und in schlechten Umständen seyn können; so wenig ist die Constitution eines Landes gut, wenn sie nur Kopfschmerzen heilen kann oder will. Die Folge jener Einrichtungen ist, daß sich alles zum Haupte hindrängt, immerdar Entzündungen daselbst befürchtet werden und Eisumschläge, durch die Minister angelegt, das Übel vertilgen sollen. Vergeblich! Die Hitze, der Andrang des Blutes, die Entzündung erneut sich immer wieder am Haupte, während die an=

dern Theile, eigener organischer Funktionen ermangelnd, durch Rückwirkung auch an jener Krankheit mitleiden. Ich glaube also: das falsche Übergewicht, die übermäßige Reizbarkeit und Thätigkeit des demokratischen Elements auf dem Reichstage läßt sich nur dadurch mindern und heilen, daß man der Demokratie in den niedern Kreisen, wo sie hingehört, eine größere Einwirkung gesetzlich verstattet. Communalordnungen, Landstände und dergl. ziehen das Blut vom Haupte hinweg, und bereiten es wiederum vor, in gemäßigtem Umlaufe dahin zurückzukehren. So thöricht es klingt, ich bin davon überzeugt, daß nur die Verstärkung der rechten Demokratie eine heilsame Schwächung der gefährlichen und krankhaften, in Frankreich herbeiführen wird, alle andern Quacksalbereien aber nicht zum Ziele führen. Viel schwerer ist die Aufgabe, dem falschen Einflusse der Geistlichkeit zu steuern, weil die katholische einen Boden außerhalb des Staates hat, und von diesem archimedischen Punkte aus die Welt (zum Heile oder zum Verderben) bewegen kann.

Gestern erschien der König und die Königinn von Neapel, um die Sammlung der Handschriften zu besehen, oder doch wenigstens diejenigen Merkwürdigkeiten, welche in der Regel den Fremden gezeigt werden. Beide haben überhaupt eine löbliche Neigung,

mancherlei Dinge kennen zu lernen, um welche sich die hier regierende Linie in ihrer beschränkten Einsamkeit nicht bekümmert. Vielleicht geht diese Neigung mehr von Mutter und Tochter als vom Vater aus, der sehr gebückt und hinfällig einhergeht.

Funfzigster Brief.

Mittwoch, den 23sten Junius.

Gestern war ich im Theater Madame (welches heut auf längere Zeit geschlossen wird) und sah le vieux mari, Philippe, la deuxième année, drei Vaudevilles von Scribe und Melleville. Das jammervolle Singen abgerechnet (womit selbst der vieux mari nicht verschont ward), verdiente die Darstellung Lob, und manches war geradezu vortrefflich; so z. B. Gontier in den beiden letzten Stücken. Auch Allan, Leontine Fay, Grevedon, Paul u. a. müßte ich nennen, hätte ich überhaupt Zeit, in eine nähere theatralische Kritik einzugehen. Bezöge sich diese hingegen auf die Stücke selbst, so wäre Erheblicheres einzuwenden, ob ich gleich die große Gewandtheit der Verfasser für diese Tageskocherei einräume und die ganze Form des Vaudevilles heut nicht in Anspruch nehmen will. Le vieux mari beruht darauf, daß ein junger Mann die

Rolle seines Onkels übernimmt, mit ihm verwechselt wird und für ihn heirathet. In Wahrheit unmöglich, aber man läßt sich diese Fiktion gefallen, der Scherz bleibt in den Gränzen des Erlaubten und endet zu allgemeiner Zufriedenheit. — Philippe, von dem ich wohl schon schrieb, hat herbere Bestandtheile, tiefere Mißverständnisse, doch solcher Art, daß sie für die Tragödie wohl nicht poetisch genug und für das Lustspiel zu ernst sind. Am schärfsten muß ich mich gegen das dritte Stück erklären, wo zwei Neuvermählte sich in Sünden mancherlei Art umtreiben und die, auch auf dem Titel stehende Frage: qui a la faute? als Ausgleichung und wechselseitige Genugthuung dienen und hinreichen soll. Ich weiß, daß dergleichen nur zu häufig vorkömmt, will auch nicht den Sittenrichter spielen; aber ich kann es nicht für eine Aufgabe des Dramas halten, dergleichen Dinge vorzuführen. Daß sich Mann und Frau belügen und betrügen und der Hausfreund den dritten dazu abgiebt, sind Erscheinungen, die außerhalb der Poesie liegen; sie können in diese Region nur einrücken, wenn sie durch die Kraft großer Leidenschaften zur Tragödie erhoben, die letzten aber dann auch gereinigt werden. Oder umgekehrt: der Scherz muß so heiter, die Verwickelung so lustig, die Verirrung so gutmüthig seyn, daß eben alles in diesem klaren Elemente sich wechselseitig ebenfalls reinigt, aufklärt und aus=

gleicht. Eine bloß prosaische Gegenrechnung über die Verschuldungen und ein Ausschließen der sittlichen Grundlage ist verwerflich, und Kotzebue's süße Brühe, über das Unrecht gegossen, macht dasselbe so wenig zu wahrhaft nährender Speise, als die Art wie Scribe es mit Gewürznelken spickt und vorsetzt. Warum sollen denn alle diese Geschichten (ohne poetische Erfindung und Kraft) dramatisirt werden? Aber die in Rede stehende beruht auf einem pariser Skandale, man nennt Mann und Frau und Hausfreund, welche auf die Bretter gebracht sind, und so ward die Sache doppelt pikant. Vielleicht wäre ich indeß gar nicht in diese Reihe von Betrachtungen gerathen, hätte sich mir gestern nicht die Verschiedenheit des deutschen und französischen Charakters so unabweislich aufgedrängt. In Philippe würde den Deutschen das Verhältniß von Vater, Mutter und Sohn vorzugsweise angeregt, Rührung und Mitleid würden ihn ergriffen haben und mannichmal die Theilnahme bis zu Thränen gesteigert seyn; in der deuxième année dagegen wären ihm die Forderungen der Sittlichkeit, der Werth der Wahrheit, das Widerwärtige des oberflächlichen, ganz leidenschaftslosen Leichtsinns entgegen getreten. — Hier nichts von dem Allem: überall war es nur das Sonderbare, Pikante, Lächerliche, Schiefe, was anregte und bemerkt ward. So wie nun der esprit diese Dinge erzeugt und seine Pointen (schlecht genug) so-

gar absingen läßt, so urtheilt auch das Publikum nur mit, durch und für den esprit; von dem, was wir Gemüth und gemüthlich nennen, bemerkte ich nichts in dem theilnehmenden Parterre. Nun, suum cuique! Ich fühlte, ich sey ein Deutscher ohne esprit, daher meine Nergelei mit den Stücken und Zuhörern.

Eine Geschichte, besser als die der deuxiéme année, und in mancher Beziehung gewiß brauchbarer für Erzählung oder Darstellung, hörte ich von L. in diesen Tagen.

In der argen Zeit der Revolution entflieht ein reicher vornehmer Mann mit seiner schwangeren Frau. Sie kommt in der Gegend von Hannover mit einer Tochter nieder und stirbt. Der Vater muß weiter eilen, übergiebt das Kind einem Prediger und verspricht es abzuholen so bald, oder doch Geld zu schicken so viel er kann. Beides wird ihm durch die Verhältnisse unmöglich, und er erhält nach einigen Jahren vom Prediger die Nachricht, das Kind sey gestorben. Seitdem vergehen mehr als zwanzig Jahre, der Vater kehrt mit dem Könige nach Frankreich zurück und erhält als Emigrirter eine bedeutende Entschädigung. Etwa ein halb Jahr darauf wird er vom hannöverschen Gesandten eingeladen, der nach langen Fragen über seine frühere Lage, Aufenthalt, Verwandten u. s. w. ihm sagt: seine Tochter lebe noch in Deutschland, sey verheirathet und nehme seine väterliche Hülfe in Anspruch. Der Prediger nämlich

habe sich so an das Kind gewöhnt, daß er den Gedanken einer Trennung nicht mehr habe ertragen können. Das Schweigen, die Entfernung, die Hülflosigkeit des wahren Vaters habe ihn glauben lassen, er dürfe mit den Vaterpflichten auch wohl Vaterrechte übernehmen, den Tod vorgeben, das Mädchen aber sorgfältig erziehen und verheirathen. Auf dem Sterbebette erst habe er dies einem Freunde entdeckt, welcher jetzt (ohne Mitwissen der Tochter) nach dem Vater forsche. Diesem erscheint die Erzählung aus mehrern Gründen fabelhaft, und er betrachtet sie nur als eine ungeschickte Spekulation auf sein neugewonnenes Vermögen. Doch läßt er sich zu einer Reise nach Deutschland bewegen, um den Betrug zu widerlegen. Er versteht kein Wort deutsch, Freund und Tochter kein Wort französisch. Kaum aber ist er in das Zimmer getreten, so erinnert ihn Gestalt, Gesicht und Haltung so lebhaft an seine verstorbene Frau, ja der Ton der Stimme ist, selbst in der fremden, ihm unverständlichen Sprache, so ganz der ihre daß er, keines Zweifels oder Beweises mehr gedenkend, der Frau um den Hals fällt und kaum Worte und Zeichen finden kann, sich als Vater kund zu geben. Binnen wenig Tagen hatten Vater und Tochter sich eine Sprache gebildet, die kein Dritter, worin sie sich aber selbst verstanden. — Ich finde diese Geschichte überaus schön und rührend, möchte sie euch auch so erscheinen.

Donnerstags, den 24sten Junius.

Ich komme noch einmal auf meine gestrigen Kunstbetrachtungen zurück. An zwei entgegengesetzten Übeln ist unsere dramatische Literatur, und noch mehr die französische erkrankt. Nach einer Richtung nämlich glaubt man, jede Wahrheit sey als solche für die Kunst brauchbar; daher die arge Reihe gräßlicher Melodramen, oder wie das Gelichter sonst heißt. Von der zweiten Seite wird behauptet: auf die Wahrheit komme es gar nicht an, und jede willkürliche Abweichung von derselben werde und sey eben Poesie; daher Stücke wie Hernani u. s. w. Die letzte Ansicht auf die Spitze getrieben, zeigt das Tollhaus, jene zeigt den Rabenstein als die hohe Schule der Dichtkunst. Wo aber und wozu wäre denn die Kunst, wenn sie nicht eben die Wirklichkeit in eine höhere Region heben, von allen Schlacken befreien und mit Schöpferkraft das Vollendete hinstellen sollte? Und was wäre denn die ächte, wahre Wahrheit, wenn sie sich mit dieser göttlichen Kunst nicht vertrüge, sie nicht begründete und belebte? — Ich gehe noch weiter: das tägliche, wirkliche Leben eines jeden soll in allen Richtungen so viel als möglich zu einem Kunstwerk erhoben werden und es darstellen. Essen, Trinken, Wohnung, Kleidung, Sprechweise können von aller höheren Schönheit entblößt, sie können von der Kunst, wenn nicht durch-

drungen, doch angeregt seyn. Vergleiche man ganze Völker in dieser Beziehung, und eine Rangordnung von thierischer Gemeinheit bis zum heitersten, edelsten Daseyn ist augenscheinlich nachzuweisen. Stellte sich jeder vor, daß die Sittlichkeit (der er mit Recht nachstrebt) keineswegs bloß durch unangenehme Gegenden führt, sondern, im Bunde mit der Kunst, alles in bezaubernde Schönheit umwandelt; bedächten die Künstler, daß ihr Zauber wie eine fata Morgana plötzlich verschwindet, sobald ihm die Sittlichkeit nicht Kraft der Dauer verleiht, — welche Verklärung müßte sich dadurch über das ganze menschliche Leben verbreiten! Wenn aber gewisse Sittenprediger glauben, den Tugendhaften erkenne man an dem schiefen Fratzengesichte was er schneidet, und an dem Abscheu gegen Kunst und Schönheit; wenn umgekehrt manche dramatischen Dichter als Purgatorium und zur angeblichen Reinigung der Leidenschaften, die Zuhörer in der Grundsuppe widerwärtiger, lasterhafter Gemeinheit umherwälzen, oder ihnen die Giftküchlein falschen Esprits in den Hals werfen; — sind wir da nicht nahe der Barbarei, oder vielmehr mitten darin?

Die Verschiebung der Wahlen ist ein kleinliches Mittel, welches nur noch mehr gegen das Ministerium aufgebracht hat: denn jeder sieht Vorwände und

Absicht, und die Wähler, welche sich zum Theil von ihren Geschäften losgerissen und weite Reisen gemacht haben, klagen mit Recht über Verlust an Geld und Zeit. Die Gazette, das einzige Blatt was nächst der Quotidienne sich noch des Ministeriums annahm, enthält heut Artikel, welche einen völligen Bruch in sich schließen. Nicht unwichtig, da sich die Partei Villele's in diesem Blatte ausspricht. Das Ministerium hat geradehin keine Partei, und diejenigen, welche für dasselbe stimmen werden, thun es aus andern löblichen oder zweideutigen Gründen. — Griechenland wird nun da capo ausgespielt; der milde Prinz F. dürfte schwerlich mit den dortigen Einwohnern fertig werden, es müßte ihm denn ein Mann von großer Kraft des Geistes und Willens zur Seite stehen.

Einundfunfzigster Brief.

Paris, Freitag, den 25sten Junius.

Ich fühle täglich mehr, daß man nicht kann zweien Herrn dienen, den Wissenschaften und den Gesellschaften. Wenn man erst um Mitternacht zu Bette kommt, kann man nicht um sechs Uhr aufstehen und

am wenigsten (mit nur einem Paar Augen versehn) den Tag über Handschriften lesen. Und ist man durch diese Arbeit ermüdet, vergeht gegen Abend die Lust Besuche zu machen und ernste oder elegante Gespräche zu führen. Es erscheint bequemer, sich an der Blumenpracht in den Tuilerien zu ergötzen, oder im Theater etwas vorspielen zu lassen. Als letzthin jemand (und mit Recht) das viele Geschwätz tadelte, was bisweilen in Berlin über Schauspieler und Sänger geführt wird, konnte ich doch nicht umhin, zu bemerken: es sey nicht unterhaltender oder lehrreicher, hundert und wieder hundert Mal dasselbe über Hrn. von Polignac zu hören und zu lesen. Es kommt ja nicht allein auf die Größe und Wichtigkeit des Gegenstandes an, über den, sondern auch auf die Art, wie man darüber spricht. Niemand glaubt zu kannegießern, und doch ist dies das eigentliche Geschäft unzähliger Badauds. Oder werden etwa gewisse Coterien wahrhaft geheiligt, weil die heiligsten Gegenstände daselbst unaufhörlich zur Schau ausgelegt, zurechtgeschnitten, anprobirt, gebürstet, gewaschen, gerollt und geplättet werden. Alles hat seine Zeit, und Heuchelei und Ziererei ist nun einmal meiner Natur ganz und gar zuwider, mag Kunst oder Staat, Wissenschaft oder Geselligkeit mit diesem süßlichen Gift überzogen werden, um besser hinterschlucken oder ausspucken zu können.

So viel Theater es hier auch giebt, bietet doch kein einziges etwas wahrhaft Interessantes dar, gestern war hingegen embarras de richesse. Die Devrient (zweiter Akt der Vestalinn und Fidelio), Mademois. Georges und Mademois. Leontine Fay, beide als Königinn Christine, aber in verschiedenen Stücken; Mademois. Mars in den femmes savantes von Moliere und dem chacun de son coté, von Mazeres, zogen nach den vier Himmelsgegenden mein theilnehmendes Herz an. Endlich entschied sich dasselbe um so mehr für die letzte, da sie Paris verläßt, ich diese Rollen noch nicht von ihr gesehen hatte und die übrige Besetzung günstige Erwartungen erregte. Die Devrient hingegen kannte ich in jenen Rollen, die Georges will ich im entfernten Odeon mit H. sehen — genug, ich ging ins Theatre français. Beide Stücke wurden so gut gegeben, daß nichts störte und fast jeder besonderes Lob verdiente. In den femmes savantes vor Allen Guiaud, welcher des Vaters Chrisalde Muth und Furchtsamkeit meisterhaft darstellte. Etwas lächerlich war es, daß die ungeheuer dicke Leverd, die angeblich geistige Tochter spielte, welche gar nichts von matière an sich haben will. Eine Stelle, wo der bel esprit sagt: la cour n'aime pas l'esprit, ward gewaltig beklatscht, während Clitandre's Rechtfertigung des Hofes wenig Eindruck machte. Die Mars erfreute schon in den femmes savantes als

Henriette; aber erst in dem zweiten Stücke trat ihre bezaubernde Anmuth ganz mit ehemaliger Frische unwiderstehlich hervor, und sie ward von den Übrigen sehr gut unterstützt, insbesondere bewies Motnrose sein ausgezeichnetes Talent. Der Inhalt des Stücks ist (wie schon der Titel zeigt) fast derselbe wie Scribe's seconde année, und wenn Mazeres vielleicht weniger Gewandtheit oder Muth hat, die volle Nichtsnutzigkeit der Gegenwart darzustellen, so verdient sein Stück den Vorzug, weil die Personen eine edlere Haltung oder einen würdigern Hintergrund haben und der Schluß eine wahre Reinigung und Ausgleichung nachweiset. — Fast hätte ich das Paroli zu dem Fremden in Berlin gespielt, der mich belehren wollte, welche von den beiden Sängerinnen die Schulz und die Seidler sey; ich Fremder behauptete gestern gegen den gedruckten Zettel, die Kammerfrau in den femmes savantes sey nicht die Demerson, sondern die Dupont, und im zweiten nicht die Dupont, sondern die Demerson — und ich hatte und behielt Recht.

Sonntag, den 27sten.

Vor drei Tagen stand das Thermometer des Morgens noch auf zehn Grad, vorgestern begann es mit sechszehn, stieg im Schatten auf vierundzwanzig und die Luft war von einer so drückenden Schwüle, wie

es mir fast nie vorgekommen ist. Daher war ich nach gethaner Arbeit sehr müde, fand im Theatre des Varietés an der laitière de Suisse keine genügende Erfrischung, fürchtete den Regen und fand, nach Hause zurückkehrend, das weibliche Dienstpersonale auf einer Bank im Flur sitzend. Mich zu ihm gesellend, führten wir lange, sehr ergötzliche Gespräche, jedoch durchaus verschieden von denen, die mich gestern beschäftigten. Ich aß bei dem Gesandten — — —. Die prachtvolle Wohnung, die vielen Bedienten, der reich besetzte Tisch ließen vermuthen, ich würde auf sehen, essen, trinken beschränkt seyn und von kalt und vornehm zurückhaltenden Gesprächen höchstens einzelne Worte abhorchen können. Dem war aber nicht so: nach den ersten zwei Minuten war ein sehr interessantes Gespräch im Gange, dauerte bei Tische fort und ward nach Tische noch lehrreicher, wo ich sehr lange mit dem Gesandten allein auf und abwandelte. — — — Er ist ein Mann von sehr vielem Verstande, einer mannigfaltigen Erfahrung und (so scheint es) von eben so viel Festigkeit des Willens als Gewandtheit des Benehmens. Ich halte ihn für einen sehr geschickten Repräsentanten seines Kaisers und Vaterlandes. Von den Verdiensten Hardenberg's um den preußischen Staat beginnend, ging das Gespräch über auf Verwaltung, Handelssystem, Finanzwesen; das tête-à-tête nach Tische bezog sich

ganz auf Frankreich und seine jetzige Lage, wo sich — mit einer Aufrichtigkeit über alle Dinge aussprach, welche kleine Diplomaten fürchten, die einem wahren Staatsmanne aber angemessen ist. Ich habe hier wenigstens noch mit Keinem politisirt, der dies schwere Geschäft im guten Sinne so vielseitig getrieben hätte. Fast Alle, die ich sprach, hatten zuletzt nur immer eine Ansicht, oder die Ansicht hatte sie: keiner aber stand eigentlich frei, ich möchte sagen historisch, über den einzelnen Ansichten, wie mir dies bei — der Fall zu seyn scheint. Auf dieser Freiheit, dieser großartigen Unparteilichkeit beruht zuletzt die ächte Kunst des Herrschens und die ächte Kunst der Geschichtschreibung. Im Widerspruch mit allen den angeblich geistreichen Franzosen, welche die ganze Welt nach ihrem Maaße zurechtschneidern wollen, erkennt er bei größerer Kenntniß des Gegebenen die Nothwendigkeit individueller Bahnen an, und will die hiesige Charte nicht nach Berlin oder das Kammergericht nach Paris versetzen. Er kennt die starken wie die schwachen Seiten jeder Partei, verdammt keine unbedingt und treibt mit keiner Götzendienst. Solltet ihr hiernach vermuthen, er halte sich in der gleichgültigen Negativität vieler ängstlichen oder gemüthlosen Diplomaten, so thätet ihr ihm unrecht. Denn sowie er sehr wohl die Seiten des französischen Charakters durchschaut, welche von Ruhe, Besonnenheit und ächter Freiheit

nur zuleicht hinwegführen, sowie er das Unangemessene mancher Forderung, den Leichtsinn manches Planes tadelt, den die liberale Partei aufstellt; so klagt er noch bestimmter die Regierung an, daß sie ohne zureichenden Grund, ohne Weisheit die Gemüther aufgereizt, die Billigkeit verletzt und die Sache auf eine thörichte Spitze getrieben habe. Doch blieben dem Könige noch Mittel genug, in den verfassungsmäßigen Weg zurückzukehren und das Land, was (wie ich so oft sagte) des Revolutionirens überdrüssig sey, wieder zu beruhigen. Nicht gewaltthätige Einmischung fremder Mächte dürfe eintreten; wohl aber ein so wohlgemeinter, als bestimmt ausgesprochener Rath.

Über einen Punkt, der mir schon lange im Kopfe umhergeht, über den ich aber aus Bescheidenheit noch nicht zum Abschluß gekommen bin, urtheilte — mit Bestimmtheit: nämlich über die sogenannten Doktrinaires. Einige zeichnen sich durch Uneigennützigkeit des Charakters, andere durch Kenntnisse, fast Alle durch ein wohlwollendes Gemüth aus, und indem ich dies Alles in eine Wagschale legte, schien es mir ungerecht und anmaßend zu seyn, etwas in die entgegengesetzte werfen zu wollen; und doch fühlte ich einen Mangel an ihrer Wissenschaft und Praxis, der

mich abhielt, ich möchte sagen, mit ihnen zu gehen. Es ist etwas incommensurabeles zwischen meiner und ihrer Natur, was miteinander und ineinander nicht aufgeht. Ihre Politik, ihr Staatsrecht, ihre Geschichte ist mir zu mathematisch, regelrecht, abstrakt. So gewiß dies Mathematische, Regelrechte, Abstrakte, Allgemeine seinen Werth hat, liegt es doch außerhalb des Organischen, Lebendigen, Philosophischen, Individuellen, oder fällt doch keineswegs ganz mit diesem zusammen. — als Staatsmann behauptet, daß auf jenem doktrinairen Wege die Kunst Länder und Völker zu beherrschen, nie vollkommen erlernt werde, und ihm beistimmend möchte ich hinzufügen, daß man in der Historie und im Drama nie bis zu wahrhaft lebendigen Personen gelange. Der despotischen, alles ertödtenden Willkür, sowie dem frivolen Leichtsinne gegenüber, erscheint das Doktrinaire ehrwürdig; es wird aber von der wahren Regierungskunst, Philosophie, Geschichte und Poesie überflügelt, und bleibt nur wie abstraktes Gehäuse einer Schule stehen, die als Durchgangsperiode natürlich und löblich seyn mag, aber sich nicht als unwandelbar und unfehlbar hinstellen darf. Es gilt hier wieder, was ich am Schlusse meines Aufsatzes über die neuere französische Philosophie sagte: alles waren nur Vorübungen, um bis an den Anfangspunkt ächter Wissenschaft zu gelangen.

Was den französischen oder andern Doktrinaires für

unbedingt gilt, hat nur relativen Werth; ein lebendiger Mensch läßt sich nicht auf eine Kugel oder einen Würfel reduciren, und der Triumph ihres Regelrechten wäre die Krystallisation todter Massen. — Auf dem Punkte der Abstraktion erwachsen jene Ansichten, wo die Köpfe, die Thaler, die Ahnen gezählt und nach der Zahl alle Dinge entschieden werden, wo der König nur der dritte Begriff zu den zwei Begriffen der beiden Kammern ist, wo Theilung der Gewalten das Zusammengehörige anatomisch auseinanderschneidet, wo alle Staaten nur provisorisch anerkannt werden, bis ihre ächte, natürliche Gränze gefunden und erobert ist, wo große Massen nicht zurechnungsfähig sind und ausgezeichnete Männer nur die Function haben, mit irgend einem allgemeinen Satze in Wochen zu kommen und ihn groß zu päppeln, bis die Hätschelei mit einem neuen Wechselbalge losgeht. Wenn (so heißt es ferner in dieser Welt untergeordneter lebloser Gegensätze) die Deputirten unabsetzbar sind, so müssen die Beamten absetzbar seyn; wenn ein Reichstag vorhanden ist, so dürfen keine Landstände existiren; wenn jeder Staat danach trachten soll, in sich allgenugsam zu seyn, muß er sich von allen andern absperren; wenn es nur ein Recht, eine Wahrheit, eine Schönheit giebt, so ist Alles, was nicht wie unser Recht, unsere Wahrheit, unsere Schönheit aussieht, eben unrecht, unwahr und häßlich. — So grell und geradehin werden freilich

nur eingeweihte Eiferer in aufrichtigen Stunden sprechen; aber es giebt derer, und auch den Gemäßigten sitzt der Irrthum im Leibe, und man muß abwarten ob er noch im Keime ersticken, oder heranwachsen und kühner in die Welt treten wird.

Die Fratze der edlen, wohlwollenden, relativ trefflichen Doktrinairs, findet man in der jesuitisirenden Partei der Staatsmänner und Kirchenlehrer. Frankreich war, vom Atheismus sich wegwendend, bereit, die Religion dankbar aufzunehmen; die unduldsamen Übertreibungen, der Aberglaube, die Herrschsucht, die Heuchelei der Congregationisten u. a. hat Unzählige von der rechten Bahn zurückgeschreckt und wenn nicht in die Verbrechen, doch in den Leichtsinn der Irreligion wieder hineingeworfen. — In ihren Händen ruht die Erziehung des Herzogs von Bordeaux; kein übles Kind, sagte —, aber er wird, herangewachsen, nicht wissen ob in Frankreich Menschen oder Affen wohnen. — Ich habe einen merkwürdigen Brief des Pater Cotton aufgefunden, welcher zeigt wie die Jesuiten Ludwig XIII abrichteten, und den ich in Deutschland werde drucken lassen, damit man ihn hier nachdrucke als Beispiel und Weisung.

Montag, den 28sten Junius.

Ich will mit dem, was ich gestern schrieb, Keinem zu nahe treten und in den Fehler der Doktri-

nalen und Abstrakten verfallen, die alles über einen Leisten schlagen. Jeder Einzelne dieser Schule ist ja auch ein Individuum, und auf derselben Stufe menschlicher Entwickelung und Betrachtungsweise stehen die allerverschiedensten Männer, die entgegengesetztesten, feindlichsten Naturen. Die abstrakten Begriffe der Kirchenherrschaft unter den Katholiken, der Gleichheit unter den Puritanern halten sich z. B. in derselben Höhe und erzeugen dieselbe böse Frucht der Unduldsamkeit. Wenn Necker am Anfange der Revolution nichts that und Alles von der unwiderstehlichen Kraft der Wahrheit und der moralischen Vortrefflichkeit der Menschen erwartete, und wenn Marat ihre allgemeine Nichtsnutzigkeit (von sich auf Andere schließend) voraussetzte, so waren beide in irrigen Abstraktionen befangen, so unendlich verschieden auch ihr persönlicher Werth erscheint. Fichte und Sieyes (sehr verschiedener Bildung und Geisteskraft) kamen doch in ihrer Politik nicht über leere Formen von angeblich allgemeiner Gültigkeit hinaus, die eben nirgends taugten, weil sie überall brauchbar seyn sollten und von allem Örtlichen, Volksthümlichen, Geschichtlichen absahen, um das leere Nichts oder die täuschende Wolke einer unbedingten Vortrefflichkeit zu erhaschen. Ähnlicher Art sind die irrigen Ansichten über Dichtkunst, von denen ich in meinem vorigen Briefe sprach, wo die Einen

auch das Häßliche und Widerwärtige darstellen, weil es wahr sey (obgleich es zweifelsohne der höheren Wahrheit ermangelt); und wo die Anderen die Kraft der Individualität lediglich in der Willkür suchen, welche eben so gewiß schwächt und zu Grunde richtet als Fesseln, die man sich knechtisch anlegt oder anlegen läßt. Keine Freiheit ohne Gesetz, und kein Gesetz ohne Freiheit; keine Regel ohne Ausnahme, und keine Ausnahme ohne Regel; keine lebendige Allgemeinheit, als die von Individualität durchdrungen ist, und keine großartige Individualität ohne Beziehung auf Gleichartiges, Gemeinsames, Gesetzliches.

Man kann so wenig immer Handschriften lesen als immer Repphühner essen; daher hielt ich mich gestern für berechtigt, von zwölf Uhr an Sonntag zu machen, die Bücher zu verlassen und mit L. nach St. Cloud zu fahren. Sonnenschein wechselte mit Regen, im Ganzen aber war Luft, Wetter, Garten, Umgegend so angenehm und mannigfaltig, daß Alle sich des Ausflugs freuten, Abends nochmals in die Tuilerien und endlich zu Tortoni wanderten, um Eis zu essen. Als ich nach Hause ging, war keine Wolke am Himmel, heut früh als ich aufstand, ringsum Alles grau und Regen wie immer.

Mad. Haitzinger fand, und mit Recht, bei ihrem

einmaligen Auftreten Beifall; für ihn und die Devrient stieg der Enthusiasmus mit jeder Vorstellung. Den Gedanken, jene hier zu behalten, hat die ängstliche Direction aufgegeben, weil die alten Sängerinnen und ihr Anhang den größten Skandal erhuben, daß man eine Deutsche bei der französischen Oper anstellen wolle! Sie fühlen sehr richtig, wie diese Ausnahme sich bald in eine Regel verwandeln und den schlecht singenden Französinnen der Zutritt in Zukunft ganz versperrt werden würde. So bleiben denn die invaliden Damen im Besitz ihrer Rollen, und die kalte Cinti singt wie eine genfer Uhr alles gleich vortrefflich, oder gleich schlecht. Nourrit mag man mit Haitzinger, Bader oder Wild vergleichen; aber die hiesigen Sängerinnen sind sammt und sonders unfähig, Rollen wie Rezia, Leonore, Julie so gut zu singen und zu spielen wie die Devrient. Sie und Haitzinger hielten nebst dem Chore die deutsche Oper, und eine bessere Besetzung der Nebenrollen, eine bessere und reichere Wahl der Stücke würde die Leute außer sich gebracht haben; denn schon bei Aufführung des zweiten Aktes der Vestalinn und des Fidelio ging der Beifall (trotz mancher Mängel) ins Unglaubliche, und Oberon ist immer mehr und mehr besucht worden, ja so sehr, daß ich vorgestern vor Hitze nicht ausdauern konnte, sondern herausgehen mußte.

Dienstag, den 29sten Junius.

Gestern besuchte mich Hr. G. Er ist sehr erbaut von Preußen und sehr zufrieden mit seiner Aufnahme zurückgekommen. Ich freue mich wenn das, was er hierüber dem hiesigen Publikum vorlegen wird, beiträgt Irrthümer und Vorurtheile zu berichtigen. Denn im Fall Fremde wie ich, ohne einheimische Eideshelfer, Ähnliches behaupten, so vermuthet man Parteilichkeit, oder Mangel höherer Einsicht. Die preußischen Schulen stehen, laut G., den französischen in vieler Beziehung voran, nur nicht in der Bemühung Herrschaft über die eigene Muttersprache zu erwerben, und sich darin leicht auszudrücken. Auch ich bin der Meinung: auf das Deutschschreiben werde bei uns nicht genug Gewicht gelegt, doch bemerkte ich gegen G.: die deutsche Sprache sey als Instrument schwerer zu handhaben als die französische. — Die Kraft unserer militairischen und wissenschaftlichen Einrichtungen, die Stellung und Gesinnung der verwaltenden Personen, die Unabhängigkeit der Gemeinheiten, Vaterlandsliebe verbunden mit Achtung und Kenntniß des Fremden, hat ihn getroffen und ihm Hochachtung abgewonnen. — So kurz auch mein Gespräch mit G. war, konnte französische Politik doch nicht ganz fehlen, und wir einigten uns zunächst darüber: daß die materialistische Politik gewaltsamen Abrundens

der höhern Politik weichen solle, welche Geist hervorruft und Geister (nicht bloß steuerpflichtige Leiber) gewinnt. Ferner stimmte ich mit ihm überein, daß es thöricht sey, einen Wechsel der Dynastie jemals für leicht, und den der Bourbons jetzt für nothwendig zu halten.

Mittwoch, den 30sten Junius.

Gestern war ich zu einer Soiree bei C. eingeladen, und wußte im Voraus, welche Männer ich finden und wovon sie sprechen würden: über die bereits erfolgten Wahlen, die bevorstehenden, die einzuschlagenden Mittel, die vorzuschlagenden Candidaten u. s. w. Da man in Hinsicht der Plane und Zwecke einig ist, oder höflich es zu seyn voraussetzt, so bleibt nur Persönliches übrig, was indeß jemanden der die Personen nicht kennt, wenig interessiren kann. Doch war es mir anziehend zu sehen, in welcher lebhaften Gemüthsbewegung, wie erfreut alle über den Sieg ihrer guten Sache waren, und ich konnte dies mit Aufrichtigkeit erwiedern, als C. bemerkte: der Gang der Unterhaltung möge mich langweilen. Es ist so natürlich und löblich, daß diese Dinge Kopf und Herz anfüllen, und wenn ich Neigung fühle aller Welt zu erzählen: morgen reise mein Sohn von Berlin ab und komme zu mir; wie sollte ich mißdeuten, wenn unendlich wichtigere Dinge ähnlich wirken! V. erwartet und

verdient gewählt zu werden, er war wie berauscht durch Hoffnung und Furcht, die ihm von allen Gegenwärtigen in verschiedenen Bechern dargereicht wurden. Gern wäre ich mit ihm während meines hiesigen Aufenthalts in nähere Berührung gekommen, allein so oft ich ihn auch aufsuchte, er war nicht zu Hause, und eine schriftliche Anfrage über einen Gegenstand fand darin ihre Antwort, daß ich keine Antwort erhielt. Um so unerwarteter war es mir, daß V. sich beim ersten Ruhepunkt der Gespräche an mich Schweigenden wandte, und laut und feierlich sagte: Hr. von Raumer, noch vierzig Jahre und Sie dürfen hoffen, es in Preußen dahin zu bringen, wo wir auf unserer Bahn angekommen sind! — Augenblicks war meine Erinnerung an den Vers: Sprich nicht zu viel, sondern höre mehr, mein Andenken an den Forstjüngling, mit dem ich frühe bei — verhandelt oder gestritten hatte — wie weggeblasen, und ich antwortete ihm kurz und rund: die vierzigjährige Bahn, welche Frankreich zurückgelegt hätte, sey der Art, daß ich mich im Namen der Preußen dafür bedanken müßte, sie scheine für mein Vaterland weder wünschenswerth, noch natürlich, noch nothwendig. Dieser Erklärung, welche V. schwerlich erwartet hatte, als er in gutmüthigem Übermuthe mir jenen angeblich höchsten Gewinn seiner politischen Lotterie anbot, folgte eine Stille, wie wenn jemand etwas ganz Unerwartetes gesagt hat, worauf ich (ohne

irgend etwas weiter wider Frankreich zu bemerken) mit wenigen Worten bewies, welche wesentliche Verschiedenheit zwischen jenem Lande und Preußen sey, und warum die Bahnen ihrer Entwickelung nicht zusammenfallen könnten. C. und einige Anwesende stimmten mir bei, und das Gespräch nahm wieder die frühere Wendung auf die schon bezeichneten Gegenstände.

Mir war das Intermezzo ganz recht und lehrreich. Wächst mir gleich keine Elektoralwolle auf dem Leibe, wie V. seit vierzehn Tagen, wo er seinen vierzigsten Geburtstag feierte, ist auch ein berliner Professor und Akademiker nur eine kleine Katze gegen einen pariser, und will ich am wenigsten meine und V—'s Talente vergleichen; so machte jene Redensart doch den Eindruck, als habe er mir dadurch eine Sottise gesagt, die ich nicht auf mich sitzen lassen dürfe. Und in der That es geht hier zu, wie, laut französischen Gesandtschaftsberichten, in Rom: je nachgiebiger man ist, desto mehr wächst die Kühnheit, nur wer sich fest und sicher hinstellt, gewinnt Achtung. — Ich bin überzeugt, V. und die ganze Partei giebt zu (sobald man sie nicht auf das Endergebniß aufmerksam macht): vor der Revolution sey keine Freiheit gewesen, nicht unter den Nationalversammlungen, dem Convente, dem Direktorium, dem Kaiserthume, nicht unter Richelieu, Villele, Martignac,

Polignac, — und nun, da seit vierundzwanzig Stunden der Sieg der Liberalen entschieden scheint, reden sie schon als sey hier der ewige Brunnquell, das alleinige Musterbild aller Freiheit, Bildung und Entwickelung. Sie halten sich für kerngesund, und doch sprechen so viele von coups d'état, Wegjagen der Bourboniden, Bürgerkrieg, als wäre man keinen Tag davor gesichert. Ich will dem gegenwärtigen Geschlechte die Sünden seiner Väter nicht zur Last schreiben, ich will seine Irrthümer nicht als Sünden bezeichnen, muß es aber nochmals eine bornirte Doktrin nennen, wenn selbst Männer von sehr vielem und beweglichem Geiste am Schlußpunkt aller menschlichen Anstrengungen nichts sehen, als was die französische Brille vom 29sten Junius 1830 zeigt. Und wiederum ist es leicht Äußerungen hervorzulocken, als sey noch gar nichts geschehen, als lebe man in Frankreich wie ohne Regierung, als bleibe noch Alles zu thun übrig. — Wir bedürfen, sagte deshalb gestern jemand, großer Energie. Ich nahm mir die Erlaubniß zu bemerken: dies sey wahr für die Zeit, wo sie die Schwächern gewesen wären; jetzt sey den Stärkern vielmehr Mäßigung zu wünschen. Sollte der Hof coups d'état versuchen, das heißt auf ehrlich deutsch, dumme Streiche machen, so wird sich die Stärke seiner Gegner nur vermehren und ihre Mäßigung verringern. Geht das Ministerium ab (sey's

ein Paar Monate früher oder später), was mir unausweichbar nothwendig erscheint, so werden sich allerdings neue Parteien gestalten, und insbesondere zu Tage kommen welche Verschiedenheit der Ansichten unter den Liberalen selbst vorhanden ist, aber es werden keine allgemeinen und gewaltsamen Ausbrüche statt finden. — Ein Verletzen der Charte, seitens des Königs, läßt aber befürchten daß auch die Anderen die gesetzlichen Schranken überschreiten, obgleich in Wahrheit dadurch nicht bloß ihr Recht, sondern auch ihre Kraft abnimmt. Unbegreiflicherweise scheint das Ministerium gar nicht daran gedacht zu haben, was im Fall einer Niederlage zu thun sey. Man müßte sich über tüchtige Nachfolger schon geeinigt, und sie vor Eröffnung der Kammern ernannt haben. Die neueste Rede: das Ministerium werde durch populaire Gesetze dennoch die Majorität erhalten, ist schon deshalb verkehrt, weil dieselben Männer jetzt selbst thun müßten, was sie vor Kurzem aufs höchste verdammten! —

Zweiundfunfzigster Brief.

Paris, Freitags den 2ten Julius.

Regen und immer Regen, so daß man sich kaum die nöthige Bewegung machen kann, zu Besuchen aber alle Lust vergeht. Glücklicherweise kann ich von meiner Wohnung fast ganz durch die bedeckten Gänge, passages genannt, zum Palaisroyal und zum Theatre français gelangen. Jene passages, besonders die neuern, welche oben mit Glas überdeckt sind und die mannigfachsten Kaufläden zeigen, gewähren ein Interesse, dem ich noch nicht abgestumpft bin, und ob ich gleich nichts kaufe, ergötze ich mich doch an dem Unzähligen, was man kaufen könnte. Nach langer Tagesarbeit und mäßigem Spaziergange durch die Tuilerien und zum pont neuf, ließ ich mich noch spät im Theatre français nieder, um das zweite Stück, les deux freres von Véis et Pradet zu sehen. Zwei Brüder, die seit funfzehn Jahren in thörichtem Streite über einen Garten lebten, sich nicht sahen und von schlechten Freunden und Dienstboten aufgereizt wurden, versöhnen sich endlich durch Vermittelung ihres braven Arztes. Ein Stück nicht bloß ohne Poesie, sondern auch ohne eigentliche Handlung, nichts als

Gespräche und Situationen nach Kotzebue bearbeitet. Und doch gewährte die Darstellung einen großen Genuß. Mademoiſ. Habenek zeigte in ihrer Antrittsrolle zwar keine großen Mittel, aber viel Natur und Anmuth; Madame Touſez war ein gutes böſes Weib, der Doktor Desmouſſeaux ſprach ſeine langen Ermahnungen ſo, daß einem die Zeit nicht lang wurde. Den Preis trugen jedoch Perrier und Montroſe davon, jener ein alter Hauptmann, dieſer ein ehemaliger Matroſe, ſein Diener. Alles wahr, angemeſſen, lebendig, und doch keine Übertreibung, keine feſtſtehende verſteinerte Manier; es iſt kaum möglich beſſer zu ſpielen. Ich komme immer wieder darauf zurück: wie kann nebeneinander Wahrheit, Natur und Verſtand im Luſtſpiel, und Unwahrheit, Unnatur und Unſinn in der Tragödie herrſchen? Die Er. iſt vom Himmel dazu beſtimmt, die Franzoſen von dieſer ſchweren Irrung zu befreien, ſie ſoll dieſe glorreiche Revolution wagen und durchſetzen, — wäre auch gar kein Geld dabei zu verdienen.

Doch ihr wollt vielleicht nichts vom kleinen Theatre français in der rue Richelieu hören, ſondern vom großen, was von Lille bis Toulon reicht. Der Ausfall der Wahlen iſt ein Glück, und geſchieht nun von beiden Seiten was geſchehen **kann**, ſo wird man ſich von Revolution und Contrerevolution gleich fern halten, der babyloniſchen Sprachverwirrung über

diese und ähnliche Begriffe ein Ende machen, den falschen Gegensatz von Liberalen und Royalisten fallen lassen, und in der dringend nothwendigen weiteren Entwickelung mit Maaß und Besonnenheit vorschreiten. Das muß wenigstens Wunsch, Ziel und Zweck aller ächten Vaterlandsfreunde seyn. Beharrt aber die eine Partei bei ihrem Eigensinne, läßt sich die andere dadurch aus der gesetzlichen Bahn herausbringen; — so können gar viele Übel hereinbrechen, aber immer keine Revolution wie von 1789 bis 1815. Dazu fehlen Gründe, Neigungen, Mittel, Begeisterung der Hoffenden, Macht der Fürchtenden. Die Besorgniß vor den coups d'état nimmt ab, weil die Wahlen erweisen, daß jene mißglücken würden; die Möglichkeit eines unglücklichen Versuchs kann indeß niemand läugnen. Dem Prinzen — von — (welcher, in der Heimath zu nichts brauchbar, in partibus infidelium gern König werden möchte) hat Karl X gesagt: er müsse, wenn er sich dergleichen vorsetze, mit aller Kraft und mit eiserner Beharrlichkeit darauf losgehen. So habe er, der König, gehandelt und werde auch ferner so handeln. — Dies, was ich zufällig aus sehr guter Quelle erfahre, zeigt freilich daß er für seinen Polignac nebst coda gegen den Stachel lecken will, — doch wohl nur so lange als er den Stachel, oder die unzähligen Stacheln nicht fühlt, die ihm auf den Leib rücken. Wie eine Kam=

mer der Pairs und Deputirten auch beschaffen sey, sie ist besser und diese Form liegt den gerechten Forderungen und natürlichen Zuständen unserer Zeit näher, als die Congregation und die sich aufblasende Camarilla. Daß viele Franzosen noch immer meinen, allen Bäumen müsse eine Rinde wachsen, daß sie nur ihre Form und ihr Materiale bewundern, ist freilich zugleich verkehrt und anmaßend; allein sie werden mit diesem Aberglauben die Völker nicht mehr wie 1792 anstecken. Eben so haben die fremden Mächte begriffen: Frankreich habe ein Recht und eine Pflicht seine eigene Bahn zu wandeln, — so gebe der Himmel zu Allem seinen Segen.

Dienstag, den 6ten Julius.

Sonntag den 4ten besuchte ich Vormittag Hrn. von —. Das Gespräch bezog sich, wie jetzt fast alle, auf die politische Gegenwart und Zukunft. Da die beiden Hauptparteien wohl keinen festen, sichern Plan des Verfahrens haben, so ist doppelter Anlaß zu Vermuthungen. An dem einen Ende dieser Vermuthungen stehen die vielbesprochenen coups d'état. Will man diese nicht (wie ich, in meinem vorigen Briefe) dumme Streiche übersetzen, dann vielleicht Schreckschüsse. Sofern man aber darauf gefaßt ist, verursachen sie keinen Schrecken, und sind also unnütz. Der König schweigt seit einiger Zeit ganz über

alle diese Dinge, wohl ein Zeichen inneren Verdrusses, aber auch des Überlegens. Er hätte sehr Unrecht wenn er, wie Karl I, die königliche Ehre lediglich in die Erhaltung eines verhaßten Ministeriums, und damit seine Krone, oder doch die Ruhe des Landes aufs Spiel setzte. Am anderen Ende jener Reihe von Vermuthungen steht Bürgerkrieg und Verjagung der Bourboniden. Zu dem ersten würde eine gewaltsame Vernichtung der Charte führen; das letzte aber den Übeln schwerlich ein Ende machen, sondern sie vielleicht auf ein Jahrhundert hinaus verlängern. Lassen wir diese beiden Unfälle, gleichwie die sie erst veranlassenden coups d'état zur Seite, so denken nicht Wenige von der liberalen Partei daran, die Minister in den Anklagestand zu versetzen. Als Mittel ihre Thätigkeit zu hemmen, im Fall der König nichts ändern will, wirksam, aber kaum rathsam; da das Verweigern der Zustimmung zu gewissen Vorschlägen zu gleichem Ziele führt. Als Strafmittel fruchtlos; da von positiven Verbrechen bis jetzt gar nicht die Rede ist, und Nichtsthun, oder Mangel an Herrschergaben dahin nicht gezählt werden können. Ihrerseits meinen viele Ministerielle: man solle keine Eröffnungsrede halten, um keine Adresse herbeizuführen, ein ganz kleinlicher, unnützer Ausweg. Andere schlagen vor: mit dem Feldzuge gegen Algier zu beginnen, dessen Kosten, weil es eine Ehrensache sey, niemand abschla-

gen werde. Abgesehen davon, daß dies noch sehr zweifelhaft ist, bleibt das Budget, dies weit Wichtigere, unbewilligt im Hintergrunde stehen, und die Überzeugung von seiner Unentbehrlichkeit, wird die Forderung nach anderen z. B. den Communalgesetzen, nicht zurückhalten, sondern hervortreiben. Bewilligungen dieser Art, welche dem Throne vortheilhaft sind und dem demokratischen Stoffe, neben dem großen Krater in Paris andere Ausgänge eröffnen, hat das jetzige Ministerium für verwerflich und unheilbringend erklärt, kann sie also nicht vorschlagen, ohne sich neuen Vorwürfen und unbegränzter Verachtung auszusetzen. So drängt zuletzt alles unwiderstehlich auf einen Ministerialwechsel hin, der schon so oft in Frankreich statt fand, und unter vielen Übeln als das kleinste erscheint. Fänden sich nur endlich Männer, die über den guten Willen hinaus, Reinheit und Größe des Charakters besäßen, und die wesentlich verschieden von den Haufen gewöhnlicher Politiker, wahre Staatsmänner wären. Warum die sogenannten Doktrinairs, diese Abstraktionsmänner mir nicht so erscheinen, habe ich in meinem vorigen Briefe auseinandergesetzt. Auf jeden Fall kann hier kein Ministerium vorwärts kommen, was aus der äußersten Rechten oder Linken gewählt ist.

Von K. ging ich zu L. und fuhr mit ihm nach St. Ouen und St Denys, hauptsächlich um die

neuen puits artesiens, Brunnen von Artois, zu sehen. Nach einem in dieser Landschaft schon länger gebräuchlichem Verfahren werden Röhren in die Erde getrieben, welche fast wie die doppelten Pfropfenzieher eingerichtet sind und gleichzeitig sich senken und Erde heraufheben. Man ist sechzig, hundert und zwanzig, ja bis vierhundert Fuß in die Erde eingedrungen und das Neue, Unerklärte ist, daß, sobald man in dieser Tiefe Wasser fand, es von selbst bis zur Oberfläche emporstieg, mehre Fuß, ja bei einem Brunnen fünfundzwanzig Fuß hoch springt, und Tag und Nacht mit gleicher Stärke die wasserarmen Orte und Gegenden beglückt.

Gestern den 5ten, Montags, fuhr ich nach dem Schlosse La Muette bei Passy zu Hrn. Erard, dem Onkel der Sp., die mich aufs höflichste und zuvorkommenste einführte. Ich hörte die von Hrn. Erard für die Kapelle der Tuilerien verfertigte Orgel, welche sich in vieler Beziehung von den gewöhnlichen unterscheidet und den Vorzug verdient. So werden z. B. 1) alle Veränderungen der Register leicht mit den Füßen bewirkt, ohne daß man nöthig hat die Hände vom Manuale zu heben. 2) Leistet sie in sehr kleinem Raume und mit wenigeren Kosten mehr als bisher. 3) Sind die Schweller für zwei Manuale wesentlich vervollkommt. 4) Ist für ein drittes Manual die Erfindung gemacht, daß jeder einzelne

Ton für sich, lediglich durch größeren oder geringeren Druck der Hand gesteigert, oder geschwächt werden kann. — Nicht minder als die Orgel hat mich Hrn. Erard's Gemäldesammlung überrascht, die erweislich ächte Bilder der größten Meister z. B. von Claude, Correggio, Giulio Romano, Morillo u. s. w. enthält. —

Dreiundfunfzigster Brief.

Mittwoch, den 7ten Julius.

Ich habe gestern fast den ganzen Tag gearbeitet, und könnte von der Ausbeute öfter dies und jenes berichten. Da aber die pariser Briefe, welche ich in Berlin schreiben will, ganz der geschichtlichen Vergangenheit gewidmet werden, so mögen die hier geschriebenen Blätter lediglich von der Gegenwart, oder gar von der Zukunft handeln.

Gestern ward im Theatre français gegeben: L'envieux. Da ich nun oft behauptet habe: es gebe gewisse Leidenschaften oder Gemüthsbewegungen, die sich für eine dramatische Behandlung nicht paßten, so ging ich hinein, um mich bekehren zu lassen, oder eine neue Bestätigung meiner Ansicht zu finden; denn

Bayerische Staatsbibliothek München

der Neid stand mir unter den unbrauchbaren Stimmungen oder Charakteren immer oben an. Das Stück war überall verfehlt, und bestätigte daß weder komische Heiterkeit, noch tragischer Adel aus einer neidischen Natur hervorbricht, oder auf solcher Grundlage befestigt werden kann. Der Eindruck war unangenehm, die Fabel sehr geringhaltig und das Spiel Michelot's an einen undankbaren Stoff verschwendet. Eine scheltende Haushälterinn Mad. Desmousseaux war das einzige Element was im Lustspiel einheimisch erschien, alles Andere zusammengewürfelt, um den Neidischen als Fratzengesicht oben drauf zu setzen. —

Ich habe heut einmal wieder, mit der Charte in der Hand, Reiseplane gemacht, wobei sich jedesmal ergiebt, daß ich nicht später als den 10ten August von Paris abreisen darf. Zwar sagen Viele: „Sie müssen hier bleiben und das Ende abwarten." Was ist denn aber das Ende? Nichts als ein neuer Anfang, und so weiter fort bis zum jüngsten Tage. Ich weiß jetzt die Ansichten und Urtheile der verschiedenen Parteien so auswendig, daß ich nichts Erhebliches zulernen kann, ja mich an den Wiederholungen schon herzlich langweile. Diese Politik zehrt alle anderen Gedanken und Empfindungen rein auf. Von der Lust an einem guten Glase Wein aufwärts, bis zu Kunst, Wissenschaft, Religion, ist alles verschwun-

den, oder nur Mittel zum Widerschein des Politischen, z. B. bei den Wahlen der Akademie. Für Nichts hat man hier Zeit als zum Lesen der Tagesblätter und zum Sprechen über den letzten Tag. Freilich ist die Gegenwart das Wichtigste, dieser eine gegenwärtige Augenblick wiegt so viel als Vergangenheit und Zukunft, aber eben nur einen Augenblick lang, dann folgt der zweite mit gleichen Ansprüchen und Rechten. Jeder sinkt sogleich zum Nichtigen hinab, sobald er ohne Verbindung mit Vergangenheit und Zukunft erlebt, betrachtet, gewürdigt wird. Die Geschichtschreiber sind vorzugsweise berufen in die Vergangenheit hineinzugreifen, die einzelnen Fäden kunstgerecht zu verknüpfen und sie den wahren Staatsmännern zu überreichen, damit diese sinnvoll das Gewebe weiter führen. Wer kann mehr Ehrfurcht haben als ich vor den Männern, die so großen Aufgaben ihr Leben weihen; es gehört aber dazu eine unbezwingliche unverfälschte Liebe zur Wissenschaft, und eine innere Freiheit von allen Nebenabsichten und Nebenzwecken. Ihrem Talente und einem modigen point de vue vertrauend, arrangiren hier nicht Wenige die Geschichte für ihre Zwecke, und Geld und Lob gilt ihnen mehr als die Wissenschaft; so wie manchem pedantischen Deutschen ein großer Haufen Steine mehr gilt, als ein edles Gebäude der Kunst, wobei aber freilich viele jener Steine wegge-

worfen werden und werthlos in die Quiste gehen. — Das wahre Ende wäre hier Demuth und Liebe; wo sind die zu finden! Jede Ansicht hat ihr relatives Recht und jeder kann und soll man Gerechtigkeit widerfahren lassen; warum aber neben dem Irrthum überall Bosheit, Betrug, bewußte Schlechtigkeit des Willens voraussetzen? Wenn ich, von Einem zum Andern gehend, diese wechselseitigen, entsetzlichen Anklagen höre, ergreift mich oft ein Grauen und Rousseau's Träume vom Naturstande erscheinen mir natürlich. Jeder möchte regieren, kaum Einer aber mit Duldung und Selbstbeherrschung den Anfang machen. Die Ermattung nach der Revolution ist das größte asthenische Heilmittel gegen dergleichen entzündliche Zustände.

Donnerstag, den 8ten Julius.

Fragt Ihr mich heute, ob das, was ich gestern schrieb, die volle, reine Wahrheit sey? so sage ich nein! und gebe euch die Frage zurück: warum ihr so fragt? Sollen denn meine Briefe etwa in Stein gegraben werden, und aere perennius die Welt belehren? Soll ich jedes Wort auf die Goldwage legen, und für mich nicht auch einmal Fünf gerade seyn, wie ich dies beneficium gern Anderen zugestehe. Meine Anklage (und sie ist gewiß nicht ohne allen Grund) war ja nicht sowohl streng, als gegen über=

triebene Strenge gerichtet. Selbst H., der z. B. bis an die Thür des politischen Narrenhauses hingetrabt ist und zuversichtlich davor hält, als sey es der Palast der Wahrheit, hat sein Element dieser Wahrheit, nur durch historische Kleinigkeitskrämerei zerbröckelt und so von aller Philosophie entblößt, wie manche andere Ansicht ohne alle Geschichte nicht minder anmaaßlich auftritt. Warum aber vermuthen: er spreche aus Nebenabsichten gegen seine Überzeugung? Dergleichen darf nicht vorausgesetzt, es muß erwiesen werden und ich mache ihm vielmehr den Vorwurf: daß er, weder rechts noch links blickend, zu überzeugt von seiner Überzeugung, daß sie ihm zu einem täuschenden Buche angeblich unbedingter Offenbarung geworden ist. — Ferner: jenes ewige Politisiren, das ich rügte, ist gewiß eine Krankheit und bezeichnet eine Krankheit. Aber sie nahm ab, und viele alte und ehrenwerthe Richtungen und Bestrebungen traten in ihr altes Recht zurück; da fällt plötzlich das jetzige Ministerium nicht vom Himmel, sondern aus dem oeil de boeuf auf die Erde und erweckt die gerechte Furcht: es wolle alles Alte herstellen, nicht weil es gut, sondern weil es eben alt ist; dergestalt daß von der Revolution nur das Andenken an Unsinn und Verbrechen übrig bleibe, aus dem Schutte und dem ausgeruhten Boden aber keine neue heilsame Saat hervortreibe. So hat die Regierung den Krankheitszustand,

wenn nicht böswillig, dann irrend herbeigeführt; man lebt in einem inneren Kriege, der da ärger ist als ein auswärtiger, und es ist ganz natürlich, ja löblich daß alle Gedanken, alle Thätigkeit sich auf diesen wichtigsten Gegenstand richten und jegliches Andere dagegen in den Hintergrund tritt. Würde dies Übel aber in Jahren nicht beseitigt, so wäre der unfruchtbare Patriotismus nur ein auszehrendes Übel und Alle würden sich (wie schon oft) zuletzt einem Tyrannen zu Füßen legen, oder die Despotie durch Anarchie heilen wollen.

Freilich ist die Art und Weise wie Viele die öffentlichen Angelegenheiten betrachten und beurtheilen, oberflächlich, einseitig, selbst thöricht; soll man aber nicht duldsam gegen Kannegießer werden, wenn man sieht, daß die an der Spitze stehenden Machthaber wie Kannegießer regieren? Lauter kleinliche Ansichten, unwirksame und doch verletzende Mittel, Unsicherheit in Planen und Entschlüssen, Muth zum Verkehrten und Furcht vor allem Größeren. — Kann man sich wundern, wenn am entgegengesetzten Ende Entgegengesetztes zum Vorschein kömmt? Dort soll die sogenannte Legitimität ohne Gesetz, hier das Gesetz ohne Personen ausreichen; dort lehrt man unbedingten Gehorsam, hier will jeder unbedingt selbst entscheiden; dort Congregation und Jesuiten, hier Verwerfen aller Kirche und Haß gegen alle Geistlichen.

Und jede Partei hat ihren doktrinairen Staub- und Regenmantel, der (leider!) nichts hindurchläßt, und von der übrigen Welt abergläubisch absondert, bis ein gewaltigerer Sturmwind ihn von den Schultern herabreißt und gar manche Blöße ans Tageslicht bringt.

Man kann darüber streiten, ob die Franzosen den rechten Begriff der Freiheit haben, und ich lebe persönlich der Überzeugung, daß die ihnen natürliche und zugängliche Seite dieser Idee, noch nicht angemessen und genügend ausgebildet und ausgeprägt ist. Sie werden aber das, was sie bezwecken und preisen, nicht zur Wirklichkeit erheben, so lange sie erstens nicht von der irrigen Lehre ablassen, in einer repräsentativen Verfassung sey eine freie Verwaltung unnöthig, ja unmöglich. Zweitens, so lange das römisch-katholische Kirchenthum nach seiner Weise sich ohne genügendes Gegengewicht geltend zu machen und zu herrschen strebt.

Ich schelte über das viele Politisiren, und thue ich denn in meinen Briefen etwas anderes? Es kommt mir vor, als hätte ich auch schon hundertmal dasselbe gesagt. Nun es ist zuletzt eben so gut, als wenn ich vom neuen Gesangbuche, den Puritanern, oder gar von Saphir und den Klatschereien deutscher Flugblätter gesprochen hätte.

Freitags, den 9ten Julius.

Nachdem ich gestern bei L. gegessen hatte, ging ich mit ihm in das italienische Schauspiel, la donna bizarra von Goldoni und la conversazione al Bujo von Giraud. Das erste Stück eine sogenannte comedia di carattere, die aber hinreichend beweist, wie Recht der alte Aristoteles hat, daß Sitten und Charaktere ohne Handlung nicht hinreichen, ein wahres Drama zu Stande zu bringen. Das zweite Stück ein Scherz, lustig genug, sobald man von vorn herein das Unmögliche für möglich hält. Sehr lächerlich war es, als von Zweien die im Finstern umhertappen, der eine die Knoblauchswurst riecht die der andere in der Hand hält, und ihr folgt wie die Nadel dem Magnete. Die Darstellung griff gut in einander, bewies indessen (gleichwie der Inhalt des Goldonischen Stücks), daß Charakter, Sitten und Sinnesart der Italiener von denen der Franzosen, Deutschen und Engländer wesentlich abweichen. In dieser Beziehung muß dem, der Italien nie sah, das italienische Schauspiel doppelt lehrreich und anziehend seyn. Mehre der Schauspieler scheinen ausgezeichnete Talente zu besitzen, doch reicht das Hören eines einzigen Sprechstücks, ohne Handlung, nicht hin ein begründetes Urtheil zu fällen. Die Internari hat (natürlich!) sehr gealtert, dem Leibe und der Sprache

nach; sie spielte indeß die wunderliche Rolle mit allen den kleinen Künsten und Koketterien, Höflichkeiten und Grobheiten geschickt und ansprechend. Tadbei ist ein sehr guter Komiker und seine Frau eine gute Kammerjungfer, obgleich der Demerson nicht gleich zu stellen. Überhaupt steht das Theatre français allen anderen hiesigen Theatern für das Schauspiel weit voran: Jenny Vertpre ist keineswegs eine Mars, Leontine Fay hübscher, aber keine größere Künstlerinn als die Brocard, die Desmousseau und Demerson spielen besser, als alle, die sich hier in ähnlichen Rollen versuchen, und die Leverd, die Mantes und noch einige dicke Damen hat man immer noch als Zugabe bei dieser Vergleichung. Eben so wenig dürfen die Männer eine solche scheuen. Wie in Berlin giebt es aber auch hier Leute, welche nun einmal in die Vorstadtstheater verliebt sind, und dem Haupttheater Böses nachsagen.

Paris, Sonnabend den 10ten Julius.

Gestern Abend waren die Straßen ungemein lebendig, mehre öffentliche Gebäude, aber sehr wenige Privathäuser erleuchtet, wegen der Einnahme von Algier. Morgen wird ein Tedeum gesungen und die Hofpartei thut alles Mögliche, das Ereigniß als höchst wichtig darzustellen. Aber gerade dies erzeugt die Besorgniß bei den Übrigen, der König werde sich dadurch

zu unconstitutionellen Schritten verleiten lassen. Mit jedem Tage wächst die Überzeugung, Er allein und vor Allen widersetze sich beharrlich dem, was Frankreich wolle und wünsche. Giebt er nach, so entsteht dadurch nichts weniger als ein herzliches Verhältniß, ja für das, was Noth und Furcht ihm abpreßte, hält sich niemand zum Danke verpflichtet. Er ist und bleibt dem Volke fremd. Giebt er nicht nach (was noch immer viele und wohlunterrichtete Leute fürchten), so bereitet er sich und dem Lande großes Unglück; den so leicht das Wort über die Zunge geht: on ne payera pas, folgt daraus doch die Unmöglichkeit zu existiren für fast alle, die von der Einnahme bezahlt werden sollen. Über ein Wort der Gazette ist groß Redens; sie sagt: das Ministerium macht die Majorität, nicht die Majorität das Ministerium. Wiederum einer von den leeren, abstrakten Sätzen, an dem sich die Leute mit unmäßigem Eifer die Zähne ausbeißen! Ist der Minister ein wahrhaft großer Staatsmann, so zieht er Alle in seinen Kreis, er erschafft sich und dem Lande die wahrhaft heilsame Majorität; ist er eine kleine, bedeutungslose Natur, so erschafft das Land die Majorität, aus welcher der rechte Minister hervorgehen soll. Es ist ein falscher Ehrenpunkt, wenn der König sich darauf setzt einen unfähigen Minister zu behalten, oder einen fähigen wegzujagen.

M—z ist also gestorben; ein Mann von Verdienst, durch Charakter und Willenskraft; aber doch kein vollendeter Staatsmann, da ihm die Wissenschaft fehlte und er in Gesetz und Regel nur Hemmungen erblickte, während Wissenschaft und Gesetz die festen Grundlagen sind aus denen eine wahrhaft heilsame, lebendige, den örtlichen und zeitlichen Verhältnissen angemessene Verwaltung allein hervorgehen kann. — Sieht man täglich wie leicht sich die Dinge ändern, welche einen Lebensplan umzustoßen drohen, muß man doppelt ruhig und fest an diesem festhalten und sich durch Niemand aus dem Sattel heben lassen. —

Vierundfunfzigster Brief.

An D. Er.

Paris, den 12ten Julius 1830.

Ich schreibe Ihnen, mein verehrter Freund, 1) um Sie zu strafen, 2) um Sie zu belästigen, 3) um Sie zu ärgern. Sie sehen leicht daß, bei diesen Vorsätzen und Zwecken, der Brief nicht an Ihre Frau gerichtet seyn kann. Erstens will ich Sie bestrafen für Ihr langes Schweigen. Nach so großmüthigem und fleißigem Anfange, heißt dies aus der übernom=

menen Rolle herausfallen. Ihrer Frau, die unterdeß eine Herzoginn geworden ist, aber wie ich höre die neue Würde schon wieder niedergelegt hat, kann ich keine Vorwürfe machen, daß sie bei solchem Thron-, Herzogsmützen- und Regierungswechsel nicht ihres ehemaligen Unterthans schreibend gedenkt. Auch ist ihr vielleicht der Arm gelähmt, oder geschwollen, wenn anders der Herzog von Guise (die Wahrheit über Alles achtend) herzhaft zugekniffen hat. Aber Sie? — Ich strafe also durch großmüthiges Wiederschreiben und durch ungroßmüthiges Nichtfrankiren. Dies führt zum zweiten Punkte, zum Belästigen. — —

Nun zum dritten Punkte, was könnte der anders betreffen als — Politik. Wäre ich eitel genug, mich für einen politischen Arzt zu halten, so könnte ich nirgends ein besseres und reicher besetztes Klinicum finden als hier, mit den eigenthümlichsten, abweichendsten, ungewöhnlichsten Erscheinungen. Oder, in welchem Staate Europas würde z. B. ein solches Glück, wie die Eroberung Algiers, den Werth der Staatspapiere nicht erhöhen? während sich hier Besorgniß und Sinken daran reiht! Und zwar aus Gründen, die ich schon in früheren Briefen berührte, und auf die ich sogleich zurückkommen werde. Der Hof thut alles Mögliche, jenes Ereigniß als höchst wichtig darzustellen und für sich zu benutzen. Daher gestern der große Zug nach notre Dame, das Tedeum, die Illu-

mination. Mir lag wenig am Singen und der geregelten Ordnung in der Kirche, ich blieb auf den Straßen, um freier und besser beobachten zu können. Der Zug ging von den Tuilerien, der Seine entlang, über die neue Brücke und die Kays zur Kirche. Länge und Flächenraum der Straßen, im Verhältniß zur Größe und Bevölkerung, viel geringer als in Berlin, und dennoch weniger Gedränge. Ein Zeichen größerer Gleichgültigkeit und geringerer Neugier. Alles übrigens still und ruhig, ohne irgend einen Skandal. Der Zug begann mit Trompetern und Reiterei, Lanciers, Garde u. s. w. Eine bedeutende Zahl achtspänniger Wagen mit Personen zum Hofe gehörig, die Pferde schöner als die Wagen, die Wagen schöner als Kutscher und Bedienten. Alle Livreen ohne Ausnahme überladen galonirt, geschmacklos, die Kutscher insbesondere durch die großen dreieckigen Hüte fast erdrückt, wie Schneemänner aussehend die zusammensinken, oder wie Leute die andere Geschäfte haben, als acht Pferde zu lenken. Nur etwa zwölf Reiter (ich glaube in Rittertracht eines Ordens) waren so gekleidet, daß es mir vorkam als werde ich aus dem Reiche der geschmack- und formlosen Steifheit jener langweiligen Etikette, in ein wahrhaft fantastisches poetisches Land versetzt. Endlich sah man in der Ferne den höhern königlichen Wagen. Mich ergriff eine wahre Herzensangst, es werde sich wieder die Todten-

stille und Eiseskälte zeigen, die mich schon einmal so erschreckte. Ich hielt die hohle Hand gegen das Ohr, um Beifallsgeschrei zu hören, ich spähte mit der Brille, ob ich keine Hüte in der Luft erblicken könnte, denn von meinem Platze auf dem pont neuf konnte ich die Kays bis zu den Tuilerien hinabschauen. Es war mir ein Trost, als ich andere Töne hörte als Geklirr der Gewehre und Rasseln der Räder, — aber es war doch nicht so, wie es seyn sollte! Oterons nous les chapeaux? sagte einer neben mir; eh bien otons les, antwortete gelassen der Andere. Und so geschahs, und man rief auch vive le roi. Einige vielleicht aus Eitelkeit im Andenken an Algier; Andere, weils doch gar zu grob ist, irgend jemand so ins Gesicht zu sehen, ohne den Hut abzuziehen; Andere, weil der König, Madame und der Dauphin unaufhörlich dankten. Aber das Rufen war schwach und dauerte immer nur einen Augenblick lang an der Stelle, wo sich gerade der königliche Wagen befand; und die Wenigen, die den Hut etwas höher hoben und schwenkten, schienen mehr sich einen Spaß machen, als dem Könige ihre Ehrfurcht beweisen zu wollen. Auf jeden Fall fehlte Gemüthlichkeit, Herzlichkeit, Leben und Begeisterung. Die angeblich phlegmatischeren Deutschen würden (freilich andern Königen) aus vollerer Brust, mit tieferer Überzeugung und lauterer Freude ihre Theilnahme bezeigt haben!! — Und da, wo ich deutliche Spuren von Auflösung

und Entfremdung sah, will der Hof nur Anhänglichkeit und Popularität erblicken! Ist denn die flüchtige Röthe der Auszehrung, Zeichen wahrer Gesundheit? — Das Streben nach Popularität, neben dem Gesetze hinweg, ist revolutionair; es ist kindisch, ja sündhaft sich darüber zu freuen, und die Strafe bleibt nie aus, mag man hochmüthig die Liebe des Volkes verachten oder sie durch zweideutige Mittel zu erwerben streben.

Die Einnahme von Algier, im Augenblicke wo der völlige Untergang des Heeres und der Flotte bevorstand, und der gestrige Beifallsruf, obgleich nur mezza voce, haben die Machthaber so montirt, daß man leider keinen Augenblick sicher ist vor Maaßregeln, die zwar keine lange allgemeine Umwälzung, aber eine heillose Verwirrung nach sich ziehen können. Ohne die Einnahme von Algier und den gestrigen Tag hätte man gewiß nicht versucht, was man jetzt vielleicht wagt! Und weshalb? Mehr eine querelle d'Allemand, als je ein Deutscher angefangen hat. Es ist gar kein vernünftiger und zureichender Grund vorhanden, so quitte ou double zu spielen, und wenn Heinrich IV auferstände, würde er (der aus den größten Gefahren siegreich hervorging) gar nicht begreifen, wo die Gefahr und warum eine Krisis vorhanden sey! Mit wenigen Worten und in wenigen Stunden hätte er das Ziel erreicht, nach dem Karl X mit unseliger Mühe und auf unheilbringendem Wege strebt. So viel

kommt auf Persönlichkeit an, so wenig können Formen irgend einer Art sie ganz ersetzen. Deshalb aber die gesetzlichen Formen wegwerfen wollen, welche die Persönlichkeit stützen und erziehen, ist thöricht über Maaßen.

Gehen wir zurück auf die Geschichte des letzten Jahres. Die Adresse der zweiten Kammer konnte vielleicht etwas anders gefaßt und der Sieg im Wege der Diskussionen erfochten werden. Wer aber beging den ersten Fehler? Der König; indem er ohne Veranlassung ein Ministerium aus der äußersten Rechten ernannte, die so wenig Frankreich regieren kann als die äußerste Linke. Das Ministerium; indem es der königlichen Rede einen beleidigenden, herausfordernden Schluß gab, und die höflichere Antwort der Pairskammer zu seinem Vortheil umdeutete. Wäre dem aber auch nicht so, sollen doch die Regierenden die Weisern seyn, sie sollen das Herrschen verstehen und damit zu Stande kommen, sonst ists kein Wunder wenn die Mehrzahl sich wo anders hin wendet. Die Auflösung der Kammer war allen Theilen Recht und den Gesetzen gemäß, aber die Behandlung der Beamten, die Kreisschreiben, die Art der Einwirkung auf die Wahlen, erweckte gerechten Tadel ohne eine Stimme zu gewinnen, und in der königlichen Proklamation ließ man den König Dinge sagen, die sich für ihn nicht schicken und ein gewöhnliches Ereigniß in einem

repräsentativen Staate (einen Ministerwechsel) unsinnigerweise in eine persönliche Ehrensache verwandeln! So ist der König von Stunde zu Stunde in größere Verlegenheit gerathen und die Macht der Gegenpartei gewachsen. Anstatt durch die Ernennung eines Ministeriums aus dem Centrum Alles schnell in erwünschte Ordnung und Ruhe zurückzubringen, hat die heftige Partei in den letzten Tagen mit verdoppeltem Eifer ihr System verfochten, und der König ist demselben leider zugethan. Jene Partei sagt: der König hat erklärt, er sey durch die Adresse der 221 beleidigt und die Wahl der letzten könne nicht stattfinden. Daß dies dennoch geschehen, ist revolutionair, die 221 dürfen nicht in der neuen Kammer sitzen. Der Plan geht dahin, diese gar nicht zu versammeln, durch eine Ordonanz das Wahlgesetz abzuschaffen und die neue Wahlform so einzurichten, daß das Ministerium die Mehrzahl haben müsse. Entschieden ist noch Nichts in dieser höchst wichtigen Angelegenheit; aber die aus oberwähnten Gründen gesteigerte Hoffnung des Obsiegens giebt den Kurzsichtigen neue Tollkühnheit. Abgesehen davon, daß es vielleicht gar keine Wahlform giebt, die dem jetzigen Ministerium die Mehrheit verschaffen kann, führt jener Plan in lauter Verwirrung und Unglück. Wird man wählen? die Ordonanz anerkennen? die Pairskammer gewinnen, bewilligen, zahlen, exequiren? In

jeder Richtung, bei jedem Schritte neue, unübersteigliche Schwierigkeiten! Wo Verstand, Geld, Macht fehlt, sind derlei Schwierigkeiten gewiß unübersteiglich, und ich kann mich immer noch nicht dazu bequemen, das Unsinnige für das Wahrscheinlichste zu halten. Sehe ich aber die große Besorgniß der unterrichtetsten Männer, so vergeht mir Unkundigem fast Muth und Hoffnung. Gewiß muß sich bald nach den heutigen Wahlen, spätestens binnen vierzehn Tagen, das Schicksal Frankreichs für die nächsten Jahre, vielleicht für längere Zeit entscheiden! — Manche der heftigen Liberalen wünschen leider auch coups d'état, um die ihnen noch gegenüberstehende Partei ganz zu vernichten und allein zu herrschen, — gewiß nicht der Weg des Rechts, der Ordnung und des Friedens. Die wahre Freiheit gedeiht besser, wenn beide Theile in den Schranken des Gesetzes bleiben. Sobald man von oben herab revolutionirt, wachsen die Revolutionairs von unten zahlreicher wie die Pilze!! — Nachdem ich gestern beim niederländischen Gesandten, General F., gegessen hatte, betrachtete ich mir noch in aller Eil die Erleuchtung der öffentlichen Gebäude und der sehr, sehr wenigen Bürgerhäuser — (in ganzen Straßen kein einziges, von tausend Fenstern kaum eins); dann trieb mich ein Ungewitter nach Hause, dessen ununterbrochene Blitze auf allen Seiten das irdische Licht weit

überglänzten und Frankreich eine Abkühlung seiner Fieberhitze, oder neue furchtbare Schläge anzudeuten schienen.

Fünfundfunfzigster Brief.

Paris, den 14ten Julius, Mittwochs.

Heut ist Festtag, denn nach H—s Brief aus Aachen, kommt er heut Nachmittag bei mir an. Die letzte Hälfte meiner Reise bekommt dadurch einen ungewöhnlichen, neuen Reiz: denn Handschriften und Mittagsmahle, Schauspiele und Tuilerien, Gelehrte und Ungelehrte, oder was sonst Geist und Leib beschäftigt, lassen doch allmälig das Bedürfniß der Freundschaft und Liebe hindurchfühlen. Und wer soll hier (wenn ich von einzelnen Deutschen schweige) diesem Bedürfniß genügen? Ich finde in der That mehr Gefälligkeit bei den Franzosen, als ich irgend zu erwarten berechtigt war; wie dürfte ich aber fordern, daß eine neue Bekanntschaft den Charakter einer alten ineinander gelebten Freundschaft annehme, oder das äußere Interesse sich in ein tieferes, inneres verwandele. So kann man sich unter einer Million Menschen zuletzt doch einsam fühlen; man kann fühlen, daß sich die Zuneigung eben nicht nach dem Maaße dessen richten soll, was man Verdienst zu nennen pflegt. Eine

ächtere Zuneigung erwächst auf dem Boden freier Gottesgabe zwischen Ältern und Kindern, Geschwistern, alten Freunden, Ehegatten. Da wird nicht nach Verdienst gefragt, nicht abgeschätzt; es wird auch das angeblich Mangelhafte (aus dem rechten Standpunkte betrachtet) nicht bloß als ein zu Duldendes bezeichnet; sondern erkannt daß es zum Menschen gehört, und daß die Forderung, eine Persönlichkeit solle sich um eines leeren Ideals willen ganz verwandeln, ungerecht und thöricht ist. — Man kann, ja man soll Schönheit, Geist, Lieblichkeit überall anerkennen und würdigen, wo sie sich finden; wer aber durch diese Freiheit des Blicks, diesen Umfang der Erkenntniß veranlaßt würde, seine minder schöne Frau, seinen minder talentvollen Freund, sein minder liebliches Kind zu vernachlässigen und gering zu achten, er hätte mehr an Innigkeit und Einfachheit verloren, als an Umfang und Mannigfaltigkeit gewonnen. —

Zu allem Messen in der Welt gehört ein Maaß, und ein Gemessenes; wer nur eines von beidem im Auge behält, nur in abstracto mißt, kommt nie zu einem richtigen Ergebniß. Ferner giebt es, wie in der Mathematik so in der lebendigen Welt, incommensurabele Größen, die, für sich betrachtet, doch Größen und Werthe sind. Eine Elle ist und bleibt ewig eine Elle, ich kann aber damit Goldstoff und Sackleinwand messen. Als ich einem Gelehrten hier eins meiner

neuen literarischen Werke schenkte, erhielt ich dafür eine Elle schöner Redensarten, die ich so bei Seite legte — wie er das Buch; als ich einem armen Hausmädchen, deren Pantoffeln gar zu zerrissen waren, meine alten Schuhe schenkte, zog sie dieselben an, rief Hola! und warf die alten Pantoffeln in die Luft! Wem that ich eine größere Liebe an, wer mir eine größere Ehre und in wessen Andenken bin ich besser angeschrieben?

Unter Allem in der Welt ist Zuneigung und Liebe das am meisten Demokratische, sie stellt Alter und Jugend, das Höchste und Geringste gleich und verbindet es; und sie ist wiederum das am meisten Aristokratische, denn sie sondert das Geliebte von allem Übrigen und erhebt es zum Mittelpunkte einer eigenen Welt. Hundert Schüler der verschiedensten Abkunft stehen demokratisch vereint neben einander, und jeder ist, seinen Ältern ausgesondert, der Mittelpunkt ihrer Theilnahme und ihrer Hoffnungen. Ein ganzes Volk kann seinen König lieben, ein König für sein ganzes Volk sich opfern; die Zahl, die Abstufung thut der Liebe keinen Eintrag. Liebe bezieht sich indeß immer auf Personen. Wenn ein Volk in dem Könige nur einen Begriff, einen selbstgemachten Götzen ehrt, ist gar keine ächte Liebe vorhanden; und ist ein König unfähig zu begreifen, wie das Volk Fleisch von seinem Fleische, Bein von seinem Beine ist, wird

Auflösung und Verwesung hereinbrechen. — Doch da gerathe ich wieder in die unglückselige französische Politik, und habe viel unnütze confuse Worte gemacht, da ich doch nur ganz einfach sagen wollte, wie sehr ich mich auf H. freue.

Gestern aß ich in S. beim Baron R. Die Besitzung zeigt nicht bloß von Reichthum, sondern auch von Geschmack, und ich muß wiederholen, was ich zum Lobe der Familie sagte. Zwei Erscheinungen waren ungewöhnlich: ein feierlicher Diplomat, dem aber beide Hacken der seidenen Strümpfe so zerrissen waren, daß die groben weißen Unterziehstrümpfe wie zwei Thaler groß durchschienen. Noch merkwürdiger als dieser doppelte Achilles erschien ein Engländer, der da versicherte er könne ungeheuer viel vertragen, und dabei so betrunken war, als irgend ohne eine Hauptcrisis möglich ist, und der des dummen Zeuges gar viel durcheinander sprach. Mit einem fast eben so weit avancirten Franzosen wollte er fünftausend Franken auf das Austrinken einer Bouteille Rum wetten, die beide unter den Tisch geworfen hätte.

Die ungeheuere Majorität der Wähler, welche sich in Paris gegen das Ministerium erklärt, und die völlige Unmöglichkeit, die Kammern umzustimmen, ist in den letzten zwei Tagen nicht ohne Wirkung geblieben.

Von dem Plane, die Kammer vor dem Zusammentreten aufzulösen, weil die 221 wieder gewählt worden, scheint man zurückgekommen zu seyn. Auch hat die Dauphine (eine leidenschaftliche, aber nicht unverständige Frau) dem Könige (so sagt man) geschrieben und ihn dringend gebeten, vor ihrer Rückkunft keinen entscheidenden Schritt zu thun. Tritt die Kammer zusammen und erwartet sie die Minister ruhig in dem Kampfe der Verhandlungen, werden jene viel sicherer als auf anderem Wege besiegt. Ohne die vielbesprochene Adresse wäre das Ministerium wahrscheinlich längst todt. In wenig Tagen, ja schon heut, sind alle Wahlen zu Ende; will man Gewaltstreiche, so müssen sie binnen vierzehn Tagen eintreten. Sie können nur Erzeugniß thörichter Leidenschaft seyn, Leidenschaft aber nimmt mit der Zeit an Kraft ab.

Unter den theologischen Streitschriften, die H. mitbrachte, las ich die von Neander und finde sie würdig, gehaltvoll, siegreich. Nähmen doch die Eiferer ihn zum Muster; aber ihre Rinde, die hölzerner ist als Holz, soll allen Geistern und Gemüthern aufgenagelt werden, wodurch denn doch Alle nur vernagelt würden.

Hegel und Hagen sind, wie mir —s schreibt, bis jetzt nicht in die Akademie aufgenommen. Ganz natürlich: denn was den ersten anbetrifft, so hat er darauf kein größe=

res Anrecht als Fichte und Solger, die bekanntlich immer draußen blieben, und Hagen ist ja schon Mitglied so vieler Akademien, daß er ohne Unbilligkeit nicht verlangen kann denen vorgezogen zu werden, die noch in keiner sitzen.

Sechsundfunfzigster Brief.

Paris, den 18ten Julius 1830.

Die Politik wechselt hier wie das Wetter. Der Muth, welchen die Einnahme von Algier den Machthabern gemacht hatte, ist wieder geschwunden durch den Ausfall der pariser Wahlen und die Erklärungen Englands über Algier. Die ungemeine Überzahl der Liberalen bei jenen Wahlen erscheint den Anhängern dieser Partei als ein sehr erfreulicher Fortschritt in Hinsicht auf Anerkenntniß der wahren politischen Grundsätze; während die Gegner darin nur ein neues Zeichen der irrigen demokratischen Träume erblicken, welche aller Macht und Ordnung widerstreben. Bis auf einen gewissen Punkt haben wohl beide Theile Recht, und mehr Recht, als sie sich untereinander zugestehen. Zweifelsohne ist, wie ich schon so oft schrieb, der Liberalismus jetzt wesentlich von dem der Jahre 1791 und 1792 verschieden, und die Opposition gegen Hofka=

balen, Camarilla, Congregation, einseitige oder nichtige Minister, eine löbliche; andererseits aber ruht ewiglich in der Brust aller Menschen, wie viel mehr der pariser Quintessenz, ein Element welches die saure und faule Gährung befördert, und in der Hoffnung Besseres zu erzeugen, die weinige, wahrhaft entwickelnde Gährung verschmäht oder überspringt. — Es giebt einen politischen, bloß verneinenden Protestantismus, welcher so wenig zur ächten Freiheit im Staate führt, als ein ähnliches Verneinen auf kirchlichem Boden zur wahren Religion. Aber (wohl zu merken) im bloßen Jasagen ist keineswegs das wahrhaft Positive gegeben; es bringt nicht weiter als das bloße Neinsagen. Beides ist miserabel; jenes endet so in der Despotie wie dies in der Anarchie, und les extrèmes se touchent! — Ich las dieser Tage einen Aufsatz des Baron von Eckstein über und wider A. W. Schlegel; vollkommen einig wäre ich mit ihm, wenn er statt Katholicismus, Christenthum schreiben wollte. Alles wahrhaft Tadelnswerthe im Katholicismus ist ihm nicht Katholicismus, z. B. Ketzerverfolgungen, Zwangsanstalten, Verdammen der anders Denkenden, Anwendung der Religion für fremdartige Zwecke, Priestertyrannei u. s. w. Gut; aber dann sind auch Bilderstürmereien, Zwietracht erzeugende Concordienformeln, puritanische Alfanzereien kein Protestantismus; und wenn in jeder Confession sich Gu-

tes wie Böses entwickeln kann und entwickelt hat, so gebe man das Streben nach einem Monopol auf und wende sich zum Christenthume, welches mannigfach anregt und entwickelt, beruhigt und beseligt. Wäre der Katholicismus so, wie ihn Hr. v. Eckstein darstellt, nie hätte sich jemand davon getrennt; wäre der Protestantismus das, wofür ihn manche ausgeben, die ganze Welt hätte ihn angenommen. So werden alle Theile auf Christus, als ihren Herrn, hingewiesen, der mehr ist als der monarchische Papst, die aristokratischen Bischöfe und die demokratischen Presbyterien. Eines schickt sich nicht für Alle, und richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet. Was sich für Alle schickt, steht viel höher als alles das, worüber man die Leute gerichtet und verbrannt hat.

Montag, den 19ten Julius.

Der zweite Punkt, welcher das Ministerium wiederum einschüchterte, ist Englands Widerspruch gegen den Besitz von Algier. Dieser Einspruch erscheint mir aber nur wie ein Versuch, das ohnehin geängstete französische Ministerium zu einer thörichten Nachgiebigkeit zu vermögen. Ich sage thöricht, denn sie würde in Frankreich den allerheftigsten Widerspruch finden. Hätte man mehrere tausend Menschen und hundert Millionen Livres geopfert, bloß um den Dey zu strafen weil er einen nichtsnutzigen Consul mit

dem Fliegenwedel hinter die Ohren schlug, es wäre die dummste und kostspieligste Ehrensache der Welt — und zuletzt ohne Ehre! Nur dadurch hat die ganze Unternehmung, Sinn, Recht und Verstand, daß man den Unsinn, das Unrecht, den Unverstand dieses Raubstaates vernichten und Menschlichkeit und Christenthum begründen will. Wenn England aus kleinlichem Neide so großen Zwecken widerspräche, ganz Europa müßte es mißbilligen und auf die Seite Frankreichs treten. Alle Parteien sind hier über diese Dinge einig: wenn also, wie — schreibt, einige b—r Liberalen nicht eine Gesundheit wider den Dey ausbringen oder mittrinken wollten, so haben sie sich selbst in den Augen der hiesigen Liberalen blamirt; obgleich diese einige Veranlassung hatten, das ganze Ereigniß noch aus einem andern Standpunkte zu betrachten, der indeß für einen Deutschen weit geringeres Gewicht hat.

Die Hoffnung der Minister, in der neuen Kammer das Budget zu erhalten, ist trügerisch. Was die Schwächern nicht bewilligen wollten, werden die ungemein Verstärkten noch weit eher versagen; und selbst die, welche geneigt sind sich der Ordnung willen dafür zu erklären, dürften sich im Gange leidenschaftlicher Verhandlungen auf eine andere Stelle hingetrieben sehen. Dazu kömmt, daß ja die Verweigerung nicht Unordnung und Auflösung, sondern lediglich die

Änderung des Ministeriums bezweckt, welcher Änderung die erwünschte Bewilligung ohne Zweifel sogleich nachfolgt. Will man aber, wie jetzt einige Blätter thun, den Kammern dies Mittel auf die Besetzung der Ministerien zu wirken, ganz absprechen, oder gar behaupten, die, welche in der Opposition stimmten, dürften nicht wieder gewählt werden; so ist die Charte nebst Zubehör ein unnützes Stück Papier, oder das fünfte Rad an dem politischen Wagen. Wenn die jetzige Crisis erst vorüber ist, wird sich hoffentlich der Kreis politischer Gedanken erweitern, man wird den Personen mehr vertrauen und auf die Sachen eingehen. Das ist leider bisher zu wenig geschehen, weshalb selbst die wichtigsten Diskussionen, z. B. über das Budget, sich fast in lauter Kleinigkeiten umtrieben, große Dinge hingegen, wie das Zollsystem, aber unangetastet ließen, weil nicht wenige liberale Wähler für diese Verkehrtheit eingenommen sind, und die Erwählten nicht Muth und Unabhängigkeit genug haben, solchen Vorurtheilen zu widersprechen. Täglich hört man hier: nur mit und nach dem Willen der Majorität könne man herrschen. Nun ja, allerdings; es kann niemand einfallen, in berathenden Versammlungen jedesmal der Minorität die Entscheidung zuzugestehen: wohl aber bleibt zu untersuchen, ob die vorhandenen Mittel jene Majorität zu finden (z. B. Wahlgesetze), wirklich zum Ziele führen? Es bleibt zu

bedenken, daß eigentlich immerdar die Minoritäten (Wenige) herrschen und die Majorität nach sich ziehen; daß gewissen Minoritäten (z. B. der Pairskammer) ihrer Qualität halber oft ein Einfluß zugestanden werden muß, so groß, als wären sie der Quantität und Zahl nach, einer andern Majorität gleich. Geht die Untersuchung nicht auf diese und ähnliche Dinge ein, so ist der obige Satz von dem Herrschen der Majorität nur ein abstrakter, beziehungsloser, der leicht mißbraucht werden kann und in den neunziger Jahren aufs ärgste übertrieben ward, während doch, ihm zum Trotze, die kleinsten Minoritäten tyrannisirten. Dies letzte wird nur verhindert, wenn man nicht bloß zählt, sondern auch wiegt, wenn man aus der, in der Politik unbrauchbaren, Lehre von unbenannten Zahlen in die von benannten Zahlen und organischen Kräften übergeht. Kopf und Kopf, ja Thaler und Thaler ist dann nicht mehr gleich. Sonst hätte Sieyes Recht, der da meinte, der König sey nur eine Eins den dreißig Millionen gegenüber; oder hunderttausend Thaler unter hunderttausend Menschen vertheilt, wäre für den Besteuernden dasselbe, als wenn er hunderttausend Thaler in einem Kasten findet. Nur zu viele der hiesigen Politiker stehen noch auf dem Standpunkte bloßer Abstraktion, ihre staatsrechtlichen Grundsätze ergreifen nur das Allgemeine, lassen aber das individuelle Leben fallen und meinen

dem Ziele am nächsten zu seyn, wenn sie Sätze aussprechen, die vom Nordpole bis zum Südpole gleich wahr sind. Freilich ist zwei Mal zwei vier, vom Nordpole bis zum Südpole, aber nur in der äußerlichsten mathematischen Auffassung, und schon keineswegs für den Finanzminister. Ferner glauben nicht Wenige hier, l'esprit mache den Staatsmann, während jener esprit nur zu oft von wahrer Regierungskunst hinweggeführt hat. Am esprit ist in keiner französischen Versammlung Mangel gewesen, wohl aber an andern nöthigeren Dingen. Wo ein homme d'esprit aufduckt, eine Broschüre schreibt oder Zeitungsartikel macht, hält er sich für fähig und berechtigt auf dem Reichstage das große Wort zu führen, hätte er auch sonst nicht so viel Geschäftskenntniß als bei uns ein neugebackener Referendarius. Daraus entsteht ferner, daß die Verwaltung zu gering geachtet, der Geschäftsmann mißhandelt und Macht und Ruhm allein auf Seite der Verfassung gesucht wird. Ein gesunder Zustand ist erst vorhanden wenn beide Seiten in ein Gleichgewicht treten, und die Stellen der Deputirten weniger aus eitler Anmaaßung, die der Präfekten u. s. w. weniger aus Eigennutz und des Geldes wegen gesucht werden. Die oberflächliche und willkürliche Art, mit welcher viele Minister in Frankreich das Repräsentationssystem betrachteten, das Ungeschick mit welchem sie es behandelten, hat übrigens sehr un=

heilsam dahin geführt, im Präfekten nicht vorzugsweise einen verwaltenden Beamten, sondern vielmehr einen Mann zu sehen, der die Deputirtenwahlen leiten könne und wolle. Die größten Verdienste verloren ihr Gewicht, wenn der Präfekt in der Wahlschlacht nicht obsiegte, bis die neuesten Ereignisse bewiesen, daß die Verwaltung auf diesem Wege die Verfassung nicht beherrschen kann und soll.

Dienstag, den 20sten Julius.

Vom Thurme Notre Dame herab übersah ich gestern die ungeheuere Stadt; wer hat das erste Haus gebaut, wann wird das letzte zusammenstürzen und der Boden von Paris aussehen wie der von Theben und Babylon? Der Mensch findet hier keine Ewigkeit, so auch nicht seiner Hände Werk. Als ich unter den Millionen umherwandelte, die auf dem Kirchhofe des Paters la Chaise begraben liegen, kam mir alles menschliche Thun und Treiben so ganz unbedeutend vor, daß ich mich ohne Widerspruch selbst hätte zur Ruhe bringen lassen. Aller Ruhm, alle Größe, alle Thätigkeit scheint hier gleichmäßig in Nichts zu versinken, und nur die Liebe ist höheren Ursprungs, die dem Todten noch Leben beimißt und ihm Blumen und Kränze opfert.

Mittwoch, den 21sten Julius.

Die italienische Anzeige, die du mir sandtest, wäre auch einmal wieder ein Mittel gegen literarische Eitelkeit, wenn ich anders dessen bedürfte. Wie viele Jahre meines Lebens habe ich den Italienern geweiht, bin mehr ihret= als meinetwillen in ihr Land gereiset, habe ihre Geschichte geschrieben — und kein Mensch weiß dort, daß ich oder mein Buch in der Welt sind! — Andererseits: warum sollen mich die Italiener kennen, recensiren oder gar loben? Habe ich doch seit Jahren unseren Freund Tieck nicht dahin bringen können, Pathenstelle bei meinem literarischen Kinde zu übernehmen und ihm einen Namen zu geben! In Frankreich wäre ich, in ähnlichem Falle, von Freunden auf alle Weise herausgestrichen worden, hätte eine zweite bis dritte Ausgabe erlebt, viel Geld verdient, — um ein Paar Jahre später, oder zuletzt noch eher vergessen zu werden! — Weshalb quäle ich mich jetzt den ganzen Tag mit Handschriften? Es ist Prädestination, und sonst kein vernünftiger Grund anzugeben. Denn das Gericht, was ich aus den vielen Ingredienzen zusammenkoche, wird nicht einmal mir, vielweniger Andern schmecken. Fast geht mirs hier wie ehemals in Rom. Ich übernehme mich in Leserei der Handschriften, werde ihrer überdrüssig und lasse es mir zuletzt gefallen daß Zeit und Geld ein Ende

nimmt. Deshalb wollen wir Ende dieser Woche zunächst nach Rouen und Havre reisen, um etwas anderes zu sehen als Bücher, und hoffentlich etwas anderes zu hören, als Politik. Und wiederum, sobald dies Wort genannt ist, muß ich, wie der geschwätzige Barbier, über dies Thema weiter reden. Sonderbar: die Franzosen leben mehr in der Gegenwart, wir mehr in der Vergangenheit und Zukunft, und doch haben sie alle Lebensansichten auf gewisse abstrakte Theorien zurückgeführt, z. B. Verfassung, Kunst, Drama; ja selbst ihr tollgewordener Romantismus wird diesem Schicksale nicht entgehen. Vielleicht führt aber die fast ausschließliche Betrachtung der Gegenwart nie weiter als bis auf die Stufe des Abstrahirens; wahre Wissenschaft, Philosophie, Religion muß Wurzeln in der Vergangenheit treiben; den Stamm in der Gegenwart bilden und die Zweige in die Zukunft hinausstrecken. Man rühmt die Gewandtheit der Franzosen für die Geschäfte. Wir haben ihre Weise kennen gelernt; allerdings rasch, gewandt, zum Ziele führend, aber in den Grundsätzen oft verkehrt und in den Resultaten zerstörend. Weil man sich mit dem Machen des zunächst Erforderlichen begnügt und daran erfreut, kommt man nicht bis zu einer Betrachtung und Würdigung der Mittel, Wege und Zwecke überhaupt. Wie kleinlich sind z. B. die Berathungen über das Budget: man zankt sich über ein Paar tausend, vielleicht

nützlich zu verausgabende Franken, und fragt nicht nach Millionen. Das tyrannische Zollsystem, die Mehrung der Schulden, die Behandlung des Kriegswesens geht seinen ungestörten Gang, und die Administratoren erweisen ihre Gewandtheit oft in verderblichen Bahnen. Diese Gewandtheit war auch zur Zeit des Abts Terray vorhanden, reichte aber gewiß nicht aus. So mögen die Deutschen, um Vergangenheit und Zukunft willen, nicht vergessen das zu thun was jeder Tag erheischt, und die Franzosen mehr aus der Vergangenheit lernen und die Zukunft mit ihr verknüpfen.

Ich sah gestern mit H. und P. das Musée Dauphin und Charles X. Jenes für die Marine (Modelle von Schiffen u. dergl.), dies für Kunstsachen mannigfacher Art, die ägyptischen vorwaltend. Man lernt dies Volk immer mehr kennen, und muß es in vieler Beziehung bewundern. Für bildende Kunst fehlte ihnen jedoch der reine Schönheitssinn, welcher nach Zeugniß der Weltgeschichte nur zwei Mal ganz das Leben durchdrang und beherrschte: bei den Griechen und im sechszehnten Jahrhunderte. Jeder hält in andern Zeiten seine Dulcinea für das Schönste; recht und gut für den Hausfrieden, aber die Einsicht und Begeisterung des Künstlers braucht dem keinen Eintrag zu thun und sinnliche Gemeinheit hat ja damit nichts zu schaffen, sonst wäre jeder liederliche Strick ein Rafael. Dessen Werke auf dem Louvre

überragen alles Andere; ganz neu und eigenthümlich hat mich diesmal seine Königinn Johanna angezogen. Sie gleicht nämlich unverkennbar W., welche ich bei meiner ersten Anwesenheit in Paris noch nicht kannte, und deren Verwandlung aus dem Krugmädchen in eine Königinn mir zugleich unmöglich und doch wirklich erscheint. Wer weiß übrigens, ob die Königinn je so gut aussah wie W., und ob diese nicht im Laden bessere Sitten hat, als jene auf dem Throne.

Siebenundfunfzigster Brief.

Paris, den 23sten Julius 30. Freitags.

Unsere Reise nach Rouen wird bis zur andern Woche verschoben, weil — — — — und vielleicht noch Einige uns dann begleiten können. Ich fühle, daß der pariser Aufenthalt zu Ende geht, und ich gehe, ohne große Sehnsucht nach Verlängerung oder Erneuung. Um frische Begier auf Handschriften zu bekommen, muß ich mich lange davon fern halten, und das Interesse an dem fieberhaften Zustande, in welchem die Franzosen seit vierzig Jahren leben, ist für eine deutsche Natur nicht ohne Ängstlichkeit und ein gewisses Mißbehagen. Wenn Ruhe nicht immer

die erste Bürgerpflicht ist, dann stete Unruhe noch weniger. Stellen wir die Frage jetzt bei Seite: wer die Unruhe herbeigeführt habe; so leidet es keinen Zweifel, daß sie seit 1789 vorhanden ist, und zwar in höherem oder anderem Grade als zur Entwickelung und Erhaltung des Lebens nothwendig erscheint. Ohne irgend einen Punkt, eine Thatsache, eine Person, auf die alles Lob oder aller Tadel zusammenströmt, kann man hier nicht ausdauern; so wie Polignac die bête noire ist, so heißen die Zweihunderteinundzwanzig lauter engelsreine, schneeweiße Lämmer. Schwarz dort und weiß hier, giebt aber kein Gemälde. Die Zweihunderteinundzwanzig sind nicht Alle ohne Nebenabsichten, und für das amendement Lorgeril konnte mancher stimmen, der kein schwächeres Gefühl für Recht und Freiheit besaß. Der abstrakte Satz: man müsse die Zweihunderteinundzwanzig ohne Ausnahme wiederwählen, liegt dem Richtigen näher, als die Forderung sie nicht wieder zu wählen, trifft aber das Rechte doch auch nicht ganz und hat manchen Schwachen erhalten, manchen Tauglichen ausgeschlossen. — Doch warum schon wieder Politik?

Ich sah mit H. die Neoramen, S. Peter und die Westminsterabtei. Es ist erstaunenswürdig, daß man auf rundgespannter Leinwand diese viereckigen Gebäude so darstellen kann. Die Dioramen sind dagegen unbedeutend. —

Sonnabend, den 24sten Julius.

— — — Mit bloßem esprit macht man kein Volk klein oder groß, und nicht einmal sich selbst einen Namen, der die Mode und Sinnesart des Tages überdauert. Laut eines Blattes hat — letzt in einer seiner geschichtlichen Vorlesungen gesagt: Karl der Große habe sich den Papst erschaffen oder zurechtgedreht, um ihn als Fetisch und Vogelscheuche gegen seine Unterthanen und rohe Volksstämme zu gebrauchen. Das wäre doch eine Ansicht, so verkehrt daß ihr nicht bloß die Wahrheit, sondern auch der esprit mangelt. Selbst Kotzebue trifft die Sache in seinen plumpen Angriffen auf Karl noch näher. — Überhaupt wird es den Franzosen schwer, sich aus der herrschenden und sie beherrschenden Ansicht des Tages in eine ganz verschiedene zu versetzen, während mancher Deutsche eher die Inder und Ägypter, als seine Landsleute und das Deutsche begreift. So erscheint es jenen jetzt als Hauptaufgabe der Geschichte, alles unter den Standpunkt des heutigen Frankreichs zu stellen, und ihr farbiges Licht zur Aufklärung darüber zu verbreiten. Nicht ganz zu verwerfen: denn das Vergangene ohne alle Rücksicht auf das Spätere darstellen wollen, so, als sey dies gar nicht vorhanden, ist ein erkünstelter Versuch. Andererseits aber wird jeder Geschichtschreiber, der bloß mit der Schere der Gegen-

wart die Dinge zurechtschneidet, nicht länger in der Mode bleiben als die neuesten Röcke, Westen und Hosen. Es ist viel schwerer, gerecht und unparteilich zu seyn, als man denkt; denn der gute Wille reicht nicht aus. Es gehört außer dem redlichen Willen und den erlernbaren Kenntnissen dazu ein angebornes Talent, wie es der Maler, der Musiker besitzt. Ließe sich die historische Wahrheit nach gewissen, unfehlbaren Grundregeln ergreifen: z. B. daß die älteste Quelle immer die richtigste sey, oder der Augenzeuge immer richtig sehe und dgl., so wäre es nicht schwer, jene Regeln dem Gedächtnisse einzuprägen und dadurch zum Ziele zu kommen; sie helfen aber nicht weiter als die Lehre von den Proportionen in der Malerei. Und nun gar die Bewegungen des Lebens, der Leidenschaft, wie will man die auf Gesichtslängen und Breiten zurückführen und dennoch darstellen?

Sonntag, drn 25sten Junius.

Gestern war ich mit H. über vier Stunden bei Champollion dem jüngern, um mich von dem höchst gefälligen Manne über Ägypten belehren zu lassen. Zuvörderst erklärte er uns den Inhalt seiner Grammatik, welche in allen wesentlichen Punkten neu ist und die bisherigen Ansichten größtentheils umstößt. Von zwei Dingen ist Champollion ausgegangen, 1) dem Koptischen, als dem mit griechischen Buchstaben

geschriebenen Ägyptischen, und 2) der Inschrift von Rosette, welche Griechisch und Ägyptisch neben einander stellt. Beides führte zur entscheidend wichtigen Kenntniß des alten Alphabets und der Schreibart, dergestalt daß, wenn auch einiges dabei noch willkürlich und fantastisch bleiben mag, doch Grund und Boden gewonnen ist. Die Schreibart weiset drei Arten von Schriftzügen nach: 1) bildliche Charaktere, wo z. B. das Bild der Sonne, die Sonne bedeutet. 2) vergleichende, tropische, wo z. B. der Löwe Stärke bedeutet. 3) Tonzeichen, phonetische Züge, mit einem Worte ein Alphabet. Und zwar bedeutet das Bild jedesmal den Buchstaben, womit das Wort beginnt, z. B. Bär ein B. Für jeden Buchstaben sind etwa vier bis fünf solcher bildlichen Zeichen vorhanden, um Mannichfaltigkeit in den Anblick und die Anordnung der Bilderschrift zu bringen. Die Tonzeichen überwiegen, der Zahl nach, bei weitem die Zahl der beiden andern Schriftarten; sobald also das Alphabet gefunden war, ging das Lesen der Inschriften mit Riesenschritten vorwärts. Wo Zeichen und Ausdrücke zweifelhaft seyn können, sind andere zur Verhütung von Mißverständnissen hinzugefügt. Weil z. B. die Ägypter, so wie viele asiatische Völker, die Vokale nicht schrieben und der Sinn verschieden erschien jenachdem man den einen oder andern hinzudachte, beugt eines jener Zeichen dem Irrthume

vor. Im Deutschen könnte ich z. B. zu hr ein O oder U hinzudenken und Ohr oder Uhr lesen, ein Zeichen, was auf die eine oder die andere Bedeutung hinwiese, würde die Zweifel vertreiben. Die Schrift enthält keineswegs bloß Substantive, sondern die Zeitwörter werden z. B. ebenfalls mit jenen dreierlei Schriftzeichen (doch meist mit den alphabetischen, phonetischen) geschrieben und durch Nebenzeichen erläutert. Es giebt ferner Zeichen und Schrift für alle anderen Redetheile. Die Deklination und Conjugation erfolgt durch Affixa, Nebenworte und Silben, wie im Französischen la femme, de la femme. Man findet Artikel beiderlei Geschlechts, Singularis, geschriebenen Dualis und Pluralis. Aktivum und Passivum, letzteres gebildet durch das Hülfswort seyn. Die vollkommenste Bilderschrift der Denkmale liegt auch allen andern Schriftarten zu Grunde, nur sind diese mehr oder weniger abgekürzt, so z. B. wird die dort ausgebildete Gestalt des Menschen, Vogels u. s. w. hier nur angedeutet oder ein Theil für das Ganze gesetzt. Champollion's unglaublich reiche Sammlung neu entworfener Zeichnungen nach ägyptischen Denkmalen, ergiebt einen fast vollständigen Lehrgang über Handwerker, Künstler, Ackerbau, Viehzucht; und so aufwärts bis zu der ganz neuen Geschichte der Könige und den Darstellungen der Götter. Bei diesen scheint man das Hergebrachte, Überlieferte festgehalten

und den Fortschritt der Kunst zur Schönheit gehemmt zu haben. Ohne Vergleich freier sind die übrigen Werke und unter anderem eine lange Reihe von Abbildungen, welche gymnastische Übungen darstellen, für die Zeichnung und die Sache selbst höchst merkwürdig. Umrisse mehrerer Vasen kann man den schönsten griechischen Formen an die Seite setzen. Was sich auch an Champollion's Behauptungen, Sammlungen und Ergebnissen wird berichtigen und vervollständigen lassen, er ist für Ägypten ein zweiter Columbus, und gar viele andere gelehrte Untersuchungen, vor allem meine eigenen, erscheinen mir solch einem Entdecker gegenüber, als ganz unbedeutend.

— — Mein Aufenthalt ist hier, so lange ich gesund war, eine Zeit der Anstrengung gewesen, die in solcher Weise nicht fortdauern kann, ohne mich zu Grunde zu richten. — Gestern lebte ich deshalb einmal auf andere Weise, fuhr mit L. nach S. Denys und besah die alte, merkwürdige Kirche und ihre Königsgruften. In der Zeit demokratischen Wahnsinns hatte man Fenster, Stühle, Denkmale zerschlagen und verstümmelt, die Gebeine herausgeworfen und jegliches entheiligt; ja man würde die ganze Kirche niedergerissen haben, wäre sie nicht von solcher Festigkeit, daß das Gesindel daran ermüdete. Manches ist gerettet, vieles hergestellt, aber Altes und Neues oft so vermischt, daß die Unterscheidung schwer

fällt und dereinst vielleicht unmöglich wird. Sonst liegt in diesen Grabesdenkmalen ein ganzer Cursus der Kunstgeschichte des Mittelalters, — wie der französischen Geschichte überhaupt. Leider aber sind unter den vielen Königen nur wenige sehr ausgezeichneter Art; so zählt Katharine von Medici mit allen ihren Söhnen ja noch nicht für Eins! Von S. Denys fuhren wir nach Montmorency. Von den Anhöhen hat man reiche, reizende Aussichten in das fruchtbare, mannigfaltig angebaute, weite Thal; besonders zeigte sich von einer Terrasse, wo wir uns niederließen, die Landschaft in voller Schönheit, und verwandelte sich als die Sonne sank durch alle Abstufungen des Lichtes, bis die Formen in Abendduft verschwanden. Wir kehrten nach Montmorency zurück und gingen im Dunkel zur fête champêtre, welche heut am Tage des heiligen Jakob des Älteren gefeiert ward. Auf einem mit großen Kastanien besetzten Platze, der nach einer Seite sich an Hügel anlehnte, hatten sich unglaublich viel Menschen aus allen Ständen versammelt, und Buden, wie zum Markte aufgeschlagen, bildeten den Eingang zu den Tanzplätzen. Kaum aber konnten sich die Tanzenden aus Mangel an Raum bewegen, und noch weniger die Musik vernehmen. Von der Anhöhe hinab bot das Ganze einen ungewöhnlichen, bunten Anblick dar. Vom schönsten Wetter begünstigt, unter sternklarem Himmel fuhren wir zurück.

Dunkelroth sank zur Rechten der Mond hinter der Seine hinab, links stiegen von Tivoli Schwärmer, Raketen und Leuchtkugeln auf. In Paris auf den Boulevards, das bekannte Treiben; aber es schien uns zu spät, dem ländlichen Tage noch einen städtischen Anhang zu geben. — Heut Vormittag gehen wir wieder zu Hrn. Champollion, essen bei Hrn. v. W. und fahren um 11 Uhr Abends ab nach Rouen.

Wir waren wieder bei Champollion und betrachteten die Häupter der alten Pharaonen, als mitten in unsere ägyptischen Studien die großen coups d'état hineinfielen, die alle überraschten, erschreckten, entsetzten, und auf das Haupt der thörichten Urheber zurückfallen werden. Wäre auch alles wahr was der Bericht der Minister tadelt, alles vortrefflich was sie thun, so treten sie doch ganz aus der gesetzlichen Form und aus dem Rechte heraus. Sagt man aber: der König kann in jedem Augenblicke das ganze Staatsrecht abschaffen, so steht Frankreich erst am Eingange der Bahn, und müßte noch einmal von vorn anfangen. Das Revolutioniren geht diesmal von oben herab. Es ist unmöglich, dergleichen ungeheure Mißgriffe jemals wieder ganz gut zu machen; wie viel Übles daraus folgen wird, weiß freilich niemand im voraus, aber gewiß viel Übles. Gegen Weisheit

hat die Thorheit, gegen Mäßigung die Leidenschaft obgesiegt. Noch vor drei Tagen beruft man die Pairs, noch gestern die Deputirten zur Sitzung, und 24 Stunden später löset man die ganze Kammer auf. Das heißt nun regieren!! Man will eine Revolution, als hätte man nicht erfahren, was dies bedeutet!! Genug für heute, lebt wohl und dankt Gott, daß interessante Begebenheiten solcher Art in unserem Vaterlande nicht vorkommen.

Achtundfunfzigster Brief.

Paris, den 31sten Julius.

Nachdem Pairs und Deputirten die Einladungen zur Eröffnung der Kammern empfangen hatten, glaubte niemand daß bis zum dritten August irgend etwas Erhebliches in Paris geschehen werde. Daher ordnete ich alles Nöthige zur Reise nach Rouen und Havre, und änderte, selbst nach Erscheinung der Ordonnanzen meinen Plan nicht, weil keiner eine so schnelle Entscheidung vorhersah. Ich brachte also die beiden Tage der Schlacht nicht in Paris zu, bin aber so eilig hieher zurückgekehrt, daß ich noch genug sah und hörte, um Dir den Bericht erstatten zu können,

welchen Du und die Freunde von mir erwarten. Später von dem, was meine Reise und Person betrifft; zuerst von den großen, geschichtlichen Ereignissen.

Ich habe immerdar behauptet: das Ministerium besitze weder Kraft des Geistes, noch des Geldes, noch des Schwertes, es habe gar keine Partei, gar keine Anhänger, und müsse deshalb zusammenstürzen. Ob ein Paar Tage früher oder später, galt gleich. Unfähig, sich innerhalb der gesetzlichen Kreise zu erhalten; wie hätte es außerhalb derselben und gegen die Gesetze obsiegen können! Daher erschienen mir die coups d'état als völlig unsinnig, als unmöglich. Selbst die wenigen bornirten Eiferer, die sich für jene Minister aussprachen, hielten Gewaltschritte für unausführbar und vertrauten andern kleinen Künsten. Die Besorgniß, daß der Sieg über den Dey von Algier und die Prozession, welche ich euch beschrieb, die Köpfe der Minister von neuem exaltirt habe, verschwand weil in den nächsten Tagen nichts geschah, und als, wie gesagt, Pairs und Deputirte Einladungsschreiben zur Eröffnung der Kammern empfangen hatten, hielt jeder die Sache für abgemacht und erwartete in größter Ruhe den gesetzlichen Ausgang im Wege des Berathens und Abstimmens. — Welch Erstaunen, welcher Zorn, als nun Montags jene Reihe von Ordonnanzen erschien, von denen eine

hingereicht hätte, ein ganz anderes Ministerium zu stürzen! Einfältige und unwahre Darstellungen, unzureichende und verkehrte Mittel — und das alles im Widerspruch mit Gesetz und Herkommen, eine völlige Vernichtung des Staatsrechts und der Formen, auf die ganz Frankreich wie auf den einzigen Nothanker noch rechnete, da alles Vertrauen zu den Personen der königlichen Familie längst verschwunden war. Daß jene Verfügungen zur Ausführung kommen, jene Partei der Camarilla und Jesuiten obsiegen werde, fiel keinem ein; aber was und wie etwas geschehen würde, darüber konnten Zweifel obwalten. Als letzten Zeitpunkt bezeichnete man den Anfang des September, wo mit der Frage über die neuen Wahlen alles entschieden seyn müsse. Näher als die Wahlen lag aber die Entscheidung über die Journale. Die größern und würdigern erklärten Montags: sie würden gar nicht drucken, welcher unerwartete Entschluß die Minister vermochte, dafür, obgleich vergebens, dringende Schritte zu thun. Die kleinern und heftigern Blätter erklärten dagegen: sie würden ohne Censur weiter drucken, auch erschienen einzelne Carikaturen und fliegende Zettel. Hiegegen schritt nun die Regierung vor und schickte Soldaten aus, um sich der Blätter zu bemächtigen und die Pressen, z. B. des Journals Le temps, zu zerschlagen. Sie fanden alles verschlossen und konnten

in Paris keinen Schlosser auftreiben, der geöffnet hätte, bis man den herbeiholte welcher angestellt ist die Galeerensklaven anzuschmieden! Das zusammengelaufene Volk ward indeß noch leicht zerstreut. Aus ähnlichen Gründen waren schon Montag Abend Aufläufe im Palais Royal, die ich noch sah, man schloß die Läden und Gitter; wenn aber die Soldaten vorgehend sich Bahn machten, lief alles hinter ihnen wieder zusammen, und erst spät in der Nacht nahm Geschrei und Unruhe ein Ende. Dienstag früh waren alle Wachen verdoppelt und in der Stadt vertheilt worden. Vormittags die Straßen voller Menschen, steigende Unruhe, aber noch keine Gewalt. Die Soldaten hielten sich ruhig, wurden von der Menge aufgefordert nicht zu schießen, da alle gleiches Interesse hätten u. s. w. Wollte der Offizier diese Gespräche hindern, stieg der Lärm; führte er die Soldaten wo anders hin, begann dieselbe Scene. Mittags waren alle die kleinern Wachen so von Menschen eingewickelt, daß sie sich nicht rühren noch regen konnten. Die größern Abtheilungen der Soldaten, insbesondere von der königlichen Garde und den Schweizern, welche sich bei dem Allem weniger ruhig benahmen und Miene machten weder überzugehen noch irgend eine Beleidigung zu ertragen, wurden lauter verhöhnt, bis es Dienstag Nachmittag zuerst zum Schießen kam, nachdem alle Stufenfolgen geringerer Beleidigungen er=

schöpft waren. Abends hatten die Soldaten zwar die Oberhand, aber die Leichen der gebliebenen Bürger wurden durch die Stadt umhergetragen und der Eifer, der Zorn, die Thätigkeit stieg auf eine unglaubliche Höhe. Die Frucht aller Leiden und Anstrengungen von 40 Jahren stehe auf dem Spiele, man müsse siegen oder sterben. So kam es denn Mittwochs zu einer furchtbaren Schlacht. Die Bürger traten als Nationalgarde zusammen, besetzten das Rathhaus und alle Hauptkirchen, waren in Bewegung überall; während die Soldaten 24 Stunden ohne Ruhe, ohne Essen und Trinken und der ärgsten Hitze ausgesetzt blieben. Alle Bemühungen ihnen Lebensmittel zukommen zu lassen, wurden von der Menge vereitelt. In der Nacht läuteten alle Sturmglocken, die Vorräthe von Waffen bei den Schwertfegern wurden vertheilt, wer keine Flinte hatte nahm einen Degen, wer keinen Degen besaß einen Stock, ja ohne alle Anführung, ohne Waffen stellten sich Menschen aller Art zum Angriffe. Es war nicht der Pöbel, nicht eine Partei; es war der allgemeine Wille, die höchste Begeisterung Aller, welche Kampf und Sieg herbeiführte. Mit den Fäusten eroberte man die Kanonen, Unbewaffnete wurden der Bewaffneten Meister, unter Gewehrfeuer kletterten die Schüler der Ecole polytechnique die Gallerie des Louvre hinauf, den Degen zwischen den Zähnen haltend, und stürz-

ten die Schweizer hinab oder metzelten sie nieder. Unter Kartätschenfeuer fällte man die Bäume der Boulevards, um Barricaden gegen die anrückende Reiterei zu bilden. Von einer zahlreichen Abtheilung der Garde, welche in die Straße S. Denys hineinzog, kamen am andern Ende (so sagt man) nur 10 — 20 lebendig wieder heraus. Die Kartätschen, mit welchen man die Straße reinigen wollte, thaten keine Wirkung, da die Bürger sich in den Häusern hielten und aus den Fenstern schossen. Weniger fielen indeß wohl durch diese Kugeln als durch anderes Geschoß. Die großen Granitquadern, womit Paris gepflastert ist, hatte man bis in die höchsten Stockwerke hinaufgeschleppt und warf sie den Soldaten auf die Köpfe. Jemand versichert mich: er habe gesehen, daß die Kanoniere einer Batterie auf diese Weise buchstäblich zu Brei zerschmettert worden! Ein Theil der Linientruppen streckte die Waffen, die Garde ward zur Stadt hinausgeworfen, Donnerstag der letzte Kampf bei dem Rückzuge gegen Neuilly. Alle Versuche, den König Dienstag und Mittwoch zu Einstellung des Kampfes und Rücknahme der Ordonnanzen zu vermögen, blieben vergeblich; er wollte mit den Waffen obsiegen und nirgends weichen. Im Gegensatz von Ludwig XVI, der da nachgab. Wieder ein ganz leerer, abstrakter Satz: ein König müsse nie nachgeben; gerade eben so thöricht und schlecht, als:

er müsse überall jedem nachgeben. Unterdeß waren in Paris alle Zeichen der Bourboniden (z. B. rue Bourbon), Wappen und Lilien abgenommen, abgekratzt, zugeklebt oder mit Schmutz beworfen. Auf Notre Dame ward zuerst die dreifarbige Fahne aufgesteckt, und sprang so hinüber auf Louvre, Tuilerien, S. Cloud bis an dis Gränzen Frankreichs. Die Soldaten haben sich brav geschlagen, bis ihr Gewissen mit den erhaltenen Befehlen in Widerspruch trat; doch steht die größere Tapferkeit auf Seiten der Pariser. Die Stürmung der von 120 Invaliden besetzten Bastille ist eine Kleinigkeit im Vergleich mit dieser Schlacht gegen ein regelmäßiges Heer, wie gesagt, gewonnen ohne Plan, Waffen und Anführer. Merkwürdiger noch als der eigentliche Kampf ist fast das, was man zur Erleichterung der Vertheidigung that. Es ist gewiß nicht zu viel, wenn ich die Zahl der Barricaden auf 3000 anschlage, waren doch deren sechs auf 200 Schritte von mir zum Palais Royal. Jeder würde glauben, es gehörten Monate zu dem, was binnen zwölf Stunden beendet ward. Das Pflaster aufgerissen und mannshoch die Quadern auf einander gehäuft, Breter, Balken, Schilder, Bettstellen, Fässer, Buden, Karren, Kabriolets, ja große Diligencen umgeworfen und über einander gebaut. Dazu die Unzahl gefällter Bäume auf dem Wege nach Neuilly, den Champs élisées, den Boulevards. Auf

dem Boulevard des Italiens steht kein einziger Baum mehr, und gegen Boulevard Montmartre, Poissonnière und Madelaine fehlen nicht wenige. — Am merkwürdigsten, daß während dieser furchtbaren Aufregung die höchste Ordnung Statt fand, das heißt nirgends Plünderung, Rachsucht neben dem Kampfe, oder sonstige Ungebühr. Nur das Bild von der Krönung Karls X ward im Louvre verstümmelt und seine Büste zum Fenster hinausgeworfen. Was man aus dem erzbischöflichen Palast ins Wasser warf, ist wieder aufgefischt; einen Kerl, der einen Kelch stehlen wollte, ließ man niederknien und erschießen. Aufgefangene Depeschen brachten die Leute uneröffnet ihrer Obrigkeit und diese ließ sie uneröffnet den Gesandten zustellen. Donnerstag wollte der König die Minister entlassen, aber die Ordonnanzen erhalten; Freitags für sich, aber nicht für den Dauphin entsagen: beides für jeden der beiden Augenblicke zu spät. Nun ist er fortgereiset mit den Seinen, keiner weiß wohin. Es ist völlig unmöglich daß er als König hieher zurückkehre, und in den Landschaften wird er nirgends mächtigen Anhang finden. Der unter höflichen Formen lange zurückgehaltene Haß brach deutlich hervor, sobald er sein Wort brach und keine friedliche Hülfe mehr von ihm zu erwarten war. Der Herzog von Orleans hat durch Annahme der Lieutenantschaft den Dingen eine bestimmte Richtung gege-

ben und dem Zerfallen der Ansichten vorgebeugt. Nahm er nicht an, so würde man seine Linie gleichwie die ältete bourbonidische verworfen haben. — Der Platz vor dem Palais Royal war heut den ganzen Tag mit Leuten überfüllt, die ihn hoch leben ließen; sobald er sich von Zeit zu Zeit am Fenster zeigte, entstand der höchste Jubel. Dasselbe, als er gegen Abend über die Kays ritt; voilà, sagte man, un roi qui ne se cache pas. — Züge von Nationalgarden gehen von Zeit durch die Straßen, gekleidet auf die verschiedenste Weise, Brote auf den Flinten, Sträuße auf den Degen, viele ohne alle Waffen; ein Kalbskopf hoch getragen, auf einem Papiere die Worte: la tête de Polignac. Als heut zwei Kanonen in der Straße Vivienne an die noch sehr hohen Barricaden kamen, sah ich, wie Menschen aller Stände zugriffen und binnen fünf Minuten auf eine fast unbegreiflich schnelle Weise die Barricade zerstörten, die Breter und andere Dinge zur Seite trugen, die Quadern neben einander setzten, und so den Weg bahnten. — Es ist als lebte man im Traume! Vor vierzehn Tagen jene Prozession des Königs in höchster Pracht und Herrlichkeit, noch vor acht Tagen jene eigenwillig gebietenden Ordonnanzen, und drei Tage nachher flüchtig, von Soldaten nicht minder wie von Bürgern verlassen, ja von jenen mit bittern Vorwürfen überhäuft, daß er sie durch seine

Befehle zu den Metzeleien ihrer Mitbürger verleitet habe!

Hier ist alles in Bewunderung und Freude über das Geschehene, während nur sehr Wenige darin eine Wiederholung revolutionärer Gräuel und einen neuen Anfang langen Elends sehen. Wer kennt die Zukunft; erforschen wir deshalb lieber Vergangenheit und Veranlassung. Das Elend und die Gräuel der Revolution betrachten die Franzosen als abgethan und weit hinter sich liegend; sie nennen Revolution und Frucht der Revolution, was ihre geselligen Verhältnisse und ihr Staatsrecht neu begründet hat. Nimmt man diese Resultate hinweg, so bleibt als Revolution nur jene lange Bahn von Verbrechen und Wahnsinn. Frankreich kann jetzt schlechterdings nicht anders regiert werden, als im Sinne der neuen Ansichten, und der Gedanke das absolute Königthum Ludwigs XIV und XV wieder herstellen zu wollen, ist, abgesehen von seiner innern Verkehrtheit, ganz unausführbar. Karl X war und bleibt den Franzosen völlig fremd, nahm ein Ärgerniß an all ihrem Denken und Thun, und wollte Land und Volk nach dem Sinne von Leuten umgestalten, die so wenig das wahre Christenthum als die Jakobiner das wahre Staatsrecht besitzen. Er stand in einem Verhältnisse zu Frankreich, wie Jakob II zu England. Man hätte länger Alles ertragen, wäre nicht der Dauphin eine ganz ähnliche Natur, zwischen

der Dauphine und dem Volke nicht ein Grund ewigen Mißtrauens und die Erziehung des Herzogs von Bordeaux ganz der jesuitischen Richtung anvertraut. Zu dem Allem kamen nun Minister, völlig unfähig zum Herrschen; zuletzt baare Gewalt und Unrecht. Wenn furchtbare Leidenschaften losbrechen und Schlachten in der Hauptstadt Tausende von Menschen hinraffen, wenn Irrthümer und Thorheiten der frühern Revolution wieder hervortreten, wer hat die Hauptschuld? Offenbar die Regierung, welche das Regieren nicht verstand. Wenn ein ganzes Volk während solcher Aufregung gesetzmäßig und ruhig wählt, alle Ungebühr vermeidet, wenn es selbst im blutigen Kampfe noch der Ordnung und des Eigenthums gedenkt, wenn die allgemeine Gesinnung das Unglaubliche zu Stande bringt, wenn drei Tage hinreichen ein Königshaus zu stürzen, so ist's abgeschmackt zu sprechen, als wäre nur von Pöbel und Jakobinern die Rede. Oder im Fall das Volk wirklich mit wilden Thieren zu vergleichen ist, warum haben denn die Wärter sie nicht besser gezähmt oder besser verwahrt? Es ist entsetzlich, über alle Maaßen entsetzlich daß in einer ruhigen, friedlichen Stadt durch solche Mißgriffe ein Gemetzel entstehen kann, das mehrern Tausend Menschen das Leben kostet. Es ist herzzerreißend, wenn man bedenkt wie oft hier seit Jahrhunderten Blutströme, angeblich immer für Frei-

heit und Religion, geflossen sind. Ich bin weit entfernt zu glauben, es werde von heute an Weisheit und Mäßigung allein herrschen, weit entfernt, die obwaltenden Schwierigkeiten, Gefahren, Irrthümer zu verkennen; wie aber, wenn die andere Partei obgesiegt hätte, die Verehrer Miguels, des Sultans, der formlosen Tyrannei, des unduldsamen Katholicismus und jener Politik, die in Hrn. v. H. einen fanatischen Lobredner findet? Was wäre dann wohl aus Frankreich und Europa geworden?

Neunundfunfzigster Brief.

Den 1sten August.

H. hat über unsere Reise nach Rouen und Havre so vollständig berichtet, daß ich fast nichts hinzuzusetzen weiß; auch mag ich diesen Brief keinen Tag länger aufhalten. Abgesehen von dem Glück oder Unglück, daß wir die Schlacht nicht in Paris erlebten, war jene Reise im höchsten Grade angenehm und belohnend. Zum ersten Male habe ich gesehen, wie das Wort: la belle France nicht eine Erfindung der bloßen Eitelkeit ist. So unbedeutend die Gegend nach den Niederlanden, so widerwärtig die Champagne erscheint; so fruchtbar, reich und mannichfaltig

die Normandie. Wenn ich Neapel und Salzburg ausnehme, kenne ich kaum eine Stadt die so schöne Umgebungen hat als Rouen, und die Fahrt auf der Seine nach Havre bietet fast eine noch größere Mannichfaltigkeit der Ansichten und Aussichten, als die gerühmten Rhein= und Donaufahrten. Denn wenn auch jener Strom an sich minder bedeutend ist, so erweitert er sich doch später zum Meere, wenn er weniger anziehende Ruinen zeigt als der Rhein, dann mehr freundliche Häuser und Schiffe aller Art, wenn die Rebenhügel fehlen, so sind Saaten, Wiesen und Gehölz aller Gattungen mannichfaltiger gruppirt. Meilleraie, Caudebec und Quilleboeuf können sich den gerühmtesten Punkten am Rheine zur Seite stellen. Gleich anziehend waren am zweiten Tage die Spaziergänge um Havre nach Ingouville, St. Andresse und den Leuchtthürmen. — Mitten in diese friedlichen Genüsse der schönsten Natur fiel der Kanonenschlag der Politik hinein, und so langweilig und ermüdend mir die Consultationen über ein sieches Ministerium waren; so wichtig ward die Sache, als der eigensinnige König sich mit diesen kläglichen Leuten identificirte und seit dem begonnenen Widerstande nicht mehr von einem Sturze Polignac's, sondern der Bourboniden die Rede war. Eine Stunde nach Empfang der ersten Nachrichten saßen wir im Wagen, scheuten nicht die bedeutende Mehrausgabe der Extrapost,

und kamen unter allerhand Abentheuern, die H. beschrieben hat, den Tag nach beendeten Gefechten vielleicht auf dem ersten Wagen in Paris an, der durch die sich hie und da öffnenden Barricaden hindurchlootste. — In Havre, Rouen, überall dieselbe Gesinnung wider das Ministerium und den König. Das höflichste Wort, das eine Dame über den letzten sagte, war: bon voyage! Die meisten äußerten sich härter: er sey schuldig an allem Übel, wortbrüchig, eidbrüchig, strafbar. Beim ersten Versuche, durch Soldaten das Erscheinen des Journals von Havre zu hindern, entstand ein gewaltiger Auflauf, der gewiß mit Blutvergießen geendet hätte, wenn nicht der klügere Maire in der Stille die weitere Vertheilung erlaubt und Soldaten wie Bürger bewegt hätte, nach Hause zu gehen. Der Gerichtspräsident erklärte: er wolle sich nicht voreilig in die Sache mischen, komme sie aber an sein Tribunal, werde man erkennen: keine Ordonnanz dürfe ein Gesetz aufheben. Dasselbe hatten alle Advokaten in Rouen beschlossen und ihr Rechtsvotum in dem fortdauernd erscheinenden Blatte drucken lassen. Die Ruhe ward erhalten, weil man die Ordonnanzen nirgends vollzog und die Soldaten nichts gegen die Bürger unternahmen. Jene unsinnigen Ordonnanzen sind die Quelle alles Unglücks und des Falles der Bourboniden! — Die Nationalwachen, die sich in Havre und Rouen gebildet hat-

ten, waren bereit, der pariser auf dem ersten Wink zu Hülfe zu ziehen. Alle Städte, welchen man durch das vorgeschlagene Wahlgesetz fast alle politische Bedeutung rauben wollte, werden sich gleicher Weise erklären und weder Adel noch Bauern ihnen widersprechen. Wie die Sachen stehen, ist keine Macht auf Erden fähig, Karl X jetzt herzustellen. Es wäre unsinnig, wenn sich die fremden Mächte für eine so verhaßte, ganz verlorne Sache in Bewegung setzen wollten. Gebe nur Gott den obsiegenden Franzosen Einigkeit und Mäßigung, damit das Unkraut einfältiger und verwerflicher Ansichten, welches über das Staatsrecht schon hervortreibt, bei Zeiten ausgerottet werde. So sehr auch viele äußere Erscheinungen denen der ersten Revolutionsjahre gleichen, stehen doch die Sachen wesentlich anders. Die großen Fragen jener Zeit, die Gründe allgemeiner Parteiungen sind beseitigt; man will und kann nach 40jähriger Erfahrung nicht in dieselben Stufen der Entwickelung gerathen. Wird Karl X eine ganz unbedeutende Person, die in Rom Messe hört oder lieset, so hat Frankreich vielleicht auf lange hinaus nichts von Prätendenten zu fürchten. Besser jedoch, er entsagte: denn eine solche Stellung vertriebener Königshäupter ist eine Mine, die über kurz oder lang sich entzünden und entsetzliche Verwüstungen herbeiführen kann.

Unser Abentheuer in S. Germain war lustig, lehrreich und ernsthaft zugleich. Man sieht an solchen Kleinigkeiten, wie in aufgeregten, fieberhaften Zeiten alles rasch eine ganz unerwartete, unglaubliche Crisis herbeiführen kann. Hätte ich nicht meinen Paß bei mir gehabt, ich säße wohl noch als Offizier in Damenkleidern im Gefängniß.

S. ist zu Hrn. v. — gegangen und hat ihn um eine Autorisation gebeten, die Nationalkokarde zu tragen. Antwort: er habe keine Autorisation zu ertheilen. — Er solle ihm darüber einen Rath geben. — Er sey kein Rathgeber. Genug für heute.

Sechzigster Brief.

Paris, den 2ten August 1830.

Paris bietet noch immer einen ganz ungewöhnlichen Anblick dar, ohne alle Wagen, ohne die gewöhnliche Erleuchtung, ohne Theater, ja — ohne Regierung! Auf jeder Seite hört man die ungemessensten Lobsprüche der Tapferkeit und Mäßigung, welche die Einwohner von Paris gezeigt haben, und beides ist, von einem gewissen Standpunkte aus, völlig ange=

messen. Denn verglichen z. B. mit der Metzelei der Bluthochzeit, des Septembers 92, ja selbst des 14ten Julius und 10ten Augusts, ist die Veranlassung natürlicher und gültiger, das Benehmen edler, der Zweck größer und preiswürdiger, die Aussicht günstiger. Doch kann ich mir die Stimmung reiner, ungetheilter Freude nicht ankünsteln. Kämpften nicht Franzosen gegen Franzosen? Glaubten nicht die Soldaten, ihrem Eide gemäß, gewaltsamen Widerstand der Menge brechen zu müssen? Hielten umgekehrt die Bürger es nicht für ihre heiligste Pflicht einen Kampf zu wagen, weil Gehorsam sie um alle Mittel gebracht hätte, die Grundlagen ihres öffentlichen Lebens und Staatsrechts zu erhalten? Und diesen unseligen Zwiespalt auszugleichen, flossen nicht Ströme Bluts da, wo der Mittelpunkt aller Weisheit seyn sollte? So leer und unanwendbar der Gedanke ist, Minister wegen irriger Ansichten peinlich anklagen zu wollen; so strafbar erscheinen sie, wenn sie den Kreis anerkannter Gesetze durchbrechen und ihre Willkür an deren Stelle setzen wollen. Schon heut erheben sich Stimmen über die Nothwendigkeit, Charte, Wahl- und Preßgesetze in manchen Punkten zu ändern; aber es handelte sich hier weniger über den Inhalt der Ordonnanzen, als über die Form, welche Gesetzwidriges zum Gesetz erheben wollte. Ähnlicherweise, wie in den kleinen Katzbalgereien über Gesenius und Wegscheider, es

von der höchsten Wichtigkeit war, den Grundsatz unduldsamer Einmischung des Staates von dem Gange unserer religiösen Entwickelung abzuhalten.

Sehr richtig führt jede tiefere, staatsrechtliche Untersuchung auf den Satz von der Unverletzbarkeit des Königs; aber dieser Satz hält gegen die Kraft der Gefühle und Leidenschaften nur Stich, wenn der König nicht vorsätzlich und eigenwillig in die verantwortlichen Kreise hinabsteigt oder unhaltbare Sätze mit jenem richtigen in falsche Verbindung setzt. Will er durch verkehrte Deutung eines klaren Paragraphen der Charte nach Belieben die ganze Gesetzgebung an sich reißen, ohne die Kammern zu fragen, so ruft er natürlich den Gedanken hervor, ohne ihn Gesetze zu machen. Die königliche Erklärung: er sey berechtigt, in jedem Augenblicke das ganze Staatsrecht abzuschaffen, steht ganz auf derselben Stufe jener jakobinischen Ansicht: man könne nach Willkür die Rechte der Könige ändern, sie absetzen und bestrafen. Wie in der Ehe und Familie finden sich auch im Staate die drei Elemente des Bedürfnisses (das Physische, Mann und Weib, Stärke und Schwäche u. s. w.), des Rechts (Vertrag, Wechselseitigkeit), der Religion (Vertrauen, Liebe, Heiligung). Indem der König die beschworne Charte allein ändern wollte, verwarf er den Standpunkt des Rechts und trat in die Kreise der Gewalt, die wider ihn entschieden habt. Das höchste Element

der verklärenden, duldenden, versöhnenden Liebe fehlt bis heut in Frankreich noch allen Theilen; ja die meisten Doktrinen gehen darauf hinaus, es entbehrlich zu machen oder als entbehrlich darzustellen. Seit Heinrich IV hat es sich nur in einzelnen Augenblicken gezeigt, ist aber nie in das ganze innerste Leben der Franzosen übergegangen. Die Begeisterung für Heerführer in der Siegesfreude wächst auf ganz anderem Boden, und kann jener Frucht aus höhern Regionen nicht gleich gestellt werden. Gern hätte ich das Lebehoch, dem Herzoge von Orleans dargebracht, für das erste Anzeichen eines innigern Verhältnisses genommen; könnte man so schnell vergessen, wer seit 40 Jahren hier auf ähnliche Weise behandelt ward, bis zu dem Rufe: vive la mort und vivent les ennemis!

Es bleiben noch große Gefahren, Irrthümer und Abwege. Volkssouveränität, Republik, Königswahlen durch Alle, Vertilgung aller religiösen Formen, dies und ähnliches wird besprochen und empfohlen; aber ich wiederhole, daß sich die französische Revolution nicht in der ersten Weise wiederholen kann und wird. Es fehlen dazu Gründe, Mittel, Zwecke, Hoffnungen! Des Königs Bestreben, durch Bürgerkrieg obzusiegen, kann Unglück herbeiführen, wird ihm aber nicht gelingen. Bleiben die Franzosen gemäßigt und einig, so kann und muß der Sieg (wie 1688 in

England) herrlich Früchte tragen. Hievon sind alle so überzeugt daß die Opposition, welche jetzt natürlich in ganz anderer Art entsteht, eher heilsam als gefährlich wirken wird. Nie hat ein König so um nichts und wieder nichts solch ein Reich binnen drei Tagen verloren! Ich habe an coups d'état nie geglaubt, weil ihr völliges Mißlingen über allen Zweifel gewiß und die größte Gefahr für die königliche Familie selbst daran geknüpft war. Es sind diese Tage den Herrschern eine dringende Warnung, nie aus den Kreisen der Gerechtigkeit herauszutreten, eine wichtige Erfahrung, daß keine bewaffnete Macht die Despotie gegen unbewaffnete Bürger durchsetzen kann, wenn diese mit Festigkeit ihre Rechte vertheidigen wollen. Das damit verbundene Unglück haben die Urheber zu verantworten; bis zum 25sten dachte niemand daran, andere Vertheidigungsmittel als die des Wortes und der Abstimmung anzuwenden. Erst als der Mund geschlossen, die Pressen zerschlagen, die Kammern aufgelöset, die Charte verletzt und der Krieg damit erklärt wurde, griff man zu den Waffen und machte reinen Tisch für ein anderes Gebäude. Denn seit 14 Jahren ist, wie die Gesetzsammlung beweiset, für die Entwickelung und Fortbildung Frankreichs durch Gesetze fast nichts geschehen; obgleich diese Zeit dem freien, unabhängigen Gange der individuellen Fortschritte ungleich günstiger war, als die

Jahre des Kaiserthums. Statt Mittwochs einen Vergleich einzugehen, befahl Karl X mit Kartätschen zu feuern, um seinen Begriff absoluten Königthums durchzusetzen. Nicht darin liegt sein Vergehen daß er schießen ließ, denn es kann Fälle geben wo die höchste und edelste Pflicht dies einem Könige gebietet; sondern daß er schießen ließ, um sein Unrechtthun zu beschützen und durchzusetzen.

Mir ists gegenwärtig wie heute, welche Streitigkeiten ich mit gewissen bekannten Politikern darüber hatte, daß ihnen manche Dinge als hohe Weisheit, mir als Thorheit erschienen. Ich habe leider Recht behalten. So z. B. die Charte sey nur oktrojirt (damit ein heimliches Zeughaus der Willkür übrig bleibe, welches nun zum Verderben der Ungeschickten in die Luft geflogen ist); die Abschaffung der dreifarbigen Kokarde (die man irrig als Zeichen aller Laster betrachtete, statt das Gute festzuhalten und in die brauchbare Erbschaft, ohne Erregung eines Gegensatzes, einzurücken); die Aufhebung der Nationalgarde (als zeige es Kraft, Schuldige und Unschuldige gleichmäßig zu behandeln und die letzten zu beleidigen). Dies und Ähnliches hat nun seine harte Strafe gefunden, welche leicht auch die spanischen und neapolitanischen Bourboniden ergreifen dürfte. — Überhaupt hat die bloß retardirende Politik M — s in diesen Tagen den letzten Stoß bekommen; gebe

nur der Himmel; daß man nicht in das andere Extrem verfalle und Rad schlage, statt ruhigen Schrittes vorwärts zu gehen.

Einundsechzigster Brief.

An A. v. R.

Paris, den 3ten August 1830.
(Königs Geburtstag, Vivat!)

Ich erhielt Deinen Brief hier in einem Augenblicke, wo Dummheit und Ungerechtigkeit furchtbare Schlachten in einer friedlichen Stadt und den Sturz eines Königshauses herbeiführten. Alles Andere ward über diese großen Ereignisse vergessen. Du wirst also denken daß deine Erzählung kleiner Begebenheiten, Wünsche und Zwecke bei mir keine Theilnahme gefunden habe. Gerade umgekehrt. Ich fühlte bestimmter als seit langer Zeit, daß außerhalb all dieser ungeheuren Strömungen und Stürme ein ruhiger Hafen liegt, daß irdisch wichtige Ereignisse vermittelst der Geschichte zwar zur irdischen Unsterblichkeit eingeführt werden, durch jene stille, heitere Luft aber der aufwärts gerichtete Blick noch tiefer in die ächte Ewigkeit hineinschaut. Ich fühlte daß der Maaßstab, wonach wir gewöhnlich die

Dinge groß oder klein nennen, unzureichend ist, und die Frage nach dem Was keine vollständige Antwort herbeiführt, sobald wir nicht auch das Wie, Warum, auf welche Weise erforschen. Wer eine Wunde heilt, ist der nicht größer, als wer tausend Wunden schlägt, und wer ein Haus auferbaut als der, welcher hundert niederreißt? Du bist mit mir einig, wenn ich die wesentlich heilende und auferbauende Kraft in der Religion finde, und daß Staaten wie Einzelne nicht zu Ruhe und Frieden kommen, wenn sie dies Lebensprinzip verläugnen, verschmähen oder mißbrauchen. Die französischen Atheisten haben es geläugnet, viele sonst wohlgesinnte Führer der letzten Jahre es bei Seite gestellt und mit andern Mitteln auszukommen gesucht, die Jesuiten und Congregationisten haben es mißbraucht und durch Heuchelei und Unduldsamkeit die Keime ächter Religion, welche überall Wurzel schlugen, selbst zerstört. Ihr Reich hat ein Ende, das der Atheisten nicht minder; aber den dazwischen stehenden Führern dürfte eine positive Erziehung nöthig seyn, damit die Religion, von Eisesfrost und Glühhitze gleichweit entfernt, mit befruchtender Wärme in alle Herzen eindringe. Zwischen nichtiger Gleichgültigkeit und falschem Eifer liegt der wahre Weg in der Mitte; darum erkläre ich mich wider diejenigen, welche die Religion aus dem Kreise ihrer Gedanken und Gefühle hinausweisen, und eben so wider die Je-

suiten und wider die übertriebenen Puritaner. Die beiden letzten Sekten beweisen den alten Satz: les extrêmes se touchent, und so viel sie auch auf einander schelten, geht doch durch ihre Weise das Christenthum in Satzungen verloren, welche es angeblich tiefer begründen sollen. Was den nur zu laut gewordenen Streit über Wegscheider und Gesenius anbetrifft, dessen Du erwähnst, so will ich nicht allein glauben die Absicht des Anklagenden sey rein gewesen, sondern (weil hier nicht der Ort ist, in nähere Prüfung einzugehen) sogar voraussetzen, er habe in allen sachlichen Punkten Recht. Billigen kann ich aber dann immer noch nicht, wenn jemand die Heilsamkeit einer amtlichen Stellung ohne genügenden Grund aufs Spiel setzt und das Vertrauen der Untergebenen verscherzt; wenn wissenschaftliche Fragen zur Entscheidung an ein gemischtes Publikum gebracht und die Beweise nicht aus den weltbekannten größern Werken der Angeschuldigten, sondern aus höchst unzuverlässigen Quellen hergenommen werden. Wichtiger endlich als der ganze Inhalt des Streites war die Form, das Mittel, wodurch dem Übel abgeholfen werden sollte. Nicht in freier Entwickelung wollte man die Wahrheit finden, sondern sie erzwingen und aufdringen. Der Staat sollte eingreifen, eine Richtung als unfehlbar und allein wahr bezeichnen, die Abweichenden aus dem Kreise der Lehrenden, ja der

Gemeinen hinausweisen — bis, im Fall etwaniger Umwälzung, die unter dem Parteinamen der Rationalisten Verjagten, ihre Gegner als abergläubige Mystiker verdammt hätten oder die evangelische Freiheit ermüdet der römischen Curie zu Füßen gefallen wäre. Ich läugne nicht, daß aus der angegriffenen Schule manche schlechte Geistliche hervorgegangen sind, aber es giebt auch Narren, die auf der entgegensetzten hervorwuchsen, und die Plattheit der ersten verdient so wenig Lob als verketzernder Hochmuth der letzten. Daß auch die geringhaltigsten Naturen sich jetzt herausnehmen über G. herzufallen, war vorauszusehen; es ist nicht zu billigen, obgleich er es sich zugezogen und mit dem kleinlichen Märtyrerthume weder sich noch Andern genützt hat. — Diese todten Abstraktionen, welche alles über einen angeblich vollkommenen Leisten schlagen wollen, sind ein Gift für Staat, Kirche, Wissenschaft, Kunst, Erziehung u. s. w. Neander hat sich über diese Dinge vortrefflich ausgesprochen; da man ihm aber keinen puritanischen Klecks anhängen kann, weil er nicht (wie meine Wenigkeit) ins Theater geht, niemals getanzt hat u. dgl., so ist man von der politisch-verketzernden Seite gegen ihn angerückt und hat gesagt: er ist ein Liberaler! Es giebt kein windschieferes, unnatürlicheres Bündniß als das des neumodigen Puritanismus und des auferstandenen Junkerthums. — Doch, warum schreibe ich aus Paris, was ich nicht einmal aus

Berlin schreiben — ja nach Deiner Ansicht gar nicht denken sollte! — Aber sind hier nicht ähnliche Streitfragen, nur in größerem Maaßstabe, durchgefochten und entschieden worden? Anstatt den Begriff des Royalisten (bei euch des Christen) zu erweitern, immer mehr und mehr darin aufzunehmen und dafür zu erziehen, hat man ihn immer mehr verengt und purificirt, bis es in ganz Frankreich gar keinen sogenannten royaliste pur mehr gab, den König, sein Hofgesinde und seine unfähigen Minister ausgenommen! Eben so nannten die Congregationalisten jeden einen Unchristen, der nicht blind auf ihre Worte schwur und für ihre Zwecke wirkte. So ists nun dahin gekommen, daß man binnen dreien Tagen dies reducirte König- und Christenthum völlig stürzen konnte! Die Gestürzten hatten Recht und Gesetz übertreten, das rief die Gewalt hervor. Von dem Augenblicke, wo der Kampf entschieden war, trat jeder in seine friedlichen Verhältnisse zurück, und ganz abweichend von so vielen ähnlichen Erscheinungen, gesellte sich Mäßigung zur Tapferkeit. Nun bedarf man der Weisheit, um von dem Siege den rechten Gebrauch zu machen. Die ersten Tage sind glücklich vergangen, sie waren die gefährlichsten; von Karl X und der Republik ist gleichmäßig nicht mehr die Rede, und ein anderes Staats- und Kirchenrecht wird hoffentlich obsiegen, als was die Vertheidiger der unumschränkten

Gewalt und des Gesetzes sur le sacrilège durchzusetzen suchten.

Umwälzungen so wichtiger Art haben übrigens Einfluß auf jeden. Die höchste Wahrscheinlichkeit, daß bis zum dritten August nichts Wichtiges geschehen werde, bestimmte mich zur Reise nach Rouen und Havre. — Statt dich länger von Kirche und Staat zu unterhalten (worüber ich auch schon nach Berlin schrieb), lieber noch ein Paar Worte jene Reise betreffend. Wir verließen Paris den 26sten Julius Abends um eilf Uhr und langten des folgenden Tages gegen Mittag in Rouen an. Zwei Franzosen, die nacheinander das Coupé mit uns theilten, sprachen natürlich von nichts als Politik. Der erste ein verständiger Landwirth, der zweite bei der Diligenze angestellt, und weise darüber wie man den Staat eiligst zu ordnen habe; aber schwach in Historie und Geographie, so daß er glaubte Danzig läge an der russischen Gränze, Ungern in Deutschland u. dgl. Er fragte, welche Sprache die Preußen sprächen, und ob es in unserem Vaterlande Posten gebe? Trotz aller Politik wußte er nicht, daß der Friede zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossen worden.

Rouen ist nach neueren Begriffen eine häßliche Stadt mit engen krummen Straßen, andererseits aber eben merkwürdig durch seinen alterthümlichen Charak-

ter, dem großartigen Dom, die schöne Kirche von St. Ouen u. s. w. Die Gegend ist ungemein reich und schön, und die Fahrt auf dem Dampfboote nach Havre hat meine Erwartungen weit übertroffen. Denn zu beiden Seiten des Stromes gehen in rascher Folge, Dörfer, Felder, Wiesen, Gebüsch in der buntesten Mannigfaltigkeit vorüber, bis endlich bei Quilleboeuf die Hügelketten zurücktreten und das Meer in seiner Erhabenheit sich eröffnet. Es giebt auf Erden gewiß wenig Flußfahrten, die so viel Schönes, Reizendes, Großartiges binnen wenig Stunden den erfreuten Reisenden darböten. Auf dem Dampfbote waren Franzosen, Engländer (die gutentheils kein Wort französisch verstanden) und Deutsche. Zu den letzten gehörte eine Familie, eilf Köpfe stark, die aus der Gegend von Saarbrück nach Amerika auswanderte. Neun davon hatten sich während der Landfahrt in der Rotonde des Wagens eingepackt, zwei hatte man auf der Imperiale unter das Leder gesteckt, welches über das Gepäck gezogen ist. Zu meiner Verwunderung höre ich eine Frau gegen dies Leder den deutschen Namen Breier hinaufrufen, bis endlich zwei Arme der auf dem Bauche liegenden Kinder hervorkamen und ihr Frühstück in Empfang nahmen. Auf dem Dampfboote hatten sie doch Luft, Licht und frischen Muth. Die Regierungen sollten bei solchen Auswanderungen mehr mit Rath und That hervortreten, um

so manchem Elende vorzubeugen, was aus Unkunde der Verhältnisse und Mittel zu entstehen pflegt.

In Havre ging ich sogleich zu Hrn. W., dem preußischen Consul, welchem mich Hr. v. W. empfohlen hatte. Er führte uns auf die Anhöhen von Ingouville, welche sehr schöne Aussichten auf Stadt, Land und Meer darbieten. Nachdem wir uns am andern Morgen gebadet hatten, durchzogen wir Hügel und Thäler der Umgegend, drangen vor bis zu den auf einer hohen Landspitze erbauten Leuchtthürmen, überschauten das mit Schiffen reich geschmückte Meer, stärkten uns in dem reizenden Dorfe St. Andresse mit einem guten Frühstück und kehrten endlich zur Stadt zurück. Die Nachricht von dem Anfange der pariser Unruhen bestimmte mich ohne den geringsten Verzug dahin zurückzukehren. Unter einem furchtbaren Ungewitter fuhren wir ab nach Rouen, fanden diese Stadt (gleichwie Havre) in höchster Aufregung, jedoch ohne Blutvergießen, weil niemand versuchte die verabscheuten königlichen Befehle zu vollziehen. Das Ausbleiben aller Diligenzen zwang uns Extrapost zu nehmen. Wir wählten den niedern Weg, welcher oft der Seine entlang führt. Mehre Aussichten, besonders eine von dem ersten hohen Berge diesseit Rouen, waren äußerst schön. Rouen im Hintergrunde, die Seine durch viele reichbewachsene Inseln verschönert, und auf den Seiten alles, was eine Landschaft an=

ziehend und erfreulich machen kann. Die Fahrt ging rasch, aber das Umspannen, Mangel an den ohnehin elenden Kabriolets, politische Zweifel der Posthalter u. s. w. hielten uns sehr auf, und ob wir gleich den ganzen Tag, der Zeitersparung halber nur einige Abrikosen aßen, langten wir erst in St. Germain an als es dunkel ward. Alle Einwohner dieser schön gelegenen Stadt waren auf den Straßen versammelt. Als wir in eine Seitenstraße einbogen, stürzten Hunderte hinter uns drein, fielen den Pferden in den Zügel und wendeten mit großem Geschrei den Wagen um. Unterdeß langte Nationalwache an, die uns sagte: n'ayez pas peur, und dem Haufen: nous ne sommes pas des assassins, mais des Français; conduisons ces Messieurs à la mairie. Dies geschah; der Officier, welcher augenscheinlich jede Verhandlung vor jenem Publikum vermeiden wollte, nahm mich eiligst ins Haus, setzte mir die Lage der Dinge auseinander und rieth, mich nicht bloß gegen ihn, sondern auch auf der Mairie auszuweisen. Ohne daß er meine Pässe (meine Erzählung genügte ihm) sehen wollte, ging der Zug nach der Mairie, deren Grille geschlossen wurde, um den ungeheuren Andrang der Menge abzuhalten. Sie hatten uns, in graue Staubmäntel gehüllt, für Gardeofficiere gehalten, die in Weiberkleidern zum Könige durchschleichen oder Depeschen fortbringen wollten. Auf dem Hofe der Mairie

ward der Paß geprüft, und meine laut vorgetragene Rechtfertigung vollkommen genügend befunden. Mir, wie H. war die Sache interessant und komisch; ich kann es nicht Muth nennen, daß wir keine Furcht hatten. — Sie sind Preußen (sagte ein Nationalgardist), brave Leute, aber wenn sie wiederkommen wollten, sollte es ihnen (er zeigte sein Gewehr) schlecht ergehen. — Meine Antwort: jeder müsse Herr in seinem Hause seyn, und die Völker sollten nur freundschaftlich in Diligenzen zueinanderkommen, gefiel dem Auditorium; mehre traten heran und schüttelten mir die Hand. Mit Mühe fanden wir einen Gasthof, so überfüllt waren die meisten. Am andern Morgen fuhren wir in Paris ein, und sahen und hörten die ungeheuren Begebenheiten und Vorkehrungen, welche vier Tage vorher kein Mensch geahndet hatte.

Zweiundsechzigster Brief.

An den Geheimenrath K.

Paris, den 4ten August 1830.

Mein theurer Freund! Die ungeheuren Ereignisse, welche wir hier erleben, nehmen so den ganzen Menschen in Anspruch, daß man kaum an etwas Anderes

denken kann. Und wiederum ergreift mich bei dieser allgemeinen Unsicherheit, selbst dessen was am festesten begründet seyn sollte, die Sehnsucht nach einem stillen, friedlichen Kreise. Während Königshäuser zusammenstürzen und Herrscher wie Volk ihre Rechte in Blut begründen, oder ihre Sünden im Blute abwaschen wollen, fühlt man daß Freundschaft und Treue von Wenigen, die in den mittlern Regionen der Menschheit angesiedelt sind, eine sicherere Gewähr für Glück und Zufriedenheit darbieten, als wenn man am Boden zu kriechen gezwungen, oder auf Bergeshöhen den Stürmen ausgesetzt ist. Unser geselliger Freitag mit seiner ungeschriebenen Verfassung, hat schon zehn französische Constitutionen, und alte und neue Dynastien überdauert.

Ihr erhaltet in den Zeitungen so vollständige Berichte über alles, was hier geschieht, daß ich um so weniger etwas Erhebliches hinzuzusetzen weiß, da ich Bedenken trage manche interessante Männer zu besuchen, weil sie mit wichtigeren Dingen beschäftigt sind. Deshalb nur Einzelnes wie es mir einfällt.

Die Herzoginn von Angouleme hat (so versichern Mehre) schon längst gesagt: ce Polignac nous perdra; anstatt aber darauf zu hören, wies der König sie an, sich nicht in den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu mischen und auf einige Wochen zu verreisen. Peyronnet gab noch Sonnabend sein Wort

an R., es werde kein coup d'état erfolgen. Ähnlicherweise hat man alle Gesandten getäuscht, und auf heftige Beschwerde soll Polignac geantwortet haben: Si on trompe tout le monde, on ne trompe personne. Nie zeigte sich der König heiterer, mehr à son aise, als vorigen Sonntag, nachdem er schon die Ordonnanzen unterschrieben hatte. Er zweifelte nicht am Gelingen; ja Dienstags, wo man sich schon herumschoß und Kanonen vor Polignac's Wohnung aufgefahren waren, empfing dieser noch in großer Soirée die Glückwünsche kurzsichtiger Ultras. So wenig wußten die Einfältigen, was an der Zeit sey. Richtiger sah Marmont, ohne das Rechte zu thun. Montags sprach er nach der öffentlichen Sitzung der Akademie lange allein mit Ch. ganz im liberalen Sinn und nannte die Sache tout à fait perdue, welche er versuchte Mittwochs mit Kartätschen durchzusetzen. Die Soldaten suchten die beiden Seiten der Seine, die rue St. Honoré und die Boulevards zu halten, und so Paris in mehre schwächere Theile zu zerfällen. Auch wich das Volk meist wenn sie regelmäßig vorrückten, war aber sogleich an anderer Stelle in Überzahl zur Hand, oder schoß aus den Fenstern und hinter den Barricaden. Die Reiterei, anfangs am furchtbarsten, ward dadurch und durch die großen auf den Boulevards gefällten Bäume völlig unbrauchbar gemacht. In engern Straßen wurden ihnen die unge-

heuren Steine und die Flaschen gefährlich, die man aus den Fenstern herabwarf. Giebt man die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit zu, sich gesetzwidrigen Ministerialverfügungen und Ordonnanzen mit den Waffen in der Hand zu widersetzen, so ist die Tapferkeit groß, und die Mäßigung während des Kampfes und nach demselben größer gewesen, als sich irgend erwarten ließ. Kein Wunder indeß wenn die niedere Klasse, welche meist den Ausschlag gab, wenn die aufs höchste öffentlich belobten Sieger, nun auch meinen sie verstünden aufzubauen, wie niederzureißen. Daher kommen Ansichten zum Vorschein von Republik, Volkssouverainität, Abschaffung der Pairskammer u. s. w. Orleans bestimmtes Auftreten hat über die drei ersten gefährlichsten Tage hinübergebracht. Man gewann die Schüler der école polytechnique, bei ihm die Ehrenwache zu übernehmen, beseitigte glücklich den republikanischen Versuch eines General D., und ersetzte auf der Commune einige mauvaises têtes mit gemäßigteren Männern. Den kleinen klaffenden und Thorheit predigenden Blättern treten die größeren, wie das Journal des débats, verständig gegenüber. So steigt die Hoffnung, es werde dieser Übergang der Herrschaft auf den Nebenzweig der Bourboniden ruhiger vor sich gehen, als man voraussehen konnte. Aber es gehörten so ungeheure Thorheiten dazu, um die ältere ungeliebte Linie, als Eidbrüchige

darstellen und stürzen zu können. Überall ist der König mit seinen Vorschlägen um drei Tage zu spät gekommen, auch mit dem letzten, für den Herzog von Bordeaux abzudanken. Vielleicht hätte dieser Ausweg die Legitimität mit den neuen Wünschen und Hoffnungen am Besten versöhnt, die fremden Mächte am leichtesten beruhigt, und alle Ansprüche der abgesetzten Linie völlig beseitigt; jetzt ist aber keine Aussicht vorhanden, daß diese kalten Betrachtungen über leidenschaftliche Wünsche und Hoffnungen in den Kammern obsiegen werden, — und noch weniger bei dem großen Haufen. Ich wollte gestern mit Hermann nach St. Cloud fahren und suchte, als die Kabriolets zu viel forderten, Plätze in den Wagen, die gewöhnlich auf dem Platze Louis XVI stehen. Ehe wir aber anlangten, gewahrten wir, daß alle Leute mit Güte oder Gewalt gezwungen wurden, auszusteigen; drei Quasisansculotten setzten sich dann mit ihren Flinten in das Kabriolet, zwei hinten, einer oben auf. Nun vorwärts. Auf unsere Fragen erfuhren wir: da der König nicht auch für den Herzog von Bordeaux entsagen wolle, ziehe das pariser Heer nach Rambouillet; wir werden, sagte einer, das alte Schwein schon zwingen. In die Straße Rohan zurückkehrend, hörten wir neuen Lerm. Bald wurden beide Seiten der Straße von Parisern, meist geringen Standes, eingenommen, die sich angefaßt hatten und singend vor-

wärts chassirten. Die Mitte der Straße füllten die Schaaren an, welche aus Rouen und Elbeuf den Parisern zu Hülfe zogen. Gekleidet auf die bunteste Weise, bewaffnet und unbewaffnet, Beifall auf allen Seiten, aus den Fenstern u. s. w. An die Geschäftsfragen: wo werden wir wohnen, was werden wir essen, was sollen wir thun, hatte wohl keiner gedacht. Das findet sich, da viel Größeres leicht zu Stande gebracht worden. Später wollten wir nochmals nach den Champs élisées gehen, hörten aber schon in der Straße Rivoli groß Geschrei vom Platze Louis XVI her. Bald sahen wir ein Kabriolet in vollem Galopp nahen, dessen Kutscher der Requisition nach Rambouillet zu fahren, nicht Folge leisten wollte und deshalb von dem Pöbel verfolgt wurde. In dem Augenblicke, wo er zwischen uns und der Menge war, fielen drei Schüsse hinterher, die ihn oder auch uns hätten treffen können. So rasch und nachdrücklich sind die Mittel, Widersprüche gegen die Wünsche des souverainen Volks zu beseitigen. Ohne Anführer, Befehl, Ordnung, Lebensmittel sind gestern zwischen zwei bis zehn Uhr einzeln, paarweise, haufenweise, fünfundzwanzig tausend Menschen (nach der geringsten Angabe) gen Rambouillet aufgebrochen, um (wie sie sagen) der Sache ein Ende zu machen. Vielleicht entsagt der König auch für den Herzog von Bordeaux, wenn er diese Bewegungen erfährt; vielleicht ist er schon entflohen

oder fortgeführt, ehe die Schaaren anlangen; vielleicht entsteht ein furchtbarer Kampf zwischen ihnen und denen, die es für ihre heiligste Pflicht halten, seine Person zu schützen, wenn sie auch seinen Thron nicht retten konnten; vielleicht wird er, mit seiner ganzen Familie ermordet!! Welche entsetzliche Vielleicht, deren Beantwortung man ruhig in der nächsten Zeitung erwartet! — In Paris ist scheinbar Alles wie gewöhnlich: die Läden offen, die meisten Geschäfte im Gange, man ißt, trinkt, lacht, — und freut sich vor allem der neuen, glücklichen Zeit die von jetzt an beginnt. Ich gebe gern zu, daß man früher nie so sehr zur Selbsthülfe ist hingetrieben worden, daß günstigere Aussichten, als in ähnlichen Verhältnissen während der Revolution, auf ein glückliches Ende vorhanden sind; aber die Crisis ist noch nicht die Gesundheit selbst, sondern nur ein Wendepunkt der Krankheit. Als die Regierung sündhafterweise aus den Kreisen des Rechts und der gesetzlichen Entwickelung heraustrat, gab sie den Ausgang in die Hände der bloßen Gewalt. Die Gewalt der Massen hat wider sie entschieden, die Gewalt ist noch bei diesen Massen und eine höchst schwierige Aufgabe sie ihnen zu entwinden, ohne daß sie beleidigt und zu neuem Aufstande wider die neuen Häupter aufgereizt werden. Der Ungehorsam gegen ungerechte Befehle, und der Ungehorsam gegen nothwendige Beschränkungen, liegt

so nahe beieinander. Hat eine unfähige Regierung jenen herbeigeführt, wird es der tüchtigsten schwer, den letzten auszutreiben. Strenge ist oft unmöglich, und Nachgiebigkeit gefährlich. Wenn indeß, nach dem Sprichworte, der Gebrannte das Feuer scheut, so hat man Gründe in Unzahl zu hoffen, die Franzosen werden eines neuen Versuchs die Feuersbrunst einer schlechten Revolution anzuzünden, so Meister werden, wie die Engländer 1688. Ich hoffe, es sollen gleichmäßig für sie und für Europa aus diesen Ereignissen glückliche Folgen hervorgehen: eine Contrerevolution im Sinne der intoleranten Geistlichkeit, der eingebildeten Adeligen, der unfähigen Minister und des versteinerten Königs, konnte niemand wünschen. Das Regierungssystem —s und —s wäre dann, unter — Vermittelung auch wohl über Frankreich nach Deutschland gewandert und ganz Europa auf eine irrige Weise rückläufig geworden. Gebe der Himmel, daß die Ministerien in rechte Hände kommen, die zuerst Angestellten werden sich schwerlich lange erhalten; erst allmälig, wenn der Boden beruhigt ist, kann man lange fest darauf stehen. Ich habe große Achtung vor G.; ob er aber Scharfblick, Gewandtheit, raschen Entschluß und Geschäftskenntniß besitzen wird, um als Staatsmann das Innere Frankreichs zu leiten, Persönlichkeit genug Allen zu imponiren,

möchte ich bezweifeln. Nun, der Himmel gebe seinen Segen!

Mittags.

Ich ging auf die Bibliothek, konnte aber vor Hitze nicht ausdauern. Unterwegs höre ich daß, Gottlob, der König vor Ankunft des furchtbaren pariser Heeres von Rambouillet nach Chartres abgefahren ist. Den großen Haufen wird man hoffentlich bewegen, jetzt zur Arbeit zurückzukehren. Seine Verpflegung und Unterstützung kostet ohnehin bedeutende Summen. — Die Literatur der Straßenecken ist wichtiger und interessanter als je. So fand ich in diesem Augenblicke eine Adresse des Ausschusses einer Gesellschaft der Freunde der Volksfreiheit an den General Lafayette, welche unter anderem die Grundlagen aussprach, nach welchen die künftigen Staatseinrichtungen getroffen werden müßten. Gutes und Abgeschmacktes bunt durcheinander gewürfelt. Dann das Verlangen: die provisorische Regierung von Paris bis zur beendeten neuen Gesetzgebung aufrecht zu erhalten; welche Forderung die Commission vielleicht herbeigeführt und, laut des Anschlags, bewilligt hat. Beides erinnert an die argen Vorgänge früherer Jahre. Französisch in anderer Weise, ist folgendes Gespräch zwischen dem Dey von Algier und Karl X.

Charles. Camerade le Dey par moi — ton fort est pris.

Dey. Oui Charles X mais vous — perdez Paris. Nous voilà tous deux sans capitale Buvons un coup, c'est moi qui vous regale.

Wenn die ältere Linie vollständig entsagt und die europäischen Mächte sich für Orleans aussprechen, bleibt die Partei Napoleons II und der Republik unbedeutend. Längere Weigerung des Königs wird keinen großen Bürgerkrieg herbeiziehen, fremde Einmischung aber mißlingen und die Franzosen mit erneuter Gewalt über ihre Gränzen zu unserem und ihrem Unglücke hinausführen.

Der Herzog von R— hat dem Könige die dringendsten Vorstellungen gemacht, die Herzoginn von B— ist ihm zu Füßen gefallen mit der Bitte, nicht sich, sie und ihre Kinder zu Grunde zu richten. Vergebens! Der Minister Montbel sagte einem Freunde: ich trage meinen Kopf zum Blutgerüst! Und doch hat er, aus falschem point d'honneur, nachgegeben und unterschrieben, statt einzusehen daß die höhere Treue in der Weigerung lag! Die Theater haben wieder begonnen; neben neuen patriotischen Liedern ist auch die marseiller Hymne gefordert und gesungen worden. Das Denkmal Berry's will man den jetzt Gebliebenen weihen; auf dem Fußgestelle für die Bild-

säule, welche Ludwig XVI an dem Orte seiner Hinrichtung errichtet werden sollte, prangt jetzt die Inschrift: monument de la Charte. So wie die Ultraroyalisten auch das Nothwendige als freche Willkür, das Heilsame als verderblich, das Edle als verächtlich bezeichneten, sobald es in und mit der Revolution oder durch dieselbe hervorwuchs; so möchte die äußerste Gegenpartei alle Thorheit als Weisheit und alle Verbrechen als edle Thaten darstellen, sobald sie irgend mit revolutionnairen Ansichten in Verbindung traten.

— — Es ist ganz irrig, die Ereignisse der letzten Tage einer umfassenden alten Verschwörung der Liberalen zuzuschreiben. Diese Verschwörung bestand lediglich darin, daß sie die Stimmung Frankreichs für sich gewannen, was der Regierung ungeachtet größerer Hülfsmittel mißlang. — Als unter solchen Verhältnissen die von Allen hochverehrte Charte wesentlich übertreten ward, mußte das Wort: fermons les boutiques, von den größten Folgen seyn.

Lebt wohl in eurem glücklichen Berlin, wo man keinen König zu verjagen, keine Verwundeten zu heilen, keine Erschlagenen zu beweinen hat. Doch führt Gott alles hinaus zu seinem Ruhme und unserer Heiligung! Lebt wohl.

Dreiundsechzigster Brief.

An D. Er.

Paris, den 6ten August 1830.

Auf Ihren Brief politischen Inhalts haben Sie seitdem so viel weltgeschichtliche Antworten erhalten, daß ich nichts hinzuzufügen weiß. Mit Recht wollten Sie (so wenig wie ich) an Gewaltschritte glauben, bevor man nicht den augenscheinlichsten Beweis führe, daß der König wahnsinnig oder regierungs= und lebenssatt sey. Er ist es aber gewesen auf unbegreifliche Weise! Und die elenden Minister möchten ihre Dummheiten und Verbrechen gern als eine Ehrensache und als löbliche Treue gegen ihren Herrn darstellen, während sie durch ihre Aufreizungen und ihre Nachgiebigkeit das Verderben herbeiführten. Ich weiß kein Beispiel, daß jemand so sans rime et sans raison ein solches Reich verloren habe. Bei Napoleon begreift man, wie er sich auf den allerdings auch thörichten Satz festfuhr: Alles oder Nichts; aber zu sagen: diese Minister, oder keine, ist so thöricht daß die Sprache dafür keinen hinlänglich starken Ausdruck besitzt. Und die Hofschranzen, welche das neue System noch Dienstags laut priesen, glänzenden Angesichts den Sieg

verkündeten und dem Fürsten Polignac demüthig aufwarteten, sind Mittwochs wie Spreu auseinandergefahren, laut diejenigen anklagend, deren willige Knechte sie noch vor wenig Stunden waren. Von keinem kennt man eine edle That, oder auch nur ein kräftiges Wort, und die Zurückgesetzten welche ein solches gegen den König ausgesprochen hatten, sind mit Strenge, oder höchstens mit selbstgefälligem Lächeln abgewiesen worden. Der König lebte des thörichten Aberglaubens: er habe eine höhere Vokation von Gott für alles was ihm gut dünke. — Das Geheimniß der bevorstehenden Gewaltstreiche ist nur zu gut bewahrt worden; vielleicht hätten sich die Widersprüche der fremden Gesandten so gesteigert, daß man schüchtern geworden wäre. Unterrichtete behaupten: im Ministerialrathe habe man berathen, ob nicht Einzelnen z. B. R. ein Wink zu geben sey, aber beschlossen Alle müßten gleichmäßig mystificirt werden. Und diesen Beschluß, erzählt man, hielten die Herren sehr gewissenhaft, um desto einträglicher in den Fonds à la baisse zu spielen! Jetzt spielt man mit ihren Köpfen à la baisse; obgleich jeder, den solche Schande und solch Unrecht nicht zurückschreckt, kaum einen Kopf hat, der des Abschlagens werth ist. Die drei R. sind zu Peyronnet gegangen und der ältere hat ihm gesagt: ihr Haus sey immer royalistisch gewesen und habe manchen König auf die Beine geholfen. Er

möge die Hände fünfhundertmal umwenden, ehe er einen Gewaltstreich versuche. Peyronnet gab Wort und Handschlag, davon sey nicht die Rede. Das hieß jenen Leuten, regieren im großen Style. So übermüthig man noch Dienstags am Hofe war, so ganz hatte man Mittwoch den Kopf verloren, und der Dauphin nahm sich noch kläglicher als der alte König. Sehr günstige Bedingungen die noch Mittwochs dargeboten wurden, wollte und konnte niemand Donnerstags bewilligen. — Ob zum Glücke Frankreichs und Europas? Mich gemahnts wie ein schlechtes Hauswesen, wo man sich mit einer nichtsnutzigen Frau, oder einem nichtsnutzigen Manne hinquält; vielleicht besser eine Explosion, die zu einem festen Entschlusse führt, als ein langes, sieches Leben.

Wenn man über die Regierenden zu erstaunen Ursach hat, dann noch mehr und auf erfreulichere Weise über das Volk. Daß dies Gewalt braucht, wenn man ihm gegenüber Gewalt für Recht ausgiebt, ist sehr natürlich, und jene Regierenden löseten die bürgerliche Ordnung zuerst auf. Nun hat sich aber das Volk nicht bloß gewaltiger (was öfter vorkommt) sondern auch gerechter und gemäßigter gezeigt, als Sr. Durchlaucht Hr. Polignac und Sr. Excellenz Hr. Peyronnet. Wären die Sanskulotten in ihrer Art dem Könige und den Ministern gleich ge=

wesen, das Unheil hätte gar keine Gränzen gehabt. — Von dem Marsche gen Rambouillet, der gerechte Furcht erweckte, sind Alle ruhig und gemäßigt zurückgekehrt, haben sich willig den Befehlen gefügt und selbst festgesetzt: sie wollten jeden todtschießen, der sich betrinke, oder Freveleien begehe. Beim Einzuge des Herzogs von Chartres hat man nur ihn und den Herzog von Orleans als solchen hoch leben lassen, ohne den Entscheidungen der Kammern vorzugreifen. Dies große Beispiel bestätigt den Satz: man könne im schlechten Sinne revolutionnair seyn auf dem Throne, wie in der Hütte. Das Seltenere aber ist: die Mäßigung und Gerechtigkeit, welche oben fehlte, nach beendetem Kampfe, ja während desselben, in der Menge zu finden. So hoffe ich, nachdem die ersten Tage ohne weitere Ungebühr vorübergegangen sind, einen glücklichen Ausgang für Frankreich, ob ich gleich wohl weiß, daß auf ähnliche Wunder nicht mit Sicherheit zu rechnen ist. Wäre der Herzog von Orleans nicht aufgetreten, dürfte die größte Uneinigkeit eingebrochen seyn. Lange schwankte er, was zu thun sey und irrte flüchtig und in höchster Gemüthsbewegung während der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag in den Feldern bei Surennes umher, um nicht willenlos einer der beiden Parteien in die Hände zu fallen. — Die wenigen Anhänger Napoleons II verschwinden, die zahlreicheren der Republik treten zurück, Hein=

rich V hat nur sehr wenige Stimmen, und um schnell zu enden (was dringend nöthig ist) wird man in diesen Tagen den Herzog von Orleans zum König erklären. Damit ist nicht aller Tage Abend, und Leiden, Parteien, Mißgriffe werden menschlicherweise nicht ausbleiben, aber wer hat diese Umwälzung herbeigeführt? Sie kann, recht benutzt, großen Vortheil bringen, während ein Sieg der Minister zweifelsohne höchst verderblich geworden wäre. — Was die Verschiedenheit unserer politischen Ansichten betrifft, so liegen sie nicht im rechten, oder linken Centrum, was mathematisch eine Thorheit ist, und auch politisch im Wesentlichen zusammenfällt; sie liegt darin, daß Sie den Kriegsfürsten, den Weltstürmer, die Gottesgeißel Napoleon, für einen Friedensfürsten, Weltbeglücker und Erlöser halten. Die rechten französischen Liberalen sind keineswegs dieser Meinung, und auch Sie werden darüber zu anderen Ansichten kommen, sonst müssen Sie überall die drei Haupttugenden der Gerechtigkeit, Mäßigung und Weisheit, der bloßen Tapferkeit zum Opfer bringen. Freilich gehe ich noch einen wesentlichen Schritt weiter und behaupte: jene vier Kardinaltugenden reichen nicht aus Familie, Stadt und Staat zur höchsten Vollkommenheit zu erheben; es gehören die drei christlichen Haupttugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung zur letzten Verklärung. Doch dies wichtige Kapitel kann man nicht beiläufig von

Paris aus entwickeln, auch will ich noch Raum behalten Ihre Frau auszuschelten!

Eitelkeit, meine verehrte Freundinn, ist (um mit jenem Studenten zu reden) zwar nicht mein Fach, besonders wenn man seine Ruhe und Bequemlichkeit deshalb aufopfern soll; aber Briefe eröffnen, und sich damit breit machen daß man dergleichen von der ersten Künstlerinn Deutschlands erhalte, ist mit gar keiner Unbequemlichkeit verbunden und eine Art von Eitelkeit, welcher ich zu entsagen nicht eher geneigt bin, als wenn ich muß. — Nun schreibt zwar Ihr Mann: Sie hätten in seiner und meiner Frauen Gegenwart, meiner beifällig erwähnt; allein um der besagten Eitelkeit entgegen zu treten wird meine Frau es läugnen, oder einen niederschlagenden Commentar beifügen, oder Ihren Mann noch mehr loben, so daß für mich immer nichts übrig bleibt. Daher verlange ich das Alles schwarz auf weiß. — Wahrscheinlich vergebens; denn Sie reisen wohl bald ab, und wir ebenfalls in vierzehn Tagen, wenn nicht allerneueste Gründe den neuen Plan umstoßen. Es wäre verkehrt um einiger Handschriften und einiger Sitzungen der Kammern halber, die weitere Reise ganz aufzugeben. Ist der neue König in den beiden großen Backöfen fertig gebacken, hat Frankreich ihn für ein gutes Essen erklärt, so kann ich ruhig mit lauter Charles X in der Tasche durch alle Landschaften reisen.

Ihr Mann hat nichts vom Theater geschrieben und ich weiß noch weniger davon zu sagen. Die musikalische Hälfte liegt Brache, die der Komödie gutentheils, weil die Mars fehlt; die Tragödie ist nicht anzusehen, die Vaudevilles kaum anzuhören. Ich warte indeß auf Wiedereröffnung des Theatre français, um daselbst noch einige Lustspiele trefflich darstellen zu sehen.

Da ich nun über die Theater keinen Bericht erstatten kann, will ich, um den sonst so vielbesprochenen Gegenstand nicht ganz zurückzusetzen, Ihnen etwas Allgemeineres über die Theatergesetzgebung mittheilen.

Bis zu dem Anfange der französischen Revolution standen die Theater lediglich unter Aufsicht und Gerichtsbarkeit der Polizei, und keines durfte ohne besonderen königlichen Freibrief eröffnet werden. Ein Gesetz vom 24sten August 1790 übertrug dagegen jene Geschäfte und die Bestätigung jeder früheren Erlaubniß an die Obrigkeiten der Städte (corps municipaux). Umständlicher sprach sich das Gesetz vom 13ten Januar 1791 aus. Jeder Bürger (so heißt es daselbst) kann ein Theater eröffnen und Stücke jeder Art spielen lassen, sobald er vor Errichtung desselben der Ortsobrigkeit eine Erklärung überreicht hat. Dramatische Werke, deren Verfasser seit fünf Jahren oder früher starben, sind ein öffentliches Eigenthum

geworden, und können ohne Rücksicht auf alte, hiemit aufgehobene Privilegien, von allen Gesellschaften dargestellt werden. Hingegen darf man kein Stück eines lebenden Verfassers ohne seine Erlaubniß geben, bei Verlust der ganzen Theatereinnahme zum Besten des Beeinträchtigten. Die Theater und Schauspieler stehen unter Aufsicht der Stadtobrigkeit, doch kann diese, wenn Schauspieler und Verfasser die Verantwortlichkeit übernehmen, die Aufführung keines Stücks untersagen. Soldaten dürfen nur, nach vorhergegangener Aufforderung durch einen bürgerlichen Beamten, zur Herstellung der Ruhe in ein Schauspielhaus eindringen.

Diese Bestimmungen wurden, besonders in Beziehung auf literarisches Eigenthum näher erläutert (30sten August 1792 und 19ten Julius 1793); die spätere Gesetzgebung nimmt dagegen einen ganz anderen Charakter an. In einer Verfügung vom 2ten August 1793 heißt es z. B.: Vom 4ten dieses Monats an bis zum 1sten September sollen wöchentlich dreimal gegeben werden, Brutus, Wilhelm Tell, Cajus Gracchus und andere Stücke, welche die glorreichen Begebenheiten der Revolution und die Tugenden der Freiheitsvertheidiger in Erinnerung bringen. Die Kosten einer dieser Vorstellungen bezahlt wöchentlich die Republik. Alle Theater, welche Stücke darstellen die den öffentlichen Geist verderben, oder den beschä-

menden Aberglauben (superstition honteuse) vom Königthume wieder erwecken könnten, werden geschlossen, ihre Direktoren verhaftet und nach Strenge der Gesetze bestraft. Die Gemeineräthe (conseils des communes) sind von jetzt an beauftragt die Theater zu leiten und diejenigen Stücke aufführen zu lassen, welche sich am meisten eignen den öffentlichen Geist zu bilden und die republikanische Energie zu entwickeln (14ten August 1793). — Der Ausschuß für öffentlichen Unterricht wird alle nöthigen Mittel ergreifen, um die Schulen, die Theater und alle Künste und Wissenschaften auf den einzigen Zweck aller Arbeiten des Convents, auf die Befestigung der Republik hinzuleiten (1sten Mai 1795). — Das Direktorium befiehlt: alle Theaterunternehmer sollen, bei persönlicher Verantwortlichkeit, täglich vor dem Aufziehen des Vorhangs, beliebte republikanische Lieder spielen lassen, wie z. B. die marseiller Hymne, ça ira, veillons au salut de l'empire, le Chant du départ u. s. w. In jedem Zwischenakte singt man die marseiller Hymne, oder ein anderes patriotisches Lied. Das Theater der Künste giebt, jeden Tag wo es geöffnet ist, eine Darstellung der offrande à la liberté, oder ein anderes republikanisches Stück. Es ist verboten zu singen oder singen zu lassen, das verdammliche (homicide) Lied: das Erwachen des Volks (4ten Januar 1796). —

Unter dem Kaiserthume nahm dies Alles eine ganz andere, aber nicht minder tyrannische Richtung. Napoleon erließ am 8ten Junius 1806 ein Gesetz folgendes Inhalts: Kein Theater darf ohne kaiserliche Genehmigung in der Hauptstadt eröffnet werden. Der Minister des Innern entwirft, oder bestimmt das Repertoir für die ernste und komische Oper und das französische Theater. Kein anderes Theater in Paris darf ein, in diese drei Verzeichnisse aufgenommenes Stück ohne Erlaubniß, oder vertragsmäßiges Abkommen darstellen. Der Minister des Innern kann jedem Theater eine Art von Schauspielen vorschreiben, auf die es sich beschränken muß. Nur im großen Opernhause dürfen Ballete gegeben werden.

In den bedeutenderen Städten des Reichs wird die Zahl der Theater auf zwei, in den kleineren auf eins und in Paris auf acht (29sten Julius 1807) herabgesetzt. Sie müssen, so wie alle umherziehende Schauspielergesellschaften, vom Minister des Innern Erlaubniß einholen. Ein Unternehmer der bankerott macht, darf kein zweites Theater eröffnen, und kein Stück ohne Erlaubniß des Polizeiministers gegeben werden. Diese tyrannischen Bestimmungen wurden noch geschärft durch die Ernennung eines Intendanten (1sten November 1807) für die Haupttheater, der in seiner Art eben so zur Despotie gesetzlich angewiesen wurde, wie etwa der Rektor der Universität

in anderen Kreisen. Anstellung, Pensionirung, Repertoire, Bestrafung u. s. w. hatte man z. B. ganz in seine Hände gelegt. Seit der Restauration ist zwar Einzelnes an dieser Gesetzgebung gemildert, im Ganzen aber hat man die Theater nach wie vor als Anstalten betrachtet, welche lediglich von der Willkür der verwaltenden Beamten abhängen. Für diese harte Abhängigkeit empfangen mehre derselben von der Regierung größere, oder geringere Unterstützungen; so im Jahre 1828 die große Oper 850,000 Franken, das italienische Theater 95,000, das französische Theater 200,000, die komische Oper 150,000, das Odeon 100,000, die königliche Musikschule 136,000, die Anstalt für geistliche Musik 45,000. — Überdies erhielt die große Oper einen Zuschuß aus den anderen Theaterkassen von etwa 300,000 Franken, so daß sie mit Einschluß des theuren Ballets, an 1,150,000 Franken mehr kostet, als einbringt. — Eher als für die Besteuerung der übrigen Theater zum Besten der großen Oper, läßt sich etwas dafür sagen, daß ein gewisser Theil aller Theatereinnahmen an die Armenkassen abgeliefert wird.

Nach einem Gesetze vom 8ten December 1824 sind stehende Gesellschaften in Paris, Bordeaux, Lyon, Marseille, Rouen, Havre, Toulouse, Montpellier, Lille, Straßburg, Metz, Nancy, Toulon, Nantes, Brest, Perpignan, Calais, Boulogne und Versailles. Dann

folgen achtzehn Gesellschaften für mehre in achtzehn Bezirken genauer verzeichnete Städte; endlich herumziehende Gesellschaften, welche nur in den nicht vertheilten Städten spielen dürfen.

Neben dem neuesten Welttheater haben wir das allerälteste studiert. An 700 Abbildungen ägyptischer Denkmale, beginnend an 2,000 Jahre vor Christus, Bildnisse aller Pharaonen, ihrer Weiber und Kinder, Inschriften und Darstellungen von den einfachsten häuslichen Geschäften, bis zu den Triumphzügen, wo die Völker Asiens und Afrikas sich vor den riesengroßen Königen niederwerfen. Kein Land der Welt hätte (wenn der Sturm der Zeit so drüberhin führe) solche Zeugnisse aufzuweisen, wie dies Ägypten. Es ist Nichts bis zur griechischen Schönheit verklärt, aber Alles durchaus eigenthümlich, gewaltig und in dem Dargestellten noch geheimnißvoll. Ich möchte Sie wohl einmal als Gemahlinn des Sesostris sehen, damit Sie mir die Zeit deuteten wie in Heinrich VI. Nach beendetem ägyptischen Unterricht bei dem Entdecker dieser neuen Welt, bei Champollion, haben wir einen griechischen bei Brönstedt aufgesucht. Eine Bronze, handhoch, Ajax den Telamonier im Kampfe mit einer Amazone darstellend, von wunderbarer Schönheit, zeigte wie das Maaß der Quantität nicht der einzige Maaßstab ist, und das Kleinste in vollendeter Harmonie, den weitausschreitenden, oder unbewegten

Riesenbildern Ägyptens voransteht. So auch in Ihrer Kunst.

Warum haben Sie nicht die Cordelia gespielt? (Sie ist ja kein Pimpellieschen, sondern eine starke, ja anfangs fast eigensinnige Natur, woraus all das Unheil und die herbe Buße mit hervorgeht.) Oder eine der beiden anderen Töchter? Gut daß Kaufmann's Übersetzung an die Stelle der verkehrten Bearbeitung getreten ist. Aber zur Darstellung eines solchen Werks reichen die Kräfte kaum irgend einer Gesellschaft; wie verkehrt die Weiber als Nebensache zu behandeln, und Sie unter die Zuhörer zu verpflanzen. Gott bessere es!

Was machen Ihre Kinder? Mir gewähren die kleinen französischen Mädchen, wenn sie gar eifrig über die Schnur springen, großes Vergnügen; das Wort und der Begriff gentil ist da aufs lieblichste verkörpert. Weniger zierlich und gewandt, meist schmuzig sind die Jungen, — aber ist's nicht in Deutschland ungefähr eben so? Durch den Aufschub der Reise sind wir gezwungen schneller vorzudringen, und schwerlich werde ich der Königinn Christine in Montpellier lange den Hof machen können. Daß die Hitze unterdeß abnimmt, ist augenscheinlicher Gewinn. Um der Welt zu zeigen ich stehe mit Ihnen in Briefwechsel, habe ich Lust einen langen Brief an Sie drucken zu lassen, über Maria Stuart und (nach

Ihrem Ausdruck) den Neidhammel Elisabeth. Ich habe gar mancherlei über beide aufgetrieben; ob es der Mühe lohnt? Gott weiß es, aber jeder geht seine Straße. Unsere beiden begegnen sich oft und wir kehren bei denselben Königen und Königinnen ein; das mag für unsere Wahlverwandtschaft gelten. Also auf unveränderte Freundschaft, Königinn Sibylle!

Dem unebenbürtigen Manne besagter Königinn melde ich noch, daß in einigen Blättern thörichte Artikel über die Kriegsbewegungen der Preußen standen; ich habe eine Widerlegung im Journal des débats veranlaßt. — — Mische sich ums Himmels willen niemand in die französischen Angelegenheiten; aber man widerstehe aufs höchste, wenn sie in eitelem Übermuthe sich wieder der Eroberungssucht ergeben sollten.

Vierundsechzigster Brief.

Paris, den 7ten August 30.

H. ist glücklicher als ich. Er besieht des Morgens die Umgegenden von Paris und geht Abends ins Schauspiel, während ich auf der Bibliothek (jetzt ohne große Ausbeute) in Handschriften umherstöbere, und

Abends die wieder beginnenden Gesellschaften aufsuche. Die letzten sind zugleich sehr lehrreich und sehr langweilig. Ein Fremder wie ich, Allen oder doch den Meisten unbekannt, ist von eigentlicher Theilnahme an den Gesprächen fast ausgeschlossen, weil (besonders in dieser Zeit) jede Einmischung vorlaut erscheinen und die Übrigen stören würde. Auch fällt es mir gar nicht ein zu urtheilen oder bestimmte Ansichten auszusprechen. Aber fragen möchte ich oft, um das Gehörte besser zu verstehen und dunkle Punkte aufzuklären. Selten bietet sich dazu ein günstiger Augenblick und ein Mensch, der willig wäre geduldig zu antworten.

Gestern Abend ging ich zum Herzoge von —. Er empfängt jetzt täglich, war aber ausgegangen und nur die Herzoginn zu Hause, umgeben von einer Gesellschaft, die sich allmälig mehrte. Jene ist eine fein gebaute Frau mit einem sehr klugen Gesicht und, so scheint es, auch wirklich voll Verstand und Gefühl, obgleich wohl milder und nicht so herrschenden Geistes als ihre Mutter. — — — Nachdem ein Paar Worte gewechselt waren, mußte ich sogleich in den Chor einstimmen: was geschehen, sey admirable! Ich konnte dies aufrichtig thun, und vielleicht in noch mannigfacherer Beziehung als man es verlangte. Denn nicht bloß die Tapferkeit und der Sieg sind bewundernswürdig, sondern es ist in gleichem Maaße

ein Gegenstand des Erstaunens daß, in einem so gebildeten Volke wie das französische, von Ordnung und Gesetz welche die bürgerliche Gesellschaft zusammenhalten sollen, so oft an die baare, bloße Gewalt appellirt und durch sie entschieden worden ist. — Was, fragte die Herzoginn, wird man in Deutschland zu den Ereignissen sagen? Man wird, entgegnete ich, wünschen, daß Fortgang und Ende so glücklich sey als der Anfang. Noch immer wünsche und hoffe ich dies, obgleich gestern Stimmung und Haltung der Gesellschaft sich auf merkwürdige Weise von Viertelstunde zu Viertelstunde änderte, bis Pausen von mehrern Minuten eintraten, wo nach lebhafter Erzählung oder Verhandlung kein Mensch in der zahlreichen Gesellschaft ein Wort sagte, das Gesicht der — so wie früher Freude, so jetzt tiefen Schmerz und Besorgniß ausdrückte und alle in ängstlicher Aufregung sich entfernten! Dies war Folge der Berichte, welche die Eintretenden allmälig über das erstatteten, was in und vor der Deputirtenkammer geschehen war.

Um die lebhaften Bewegungen der republikanischen Partei zu beschwichtigen, hat sich der Herzog von Orleans mit einigen Häuptern in Unterhandlungen eingelassen, hat Andere in ehrenvollen Aufträgen entfernt und gewisse Bedingungen des Vergleichs zugestanden. Unter diesen soll sich die Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde befinden. Bei den Vor=

schlägen über die neuen Einrichtungen in der Deputirtenkammer, ward aber dieser Punkt anfangs übergangen, was die republikanischen Contrahenten als einen offenbaren Betrug betrachteten und worüber sie in den größten Zorn geriethen. In gleicher Stimmung erschienen an vierhundert Menschen vor der Kammer und drangen großentheils in den Saal ein; kein Pöbel, meist Studenten, oder junge Leute ähnlicher Bildung. Sie forderten nicht bloß Entfernung der Villele'schen Pairs, sondern Aufhebung der Erblichkeit überhaupt und Abschaffung aller Privilegien. Zwei Parteien zeigten sich in der Kammer: die eine hätte gern sogleich Gewalt gegen die Lärmenden gebraucht; aber wie kann man Leute, die man Dienstags als die Retter des Vaterlandes und als Muster aller Völker und Zeiten belobt hat, Freitags als Aufrührer strafen wollen? Hätten jene ihr Leben nicht gewagt, möchte es den jetzt Berathenden, welche gutentheils den Ausgang ohne gefährliche Theilnahme abwarteten, schlecht ergangen seyn. Noch verkehrter aber: daß einige Deputirte jenen Vierhundert Recht gaben, und sie dadurch noch mehr aufreizten. Andere endlich redeten mit ihnen ohne Erfolg, ja diese Diskussion führte nur weiter bis zu Äußerungen: sie wären gar nicht zu diesem Geschäfte rechtlich erwählte Deputirten, und die Pairs hätten noch weniger mitzusprechen; was denn zu dem Unheil einer Kammer, zu einem Convent führen müßte.

Selbst Lafayette's Anrede that wenig Wirkung, und als man ihnen zuletzt sagte: in ihrer Gegenwart könne man nicht berathen, gingen Einige schweigend fort, während Andere sagten: sie würden morgen bewaffnet wiederkehren. — So in Kurzem die Erzählungen der Augenzeugen. Die Urtheile waren nicht übereinstimmend. Einige nannten die Sache unbedeutend, da nur vierzig bis funfzig faiseurs darunter gewesen wären, die man leicht beseitigen oder leiten könne, sobald jeder seine Pflicht thue; Andere fürchteten umgekehrt das Übel werde wachsen, und die Drohung bewaffnet wiederzukehren, um so eher in Ausübung kommen, da man in der Vorstadt S. Antoine einziehende Gensd'armen entwaffnet und die bedenkliche Frage aufgeworfen habe: ob man denn verrathen werde?

Betrachten wir die Dinge unbefangen, so läßt sich behaupten: man habe den Ordonnanzen nur durch negativen Widerstand, Nichtdrucken, Nichtwählen, Nichtzahlen entgegentreten sollen. Wider dieses Verneinen würde aber die Regierung positive Mittel angewandt und dadurch die Sache immer zur Gewalt hinausgeführt haben. Paris hat den Kampf für ganz Frankreich übernommen und entschieden. Vermeidlich oder unvermeidlich, der Sturm ist eingetreten und sehr natürlich erscheint das Meer nachher nicht sogleich spiegelhell. Ob man noch vor dem Hafen scheitern wird, hängt von der Geschicklichkeit der neuen Steuer-

männer ab. Ich kann mit diesen nicht ganz einverstanden seyn. Abgesehen davon, daß die Geschäfte der ersten Sitzungen vielleicht keinen großartigeren Gang erlaubten, verwickelt man sich jetzt in eine Menge zum Theil untergeordneter, weit später zu erörternder Fragen, erregt dadurch Besorgnisse und Parteiungen, verliert Zeit und verharrt auf höchst gefährliche Weise in einem schwankenden Zustande, wo jeder es für Recht und Pflicht hält auch zuzugreifen und mitzuhelfen. So scheint es mir z. B. unzeitig, auf die Entfernung der Villele'schen Pairs zu dringen. Sie würden jetzt, aus vielen Gründen, die siegende Sache vertheidigt haben, und so sehr auch bei ihrer Ernennung wider die Vorschriften der Staatsweisheit gesündigt ward, übertrat man doch kein Recht; sie sind so gesetzlich ernannt, als irgend ein Pair seit der Restauration. Will man aber die Entfernung nicht auf Übertretung der Formen, sondern auf die persönlichen Eigenschaften und Verdienste der Ernannten gründen, so muß man fast unausweichlich auch die übrigen Pairs einer Prüfung unterwerfen, und wird sich leicht, wie jene vierhundert junge Senatoren, wider jede Erblichkeit der Paris aussprechen. Alsdann bleibt aber zur eigenthümlichen Bildung zweier Kammern kaum ein irgend genügender Gegensatz übrig; sie laufen trotz aller Künsteleien ineinander, oder die demokratische Seite wird Herr des angeblich aristokratischen Gegen-

gewichts. Ferner geräth man leicht von dieser Stelle aus in die Lehre, daß ein Wahlkönig besser sey als ein Erbkönig, und eine häufig wechselnde höchste Obrigkeit besser als ein Wahlkönig; von dieser angeblich höchsten Freiheit, steigt dann die Republik nur zu leicht hinab in militairische Tyrannei. Nach so harten und augenscheinlichen Erfahrungen über die Folgen solcher politischen Irrthümer erwarten die Meisten, daß man sie vermeiden werde; nur zu oft hat indeß Friedrich II Recht, welcher sagt: il faut que chaque génération fasse ses propres sottises. — Gleichermaaßen hat aber auch jedes Geschlecht seine eigenen Verdienste und rühmlichen Thaten, zum Troste gegen die niederschlagende Wahrheit jenes Satzes. Endlich liegt in den Worten: ses propres sottises, daß die neuen nicht eine bloße Wiederholung der alten sind. Schon deshalb wird (bei mancher scheinbaren Ähnlichkeit) der weitere Gang der Entwickelung anders seyn als 1789.

Fünfundsechzigster Brief.

Paris, den 8ten August.

Die revolutionnaire Einmischung, welche vorgestern Überspannte, Verführte oder Böswillige auf die Deputirtenkammer auszuüben versuchten, hat, so scheint es, mehr genützt als geschadet. Sie kam zu früh und erzeugte zugleich gerechte Furcht vor Rückfällen in die ärgste Revolutionszeit, und Vorsicht und Muth ihr entgegenzutreten. Öffentliche Anschläge, wodurch Schüler der école polytechnique die Studenten und Vaterlandsfreunde aufforderten, sich in der Deputirtenkammer einzufinden, wurden von jenen für falsch und untergeschoben erklärt, und eine zweite wahrscheinlich von den Deputirten ausgehende Erklärung wies mit Verstand und Nachdruck auf das Rechte hin, was zu thun sey, und warnte vor Irrthümern oder Freveln, die Alles verderben müßten. So ist denn nun gestern der Herzog von Orleans zum König erklärt und damit der erheblichste Schritt geschehen, aus der Anarchie in eine ordentliche Regierung überzugehen. Die Frage: ob es besser gewesen wäre, den Herzog von Bordeaux zu erheben, liegt sehr nahe und ist nach dem Buchstaben des Rechts kinderleicht zu beantworten; da es aber unter den gegebenen Verhältnissen unmöglich

erschien, eine bejahende Entscheidung durchzusetzen, muß man eine rasche Beseitigung derselben für ein Glück halten. Sonst dürften die constitutionellen Königsfreunde zerfallen und die Gewalt zuletzt in die Hände der überspannten Republikaner gekommen seyn. Möchte nun die weitere Entwickeluag der Gesetzgebung mit Weisheit und Mäßigung vor sich gehen! Auf jeden Fall ist Frankreich durch die neuesten Ereignisse in eine ganz andere Richtung und Thätigkeit, es ist eine neue Begeisterung über Land und Volk gekommen. Unzählige Hindernisse verschwinden, unermeßliche Kräfte entwickeln sich, und mit verdreifachter Kraft wird Frankreich seine Stellung in Europa geltend machen. Man muß sich (je nachdem die Dinge sich gestalten) ihm in Freundschaft anschließen, oder durch mächtige Verbindungen widerstehen, oder daheim in preiswürdigen Bahnen rastlos vorschreiten, damit man, Frankreich gegenüber, nicht in ein nachtheiliges und geringeres Verhältniß gerathe. Auf keinen Fall genügt, wie seit 1815, eine Politik, welche wesentlich darauf hinausging, sich von frühern Anstrengungen auszuruhen. Der Frieden kann nicht mehr durch bloße Unlust am Kriege, er muß durch feste Willenskraft erhalten werden. Preußen insbesondere kann seine Kräfte nicht durch Erweckung einer eitelen Eroberungslust stärken (welche Richtung hier an vielen Stellen wieder hervorbricht), sondern durch eine Regierung,

welche ihren Werth so augenscheinlich in sich trägt, daß die Achtung der Fremden nicht ausbleiben kann, und die Einheimischen immerdar bereit sind, Alles für ihre Erhaltung zu wagen.

Gestern Abend ging ich mit H. in das Theater des ambigu comique. Die mittelmäßigen oder vielmehr schlechten Stücke waren nicht des Sehens werth; aller Nachdruck lag auf den hors d'oeuvres. Zwei Reihen Logen mit der Nationalwache aus Rouen besetzt, patriotische Lieder aller Art, Scenen und Beziehungen eingelegt u. s. w. Allmälig stieg Eifer und Begeisterung bis Alle aufstanden, die Hüte schwenkten, in hundert mimischen Bewegungen ihre Freundschaft und Theilnahme ausdrückten, von unten hinauf, von oben hinab sprachen u. s. w. Insbesondere zeichnete sich oben ein starker Mann in aufgestreiften Hemdsärmeln durch seine lebhafte Glückseligkeit aus, und vor uns deklamirte ein etwas angetrunkener Franzose so lebhaft Politik, daß wir kaum seinen weit ausgreifenden Armen entgehen konnten. Scherz und Heiterkeit liegt bei den Franzosen immer dem Ernste nahe, und im Augenblicke der höchsten Begeisterung erzeugen kleine Ungeschicklichkeiten der Schauspieler großes Gelächter. Statt sich jedoch einer kleinlichen, übelwollenden Kritik hinzugeben, muß man einräumen daß ein Volk, welches solcher Aufregung und Begeisterung fähig erscheint, nicht veraltet genannt werden

kann, sondern gewiß in einem merkwürdigen Verjüngungsprozeß begriffen ist. Trotz aller etwanigen Irrthümer, Mißverständnisse und Eitelkeiten, sind Alle bereit Gut und Blut für Ehre, Freiheit und den Ruhm Frankreichs einzusetzen; sie sind in einer Stimmung, die geradehin unüberwindlich*) macht, und das ist sehr viel, und das mögen alle Fremden sich merken. — Während des Stücks kam die Nachricht an, der Herzog von Orleans sey zum König von Frankreich erhoben, und ward mit ungetheiltem, jedoch nicht so lebhaftem Beifall aufgenommen, als wenn früher von der liberté, gloire und dem drapeau tricolore die Rede war. Einige riefen auch: vive la Charte, und einer auf der Bank vor uns: vive la liberté; worauf ihm aber der langarmige Politiker fragte: „was er damit sagen wolle? Wenn er in diesem Augenblicke etwas Anderes als zu Ehren des Herzogs von Orleans rufe, so sey er en danger d'être assommé". Der Freiheitsfreund machte hierauf einige Bewegungen mit den Schultern, als wenns ihm jucke, setzte sich aber dann nieder und schwieg.

Ich habe eben das kalte, unzeitige Kritisiren ge-

---

*) Ich meine unüberwindlich, wenn man sie ohne zureichenden Grund angriffe; das würden aber, in ähnliche Lage gesetzt, die Deutschen auch seyn, und das mögen die Franzosen sich merken.

tadelt, und möchte doch meine eigene Vorschrift brechen. Indeß kritisire ich zunächst mich selbst, und will lieber durch Aufrichtigkeit Tadel, als durch Heuchelei Lob herbeiführen. Woher kommt es, daß ich bei aller Theilnahme, doch nicht mit voller Seele und allen Sinnen in den pariser Jubel einstimmen kann? Ist dies Folge eines erkälteten, oder abgestorbenen, oder furchtsamen, oder neidischen Gemüths? oder bloßer Widerspruchsgeist? Die Antwort: ich sey kein Franzose, und es gehe mich zunächst nichts an, reicht für keinen Menschen und am wenigsten für einen Geschichtschreiber aus, der sich in mannichfache Verhältnisse hineinversetzen soll. — Noch weniger darf ich mich für einen Anhänger der frühern Minister und ihren Sturz für ein Unglück ausgeben; vielmehr hoffe ich, daß daraus für Frankreich und Europa viel Gutes hervorgehen werde, ich bin von der Verderblichkeit ihres absoluten Regierungssystems überzeugt. Worin liegt also der Grund, was ist der Charakter meiner persönlichen Gemüthsstimmung? Mir, aber nicht den meisten Franzosen, erscheint das Ganze wie eine große Tragödie! Wohlverstanden, keineswegs wie eine solche, die mit bloßer Nichtigkeit und Miserabilität endet, sondern wie eine die zu neuem Leben einführt und die Leidenschaften und Gemüthszustände, nach der Forderung des alten Weisen, läutert und reinigt. So geht Marie Stuart aus der Buße ver-

klärt hervor, der alte Lear findet Frieden, und über den vielen Leichen im Hamlet schreitet muthig ein neues Geschlecht einher.

Wenn ein Königshaus, das seit Jahrhunderten das schönste Königreich beherrschte, von abergläubigem Wahnsinn ergriffen zu Boden stürzt (quos vult Deus perdere, dementat); wenn Minister, die willkürlich mit dem Schicksal der würdigsten Männer im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit ihrer Ansichten schalteten, ihr Haupt auf den Henkerblock legen; wenn Soldaten und Bürger, beide Franzosen und noch eben einig, in furchtbarem Haß auf einander losgehen und sich zu tausenden niedermetzeln: ist das keine Tragödie über die man blutige Thränen weinen könnte, zeigt das nicht die Unsicherheit, Hinfälligkeit und Mangelhaftigkeit alles Menschlichen? Ich sage nicht man habe, um Unruhen zu entgehen, jede Tyrannei ruhig ertragen sollen; ich meine das Umhauen der Bäume auf den Boulevards sey kein Verlust, wenn dafür wirklich der eine große Baum der ächten Freiheit Wurzel schlägt; aber gereinigt sollten doch die Leidenschaften durch die Ereignisse der letzten vierzig Jahre werden, Demuth sollte sich dem Selbstvertrauen und der Siegesfreude zugesellen, und das Gefühl menschlicher Sündhaftigkeit nicht im Stolze über die bewunderten Thaten ganz verschwinden. Ist es Schwäche, so will ich sie gestehen. Während ich aufs lebhafteste

von den Ereignissen bewegt und durch die Begeisterung erfreut werde, überläuft mich bisweilen ein Schauder, wenn ich sehe, wie fast Alle im Ergreifen der dreifarbigen Fahne eine völlige Rechtfertigung des Jetzigen, Künftigen und Vergangenen erblicken, wie sie vergessen, daß der rothe Streifen in Menschenblut gefärbt ward. Wenn ich die marseiller Hymne mit unbegränzter Lust und Liebe anstimmen höre, diesen Leichen- und Rabengesang so vieler Väter und Mütter der Singenden, so vieler Tausend von unschuldig Gemordeten, so läßt mich dies nicht vergessen, was sich auch Großes an jenen Gesang anknüpfte; aber mir fehlt der Becher des Lethe, den die Franzosen getrunken haben, und indem ich gern mit ihnen freudig vorwärts blicke, wende ich mich zugleich in Wehmuth und Demuth rückwärts, und rufe: Herr, sey uns armen Sündern gnädig!

Einige fürchten: es werde dem erneuten constitutionellen Königthume bald eine zweite Gironde, und dieser bald ein neuer Terrorismus, Direktorium und Kaiserthum folgen. Zu dem Allem sind allerdings Elemente in Frankreich vorhanden, aber nicht so gestellt, nicht so mächtig oder begründet, daß man daraus mit Sicherheit die Zukunft vorhersagen könnte. Gewiß war die Weltansicht der Congregation und die Regierungsweise Karls X kein ächtes Gegengift wider

alle diese Übel, vielmehr wurden dadurch die bösen Keime gehegt und gepflegt, und die Besserungsmittel jener Häupter (Gewalt über Recht) erscheinen schlechthin verdammlich. Die Landschaften wollen nur ein constitutionelles Königthum; lassen die Kammern dies in Paris stürzen, so haben sie selbst Schuld. Leidenschaftliche besiegen allerdings in der Regel die Ruhigen und Gemäßigten; aber jene erscheinen bis jetzt nur als eine Partei, die man so wenig will als die abgesetzten Minister, und ein Versuch die Massen für anarchische Ansichten in Aufstand zu bringen, dürfte jetzt und auch später mißlingen, wenn Orleans irgend weiß, wie man die Franzosen gewinnen und beherrschen kann.

Paris, den 9ten August.

Wer die Schwierigkeit kennt irgend eine, die Verfassung regelnde, Bestimmung festzustellen, wird vielleicht finden daß die Deputirtenkammer leichtsinnig und übereilt verfuhr, indem sie in einer Sitzung über so wichtige Abänderungen der Charte Beschlüsse faßte. Andererseits muß man bedenken: 1) daß die höchste Gefahr in jedem Verzuge lag; 2) daß alle diese Punkte seit funfzehn Jahren der Gegenstand der weitläuftigsten Überlegungen waren, und nur die diesmalige Abstimmung unter veränderten Umständen eintrat. Viele Veränderungen sind ohne Zweifel Besserungen; hinsichtlich der Villele'schen Pairs ging man indeß, mei-

nes Erachtens, zu weit und mischte Persönlichkeiten ein. Es hätte wohl genügt, später die Verhältnisse der ersten Kammer einer Prüfung zu unterwerfen. Indem diese jetzt den Vorschlag der Deputirtenkammer nicht annahm, sondern alles in die Hände des Herzogs von Orleans legte, indem manche der neuen Pairs ihre Würde freiwillig aufgaben, scheint man einer neuen Wahl und Bestätigung der meisten entgegen zu gehen. — Ich habe schon gesagt, warum mir die Erhebung des Herzogs von Bordeaux praktisch unmöglich erschien: sie hätte Aufstände für die Republik herbeigeführt. Jetzt sind die Dinge, wenigstens für die nächste Zeit, zur Ordnung und Ruhe gebracht, und revolutionaire Vorschläge, z. B. über die Auflösung der Gerichtshöfe, glücklicherweise zurückgewiesen. V—s erster erheblicher Antrag: „Deputirte von fünfundzwanzig Jahren zu erwählen, damit sie sich desto eher und besser einüben möchten"; zeigt von keiner großen Staatsweisheit. Aus demselben Grunde könnte man die Studenten sogleich zu Professoren und die Referendarien zu Räthen machen. In die Deputirtenkammer sollen ja nur eingeübte, gewiegte Männer eintreten; die Einübung muß draußen stattgefunden haben und beendet seyn. — Zu welchem unnatürlichen Argwohn unruhige Zeiten Veranlassung geben, zeigte mir gestern die Behauptung eines, sonst liberal gesinnten, Mannes: Lafayette habe wahrscheinlich den Auflauf

vom sechsten herbeigeführt, um seine Kräfte und seinen Einfluß zu prüfen und ins Licht zu stellen!

Die Art und Weise wie sich Martignac, Neufville und Chateaubriand, drei vom Hofe hart mißhandelte Männer, benommen und ausgesprochen haben, hat mich ergriffen und gerührt. Es ist ein Trost, zu so vielen Köpfen auch einige Herzen zu finden, und in die Flammen eines — meinetwegen gerechten Hasses, einigen Balsam der Wehmuth und Liebe gießen zu sehen. Ob Chateaubriand am richtigsten gedacht hat, ob er selbst seine Ansichten für ausführbar hält, mag man bezweifeln; aber die Kraft seiner ergreifenden Worte kann nur Parteiung läugnen und sie mit dem Namen hohler, leerer Phrasen zur Seite werfen. Er stimmte den tragischen Grundton an, welcher im Siegesgeschrei nicht ganz verhallen, welcher die Rosenhoffnungen vom zerstörenden Thaue des Hochmuths reinigen und daran erinnern soll: daß, um das Höchste auf Erden in Wort und That zu erreichen, der ganze Mensch, Kopf und Herz, Muth und Demuth in Thätigkeit gesetzt werden müssen.

Paris, den 10ten August.

Gestern früh fuhr ich mit H. nach S. Cloud und besah nochmals bei schönstem Wetter den Park mit seinen reizenden Aussichten; Abends gingen wir in die Oper und hörten Wilhelm Tell von Rossini.

Er hat, sagen seine Verehrer, hier einen neuen Weg eingeschlagen und gezeigt, daß er wahrhaft dramatisch und erhaben seyn kann. Es ist nicht Größeres geschrieben worden, als diese Arie, jener Chor u. s. w. Der Himmel verzeihe meinem Unverstande. Ist dem so, so trete ich auf die Seite des unmusikalischen Er. Ich fand die Oper ungeheuer langweilig, und in der Musik (viel schlechter als in dem verachteten Weigl) kaum eine Spur von der Schweiz und den Schweizern. Es könnte eben so gut Musik der Assyrer und Babylonier heißen; es sollte heißen Musik von Rossini für das neue Volk der Rossinisten. Der dreiste Leichtsinn seiner frühern Opern gefällt mir immer noch weit besser, als dies neue aufgebauschte, anmaßende Wesen, dieser ungeheuere Lärm, der Alles überbietet was man je Spontini vorgeworfen hat. Dabei keineswegs ein Reichthum neuer, ansprechender Melodien, wohl aber Reminiscenzen aus Spohr und Weber, und eine Nachahmung der abgerissenen Schreibart des letzten, ohne seine Originalität. Auber's Stumme ist ohne Vergleich anziehender und mannigfaltiger. Mehr als die Musik, die mich ermüdete und troß des Lärmes fast einschlafen ließ, behagte mir der Tanz der Montessu und besonders der Taglioni; weit das Merkwürdigste war, daß die Schweizer im Rütli die dreifarbige Fahne schwenkten und die marseiller Hymne sangen, — alles zu eigenen Ehren der Zuhörer!

Da Frankreich ruhig, ein König abgesetzt und der neue eingesetzt ist, alle übrigen Akte der Gesetzgebung die Kammern aber sehr lange beschäftigen werden, da ich ferner weder Kraft noch Lust spüre, von Neuem einen Cursus geschichtlicher Arbeiten zu beginnen, und jede Zögerung unsern lehrreichen Reiseplan verdirbt, so werden wir wohl, einstimmigen Sinnes, den 16ten Paris verlassen, vorher aber noch einmal schreiben.

Sechsundsechzigster Brief.

Paris, den 11ten August 1830.

Ich erhielt gestern durch die Güte des Hrn. von K. eine Eintrittskarte zur Sitzung der Deputirtenkammer. Als ich ankam war der Saal noch ziemlich leer, so daß ich Zeit hatte die äußere Einrichtung zu betrachten. Sie ist im Wesentlichen der frühern gleich, und auch der neue Saal welchen man jetzt erbaut, wird dem jetzigen, einstweiligen gleichen müssen. Das heißt: der Sitz des Präsidenten erhöht, in der Mitte einer längern Seite der Ellipse. Vor ihm die Rednerbühne, zur Seite die Schreiber und gegenüber die Bank der Minister. Die Sitze der Abgeordneten amphitheatrisch aufsteigend und durch Gänge in vier Abtheilungen zerfallend, rechte und linke Seite und in der Mitte rechtes und linkes Centrum. Ringsum, mit Aus-

nahme der Stelle wo der Präsident sitzt, Tribunen, in Logen abgetheilt für die Zuhörer.

Die Gegenstände, worüber man verhandelte, waren an sich von keiner besondern Wichtigkeit, für mich jedoch Alles und Jedes vom höchsten Interesse. Die ganze rechte Seite war völlig leer, endlich erschien ein Mann (dessen Namen ich nicht erfahren konnte) auf der äußersten Rechten und sagte einige, mir unverständliche Worte. Er ward aber, mit Recht oder Unrecht, sogleich dergestalt angeblasen oder verhöhnt, daß er sich wieder setzte und schwieg. Lafitte, ein Mann klugen Angesichts, führte Namens des noch kranken Perrier den Vorsitz. Er las zuerst mehrere Briefe vor, wodurch vier bis fünf Abgeordnete ihren Abschied eingaben, hauptsächlich weil sie sich nicht für berechtigt hielten, an den getroffenen Maaßregeln Theil zu nehmen. Hierauf Prüfung mehrerer Wahlen, von denen einige kurzweg bestätigt, zwei nach längerem Verhandeln für nichtig erklärt wurden. Endlich Streit: ob die Kammer einstweilen noch das alte Reglement beibehalten, es sogleich ändern, oder diese und jene Sache vertagen solle. Die Vereidung der Abgeordneten und die Wahl der Quästoren, die nach der Tagesordnung erfolgen sollte, ward, aus mir unbekannten Gründen, nicht vorgenommen. Unter Allen dieda sprachen, war natürlich Keiner der so gemantscht und gekohlt hätte, wie so oft in un=

sern Behörden, oder auch in hochehrwürdigen Senaten; aber es war diesmal auch Keiner darunter, der irgend auf den Namen eines Redners Anspruch machen könnte. Am auffallendsten erschien mir der völlige Mangel an Würde in einer Versammlung, die über das Schicksal Frankreichs, ja halb Europas abzuurteln hat. Das Äußere entscheidet freilich nicht; aber die römischen Senatoren, bärtig und in ihre weißen, purpurbesetzten Togen eingehüllt, müssen sich doch ganz anders ausgenommen haben als diese Fracks, Überröcke, Jagdröcke, Redingoten, Gilets, Pumphosen u. s. w. von allen Farben und Zuschnitten. Bei den meisten Dingen gab kaum ein Zehntheil der Versammlung Acht; man sah, es war eine vor allem Reden abgemachte Sache, wie jeder stimmen wollte. Man kam und ging, und sprach, und schrie, und scharrte mit den Füßen dergestalt, daß die Huissier's immer rufen mußten: à vos places Messieurs, silence Messieurs. Dies half indeß so wenig als die große Glocke des Präsidenten, mit der er in einer Stunde wohl funfzig Mal klingelte. Wenn man bei uns mit Engelsgeduld jeden — — — — anhören muß, so lange er noch Athem hat bå zu sagen; so fehlt den Franzosen Ruhe und Geduld, welche (anderer Dinge nicht zu gedenken) ungemein viel Zeit ersparen würde. Aber sie können nicht an sich halten, und jeder muß warten, bis die kleinen Windstöße und großen Stürme

vorüber sind, welche hier ganz denen gleichen, die man alle Tage in den Theatern hört. Was ich wußte, machte mir der Augenschein noch deutlicher: wenn zeither der wahre Mittelpunkt auf der Gränze der beiden sogenannten Centra lag (man sollte lieber von zwei Brennpunkten der Ellipse, als von zwei Mittelpunkten eines Kreises sprechen), so fällt er jetzt an die Gränze des linken Centrums und der linken Seite. Das heißt: seitdem die rechte Seite fehlt, wird die Mehrzahl erzeugt sobald nur einige vom linken Centrum mit der linken Seite stimmen; früher mußten zur linken Seite und dem linken Centrum einige Stimmen des rechten Centrums hinzutreten. Daraus ergiebt sich viel für den Gang und Inhalt der künftigen Verhandlungen und Beschlüsse. Doch glaube ich kaum, daß diese Kammer sehr lange sitzen oder alle in Vorschlag gebrachten Gesetze wirklich entwerfen wird. Nach bewilligtem Budget dürfte man sie wahrscheinlich bald vertagen, um dem Könige Zeit zu lassen sich festzusetzen, und der Regierung, wirklich zu regieren.

Bedenkt man daß der Gewaltstand, den die Minister durch ihre Ordonnanzen an die Stelle des Rechtsstandes setzten, auf keine Weise lange fortdauern konnte und sollte, so ist vielleicht die pariser Schlacht das kürzeste und mildeste Mittel gewesen, den Übeln ein Ende zu machen. Der Plan der Gemäßigten: die Abgaben zu verweigern, hätte längere und allgemei-

nere Verwirrung hervorgebracht; oder hätte man die Wahlen nach dem neuen Gesetz abgewartet und versucht, so wäre das Blutvergießen in allen Theilen Frankreichs, es wäre ein allgemeinerer zerstörender Krieg ausgebrochen. Das dreitägige hitzige Fieber in Paris öffnete das Geschwür und alle Theile Frankreichs blieben ruhig, nachdem der Krankheitsstoff hier ausgeschieden und Alles durch eine kurze Krisis entschieden war.

Den 12ten August.

Nachdem ich gestern zuerst H. in die Sitzung der Deputirtenkammer geschickt hatte, folgte ich selbst zum zweiten Male, hörte viele Deputirten schwören, wohnte einigen Verhandlungen über die künftige Einrichtung des Sitzungssaales und des abzuändernden Reglements bei und hatte Gelegenheit, dieselben Bemerkungen zu wiederholen, die ich euch schon mittheilte. — Sonst verging der ganze Tag in Abschiedsvisiten und Vorkehrungen zur Abreise. Weil nämlich die Plätze nach Tours schon auf viele Tage im voraus genommen waren, blieben nur noch zwei im Coupé für den 15ten August übrig.

Den 14ten August.

Morgen geht es fort, nachdem ich gerade fünf Monate in Paris verlebt habe. Wie viele Betrachtungen dringen sich am Schlusse eines solchen Lebensabschnittes auf; hätte ich nur Zeit und Ruhe ihnen

nachzuhängen und sie niederzuschreiben. Um das Größte wenigstens zu berühren, so hat Frankreich sich binnen dieser Zeit in den allerwesentlichsten Dingen umgestaltet: ein anderer König, andere Minister, andere Verwaltung, Richtung, Zwecke u. s. w. Das damit verbundene Übel ward herbeigeführt durch unfähige Minister und den Eigensinn eines abgelebten Königs; Fortschritte sind unläugbar in den wesentlichsten Dingen, obgleich Irrthum, wie in allen menschlichen Dingen, nicht ausbleiben kann und wird. Selbst die Vertheidiger des unbedingtesten Gehorsams müssen den Stab über diejenigen Männer brechen, welche nicht verstanden auch nur bedingten Gehorsam festzuhalten, und den König um seinen Thron brachten, indem sie ihn zu seinem und Anderer Verderben unumschränkt machen wollten. Es ist gleich verkehrt, von unumschränkter Macht und von unumschränkter Freiheit zu sprechen; jene ist alsdann Tyrannei, diese Anarchie. Alles auf Erden bedingt und beschränkt sich, wirkt auf- und ineinander; ja das Weltall besteht ja nur durch Gesetze solcher Wechselwirkung.

Soll ich von mir sprechen, so kann ich wohl sagen, ich habe in diesen Monaten ungemein viel erlebt, und Beschluß, Inhalt, Resultat der Reise ist von der Art, daß ich mir dazu Glück wünschen und nie bereuen kann, sie unternommen zu haben. Denn zu der eigentlich literarischen Ausbeute, die mir schon

ohne alle andere Zuthat genügen müßte, ist ja so unzähliges Lehrreiche hinzugekommen, von der eigenen fast tödtlichen Krankheit und Auferstehung an, bis zu der Krankheit und Auferstehung Frankreichs. Der Wunsch, aus dem gewöhnlichen Kreislaufe meines Universitätslebens einmal zur Erfrischung der Kräfte und zur Erweiterung des Gesichtskreises herauszutreten, war natürlich und verständig; jetzt kehre ich mit neuer Liebe in die alten Verhältnisse zurück und fühle sehr bestimmt, daß ich hier allein gar nicht ausdauern könnte. Ich habe höfliche, zuvorkommende, geistreiche, edle Franzosen genug gefunden; wie könnte ich aber verlangen oder erwarten, daß sie sich dem unbedeutenden Fremden anschließen sollten? Jeder hat seinen Kreis (wie ich in Berlin den meinen), und von höflicher Aufnahme bis zu herzlicher Freundschaft ist eine so große Entfernung, daß man sie nur allmälig zurücklegen, nicht mit Siebenmeilenstiefeln hinüberschreiten kann. Ferner bin und bleibe ich eben ein Deutscher, und Deutsche wie L., sind mir viel leichter nahe gekommen als die Franzosen, denen eine Wahlverwandtschaft zu uns fehlt, so gern sie auch das linke Rheinufer an ihr weites französisches Herz drücken möchten.

Siebenundsechzigster Brief.

Nantes, den 19ten August,
Donnerstags Morgens.

Wie gern wären wir heut an H—s Geburtstage bei euch; da es aber nicht kann seyn, so wollen wir wenigstens berichten, auf welche Weise wir hieher gekommen und welche weiteren Plane entworfen sind. Der Tag vor unserer Abreise (14te August) verging, wie gewöhnlich, in großer Unruhe. Es ward gepackt, Abschied genommen, bezahlt u. dergl. Ich ging noch einmal in die Deputirtenkammer und hörte unter mehrern Benjamin Constant und Guizot sprechen; jenen, um die Äußerung eines Andern zu widerlegen, daß die Kammer bedroht worden sey, diesen, um die Gründe des neuen einstweiligen Wahlgesetzes zu entwickeln. Gedanken und Ausdruck Constant's sind bekannt, auf äußere Darstellung verwendet er keine Mühe, sondern greift mit den Armen oft weit in die Luft aus, und schlägt dann mit beiden Händen lebhaft auf den Rand der Rednerbühne. Guizot spricht deutlich, verständig, aber kalt, mehr nach Weise eines Deutschen als eines Franzosen. Vielleicht wäre diesen eine ruhigere, etwas deutsche Verwaltung zu wün-

schen; wenigstens begreift ein Preuße am schwersten, wie man die Beamten so oft zu Hunderten ein- und absetzen, und doch heilsam verwalten könne. Aber die Franzosen wissen für Alles was sie thun, nicht bloß einen, sondern gleich zehn zureichende, ihr Verfahren lobpreisende, Gründe. Abends aß ich zum Abschiede bei Hrn. v. W., der sich meiner überhaupt mit der größten Freundlichkeit angenommen hat; Morgens, den 15ten, um sieben Uhr saßen wir im Coupé und brachen auf gen Orleans. Als ein Mann mir sagte: seine Frau (sie war jung und hübsch) würde bis Tours den dritten Platz im Coupé einnehmen, war ich ganz zufrieden; erschrak aber, als ich ein zwei- bis dreijähriges Mädchen als Zugabe erblickte. Das Kind war aber so ungemein ruhig und artig, daß wir gar keinen Grund hatten, uns zu beschweren. Der Behauptung: von Paris bis Orleans sey der Weg ganz unbedeutend und langweilig, muß ich für die erste Hälfte bis Etampes widersprechen: Bourg la Reine mit seinen Landhäusern, das weit ins Land schauende, auch geschichtlich merkwürdige Montlhery, so wie Arpajon mit seinen Umgebungen, würden überall Lob verdienen. Thäler und Hügel, wohl bebaut und mit Bäumen bunt besetzt, bieten wechselnde, anmuthige Aussichten dar. Bei Etampes erreicht man eine höher liegende Ebene, welche die Thäler der Seine und Loire scheidet. Sie ist nicht unfruchtbar, aber ganz

baumlos und kahl, so weit nur das Auge trägt. Selbst bei den grauen Bauerhäusern kein Baum, kein Garten; alles schweigsam, unheimlich, erstorben. In Orleans langten wir so spät an, daß das Tageslicht eben nur hinreichte, die Bildsäule der Jungfrau und den Dom zu sehen. Jene ist wohlgemeint; die Stellung, vornüber gebückt zum Angriff, aber eben nicht schön. Den großartigen Dom kennt ihr aus Abbildungen. — Um diese Merkwürdigkeiten zu betrachten, mußten wir das Diner (um sieben Uhr) versäumen, was aber ohne Schwierigkeit anging, da wir um ein Uhr ein Dejeuner von neun Schüsseln zu uns genommen hatten und für sieben Sous Brioches unserem neuen Bedürfnisse genügend abhalfen. — Den 16ten mit Tagesanbruch erreichten wir Blois, den 17ten um zwei Uhr Morgens Angers; ein langer Tag, reich an Eindrücken und Genüssen. Er begann mit Besichtigung unserer Pässe. Sie wurden genügend befunden, unsere Reisegefährtinn aber hart zurechtgewiesen, daß sie ohne Paß reise. — Mais, fuhr der neugeborene Volkswächter fort, quel est votre état? — Je n'ai pas d'état. — Qui étes vous donc? — Une femme? — Hierauf leuchtete er ihr mit der Laterne unter die Nase und fragte: ob sie wirklich eine Frau und nicht verkleidet sey. Jenes ergab sich aus ihrem zarten Angesicht, aber erst nachdem sie feierlich versichert hatte sie sey nicht Madame de Po-

lignac, nahm dies Examen à la Don Juan ein Ende, und man ließ sie weiter fahren.

Blois liegt in einer unbedeutenden Ebene an der Loire; erst bei Amboise, mit seinem hohen alten Schlosse, dem Anfangspunkte der Religionskriege, beginnen die Eigenthümlichkeiten der Ufer jenes Flusses. Ich hatte sie mir ganz anders gedacht. Die Loire ist ein unordentlicher, ungeordneter Strom mit vielen beweglichen Sandbänken und einem so flachen Bette, daß die Schiffahrt den größten Theil des Jahres still steht. Die tiefere Seine, mit dem gewaltigen Paris, hat in dieser Beziehung die größten Vorzüge. Und nicht bloß in dieser Beziehung: denn die Ufer der Seine sind von Paris bis Rouen und von Rouen bis Havre gewiß schöner, mannigfaltiger und romantischer als die der Loire bis Nantes. Mit Unrecht, hatte ich also die Loire für einen poetischern Strom gehalten wie die Seine; doch bleiben jener andere, mir unerwartete, anziehende Eigenthümlichkeiten. Von Tours bis Nantes ist das Land von der größten Fruchtbarkeit, es ist das wiesen- und baumreichste das ich je gesehen. So weit das Auge trägt, Alles, Alles grün, an unsere Elbgegenden, an den Weg zwischen Dessau und Wörlitz lebhaft erinnernd. Die Lombardei mit ihren Weingehängen zwischen Maulbeerbäumen erscheint noch fantastischer, aber die Loireufer sind mannigfaltiger; besonders da, wo auf dem rech-

ten Ufer (das linke bleibt eben) wunderlich gestaltete Sandsteinhügel sich nähern. An diese Hügel sind die Häuser nicht bloß zur Ersparung der Hinterwand angebaut, sondern die Wohnungen sind ganz in die Felsen eingehauen; Troglodyten, Höhlenbewohner mit künstlerischer Nachhülfe, mitten in Frankreich. — Zwischen Etampes und Orleans, auf die Entfernung einer Tagereise, derselbe Volksstamm und Alles so kahl und todt; hier dagegen überall die deutlichsten Spuren unermüdlichen Fleißes, jedes Haus in Gärten, Blumen und eine Unzahl gepflanzter Bäume eingehüllt, Eindrücke wahrhaft idyllischer Art. Zwischen die Hecken, welche beide Seiten des großen Schutzwalles einfassen, guckten Kindergesichter und Kalbsköpfe dicht nebeneinander in traulicher Eintracht hindurch, ohne zu ahnden, welch droit d'ainesse und welche privileges die einen über die andern dereinst ausüben würden. Junge Esel sprangen in genialem Selbstvertrauen über die an der Erde liegenden Kinder hinweg; viel unschuldiger und unschädlicher, als große Ministeriale —— über die Häupter der Ältern hinwegspazierten. Paris mit seinen Steinmassen, seiner Unruhe, seinen unzähligen Bestrebungen und Umtrieben lag mir so fern, daß ich kaum die Verschiedenheit des jetzt Dargebotenen fassen oder die Nothwendigkeit beider Richtungen begreifen konnte. Dazu kam, daß der Himmel Alles aufbot, die grüne Erde zu verschö-

nern; er hatte seine dreifarbige Fahne des Himmelblau, des Sonnenweiß und der Wolkenröthe so aufgesteckt, daß die dreifarbige Fahne des Postwagens dagegen noch nicht einmal wie ein ebenbürtiger Bajazzo erschien. Mehre Male legten sich dunkele Wolken auf den Hintergrund der Landschaft, vor welchen der Strahlenregen der Sonne niederfuhr, die gelbe Loire in fließend Gold verwandelte und sie mit dem Grün aller Abstufungen umkränzte. Es war doch einmal wieder das, was man Natur nennen soll, und was alles bloß Menschliche zu überbieten und zu heiligen scheint; es hat nichts gemein mit der Bewunderung, die ein sentimentaler Städter Sonntags vor einem Kohlkopf ausspricht, den er Montags als Krautsalat verzehren will. Im höheren Sinne ist der Mensch nichts ohne die Natur, und die Natur nichts ohne den Menschen. So gehört auch Stadt und Land zu einander. Die Städte sind die Gipfel der Menschheit; seit Babylon, Ninive und Theben, bis zu Athen, Rom, Florenz, London, Paris u. s. w. leuchten sie wie die Spitzen der Alpen, durch die Jahrhunderte der Geschichte. Bisweilen steigt aber auch aus den sonnenhellen Firnen finsterer Dampf empor, es eröffnet sich feuerspeiend ein Krater und weit umher breiten sich die Gräuel der Verwüstung. An hitzigen Fiebern gehen meist die Städte, an langsamer Abzehrung das Land zu Grunde. Der Einzelne muß

sterben; muß aber auch ein Volk? Gäbe es denn für dies kein untrügliches Mittel, das Leben zu verlängern? Gewiß ist Eitelkeit kein solches Mittel, so oft es auch in französischen Apotheken dafür verkauft wird. —

Wenn ich Zeiträume der Weltgeschichte betrachte, wo wenig oder nichts geschah und das Menschengeschlecht kläglich zu Boden sank, oder wenn Leute (wie H. und G.) mit der Concordienformel in der Hand erweisen: der Mensch sey ein Stock oder ein Klotz, und könne und wolle nie auch nur das geringste Gute thun; so weiß und fühle ich, daß Freiheit, Kraft und Willen im Menschen ist und er davon Gebrauch machen soll. Höre ich dagegen (wie jetzt in Paris) das ungemessenste Lobpreisen des eigenen Thuns, ohne alle Beziehung auf Gott und Vorsehung; so ergreift mich das lebhafteste Gefühl der eigenen Nichtigkeit und des Bedürfnisses einer göttlichen Gnade und Erlösung. Es ist dies Doppelgefühl gleich wahr, natürlich und nothwendig, und geht keineswegs aus bloßem Widerspruchsgeiste hervor. — Aber auch abgesehen von diesem christlichen Standpunkte, kann man den Parisern (welche meinen daß seit Erschaffung der Welt nichts mit ihren letzten Thaten zu vergleichen sey) entgegnen: der Wahlspruch, „mit Gott, für König und Vaterland" (und Alles, was sich daran reihte), sey doch größer als der Spruch:

„**mit** der Charte, **gegen** den König, zur Rettung des Vaterlandes". Drum: suum cuique, und Gott die Ehre!

Nachmittags.

Ich kehre nach einem langen Spaziergange mit H. in das Wirthshaus zurück und fahre in der Reisebeschreibung fort. In Tours aßen wir den 16ten zu Mittag, nachdem wir die Stadt eiligst durchlaufen, der Brücke über die Loire unsern Beifall ertheilt und dem Dom unsere Verehrung bezeigt hatten. Bei Tische sprachen die Franzosen Politik; ich hatte dazu keine Zeit, wenn ich anders nicht bezahlen wollte, ohne zu essen. Einer der Gegenwärtigen sagte, als man auf Peyronnet's Gesetzvorschlag über das Erstgeburtsrecht zu reden kam, er habe darüber seine besondere Opinion, ward aber dafür sogleich angeblasen und nach seiner Entfernung behauptet: er sey ein homme d'affaires de M. de Polignac. Hätte ich das gewußt, sprach ein Anderer, ich würde ihn für seine Opinion ins Gesicht geschlagen haben! — In der Nacht erreichten wir Angers, besahen am andern Morgen die Kirche mit zwei zierlichen Thürmen, den wohleingerichteten botanischen Garten, ein neu errichtetes Denkmal der Missionen u. s. w. Angers galt für einen Hauptsitz dieser Bemühungen, welche, nach dem Urtheil der Meisten, weit weniger auf wahre Religion als auf Kirchenherrschaft und Erweckung des

Fanatismus hinausgingen. Von Duldung anderer Religionsparteien war nicht die Rede, und die benachbarte Vendee betrachtete der Hof thörichterweise als ein Machtmittel wider die Ansichten des übrigen Frankreich.

Da die Diligence nur bis Angers ging, kein Dampfboot angekommen, und nicht darauf zu rechnen war in dem über Mans gehenden pariser Wagen leere Plätze zu finden, sahen wir uns in großer Verlegenheit, fanden aber glücklicherweise vier andere ebenmäßig bedrängte Personen, mit denen wir eine Lohnkutsche bis Nantes mietheten: zwei alte Frauen, ein Windmüller und der Maire der Sables d'Olonne. Den 17ten Abends langten wir in Oudon an, und fuhren des folgenden Morgens in Nantes ein. Theils allein, theils in Gesellschaft des preußischen Consuls Hrn. Ph. (der seit funfzig Jahren Nantes bewohnt) durchstrichen wir die Stadt und besahen allerhand Merkwürdigkeiten. Man kann weder die Stadt selbst, noch die Umgebungen schön nennen; jene vergrößert und verschönert sich indeß täglich und die Wiesen der Loire zeigen doch in weiten Ebenen ein frisches Grün. Rouen steht durch die Originalität und Größe seiner Gebäude, sowie durch die Umgegend weit voran; obgleich die Straßen auch dort eng und krumm sind, und das am Eingange der Seine liegende, viel reizendere Havres wird schneller wachsen als Nantes. Heut

(19ten) besahen wir die (nicht sehr bedeutende) Kirche, das Museum und die Bibliothek. Die beiden letzten zeigen einen löblichen Anfang; doch ist alles ärmlich und geringe im Verhältniß zu dem, was ähnliche Städte in Deutschland an Schätzen der Wissenschaft und Kunst aufzuweisen haben. Die äußerlich wohlgeordneten Archive enthalten noch Vieles für die Geschichte der Bretagne, und gern hätte ich die Prozeßakten des Hrn. von Rais durchgelesen, aus denen allmälig die Geschichte Blaubarts erwachsen seyn soll. Eine Handschrift der Bibliothek, das zweite Buch der civitas Dei Augustins, von Hrn. von Praalles, während der Jahre 1371 — 1375 ins Französische übersetzt, verdient das größte Lob wegen der Miniaturgemälde und Arabesken. Wo das Werk eigentlich entstanden sey, ließ sich nicht ermitteln.

Gespräche über Politik haben nicht gefehlt. Als der Maire die Bildung der Nationalgarde beharrlich verweigerte, entstand ein Auflauf, und junge Leute verlangten des andern Morgens die Freilassung einiger Verhafteten. Dabei fällt mit Vorsatz oder zufällig von ihrer Seite ein Schuß, der einen Soldaten verwundet; diese schießen wieder, und so sind von beiden Seiten acht getödtet und etwa sechzehn verwundet worden. Der Maire, die meisten Präfekturräthe, viele Adelige liefen und fuhren sogleich davon; ein jämmerliches, die Anarchie fast herbeizwingendes Ver-

fahren. Doch ist nach jenem Unglücke alles sogleich zur Ruhe und Ordnung (gleichwie in Paris) zurückgekehrt. Daß die Leidenschaften aufgereizt wurden, ist Schuld der revolutionirenden Minister; daß man so schnell zur Ordnung und Mäßigung zurückkehrte, nicht ihr Verdienst, sondern ein löbliches Zeichen, daß der Sinn für Gerechtigkeit im Volke zugenommen hat. Gottlob, daß die Leiden und Erfahrungen der letzten 40 Jahre nicht ganz verloren gegangen sind und Frankreich hoffentlich jetzt in dem Hafen wahrer Freiheit anlangt. Aber welche Erinnerungen! Von dem Spaziergange in Nantes aus sah man die Vendeer auf der andern Seite der Loire sengen und brennen, und die Republikaner, statt zum Frieden hinzuwirken, erschossen die armen Gefangenen! Hr. Ph. zeigte mir den Platz, wo die Guillotine permanent war. Als die Männer den Anblick nicht mehr ertragen konnten, drängten sich die Weiber in wilder Wuth herzu und füllten die ganze Umgebung! Was sieht, fragte einst Hr. Ph. einen Freund, dort aus dem Wasser hervor? Es ist die Spitze des Schiffes, auf dem man vor einer Stunde Männer, Weiber und Kinder ersäufte. Ich hörte ihr Geschrei, ich sah ihr vergebliches Bestreben, das Land zu gewinnen! — Mein Reisegefährte aus Olonne erzählte mir: Ich kam im September 1792 in dem Augenblicke in Versailles an, wo die Staatsgefangenen daselbst eintra-

sen, welche der hohe Gerichtshof in Orleans nicht hatte verurtheilen wollen. Ich sah, wie die aus Paris gesandten Mörder die Einzelnen unter wildem Geschrei aus den Wagen rissen und ermordeten. Als der Herzog von Brissac rief: es lebe der König! stieß ihm ein Mörder sein Schwert in den Mund, daß der Blutstrom hoch empor und über den Frevler herschoß, bis sein Schlachtopfer zu Boden stürzte und wie ein Wurm zur Seite geworfen ward.

Achtundsechzigster Brief.

Bordeaux, den 24sten August 1830. Dienstags.

Noch immer haben wir Ursach, mit Plan und Ausführung unserer Reise zufrieden zu seyn, und ich benutze die erste ruhige Morgenstunde, um in aller Kürze darüber Bericht zu erstatten. Den 20sten Morgens nahmen wir in Nantes ein Frühstück im Rocher de Cancale zu uns, und stiegen dann mit großer Kühnheit hinauf zur Banquette in das zweite Stockwerk der Diligence. Für diejenigen, welche dies große Landschiff nicht kennen, ist zu bemerken, daß es aus zwei ganzen und zwei halben Kutschen und dem nöthigen Packraume besteht, wie Figura wenn

nicht zeigt, doch zeigen soll. a das sogenannte intérieur ist gewissermaaßen die Hauptkutsche, sechssitzig, im Winter warm, im Sommer unausstehlich heiß, und nur mit zwei kleinen Fenstern versehen, die wenig Aussicht gewähren. b die Rotonda, dem intérieur ähnlich, nur etwas runder und enger gebaut und dem Staube noch mehr wegen der Hinterräder ausgesetzt. c das Coupé vorn ist der theuerste und gilt auch für den besten Platz, weil es nur drei Sitze zählt, kein vis a vis an Beinen hat, gewöhnlich nur den Staub der Pferde erträgt und aus vier Fenstern eine freiere Aussicht gewährt. d das Banquette steht dem coupé nach, sofern es, wie unsere deutschen halben Wagen, nur mit Leder zugedeckt wird, ohne große Glasfenster ist und das Aufsteigen Schwierigkeiten zeigt. Dennoch haben wir es seit Nantes vorgezogen und auch bis Pau in Beschlag genommen. Denn abgesehen davon, daß es wohlfeiler und das Aufsteigen leicht zu erlernen ist, gewährt a) der Überbau und das Leder hinreichenden Schutz gegen Sonne und Regen. b) kann man die Beine besser ausstrekken als im Coupé, sobald man das Leder fallen läßt. c) ist der Conducteur, welcher jedesmal den dritten Platz einnimmt, der beste Erklärer aller Merkwürdigkeiten am Wege. d) ist man weniger dem Staube ausgesetzt, sieht frei über alle Hecken und Mauern hinweg, welche für die Bewohner des ersten

Stockwerks hier so viel verdecken, und hat endlich den großen Packraum hinter sich, in welchen man alles Entbehrliche leicht hineinlegen, aus welchem man alles Nothwendige schnell herausholen kann. So ist z. B. ein Mantel im Coupé des Tages eine beengende Last, die auf der Banquette nie belästigt. Also in vielbesagter Banquette sehr wohl placirt oder geplatzt, fuhren wir von Nantes über die Loire und Sevre, welche, in viele Arme getheilt, jene Stadt von dem Lande trennen, wo der entsetzliche Bürgerkrieg der Vendee geführt ward. Ich erkannte nun, was ich oft beschrieben las, nämlich: warum das Land jener bekannten Kriegführung so günstig ist, jedes Hervorgehen der Vendeer aus ihrem Kreise ihnen aber nachtheilig ward. Von unseren Plätzen, über die Hecken und Gesträuche hinwegblickend, sahen wir bis gen Rochelle nur Grün, keine andere Farbe. Denn jede Besitzung von ein, zwei bis drei Morgen ist mit Graben und Gebüsch eingeschlossen, welche geordnete Angriffe äußerst erschweren und den Gebrauch von Reiterei und Kanonen ganz unmöglich machen. Häuser und Dörfer liegen fast gar nicht am Wege, und trotz des herrschenden Grüns hat die ganze Gegend, mit den Loireufern verglichen, etwas Kaltes, Unordentliches, Todtes. Denn weder Graben noch Hecken zeigen Fleiß und Nachhülfe, und die eingeschlossenen Flächen bleiben großentheils mehrere Jahre

unbebaut liegen. Wenn der Ginster, der sie dann bedeckt, hoch genug gewachsen ist, brennt man ihn als Düngungsmittel nieder, und baut Waizen, Roggen, Hafer, Heidekorn, je nachdem und so lange der Boden es erträgt. Das allgemeine Grün der Gegend ist auch deshalb weniger erfreulich, weil es aus minder sorgsamem Landbau hervorgeht: entweder stehen Disteln und Dornen, die man mit der Hand sichelnd verschont hat, sehr anmaßend auf dem Stoppelfelde, oder dies ist doch mit einer Decke von allerhand Unkraut überzogen. Ein reines, gelbes Stoppelfeld, wie wir es von dem fleißigen Landbauer verlangen, habe ich nirgends gesehen. — Man hat jetzt, aber ohne allen Erfolg, versucht, die Vendee in Aufstand zu bringen; selbst in Bourbon-Vendee wehte ruhig die dreifarbige Fahne. Manche finden sich für ihre frühern Anstrengungen nicht hinreichend belohnt, anderwärts sind die Söhne in Ansichten hineingewachsen, die von denen ihrer Väter wesentlich abweichen, viele neue Eigenthümer wollen ihr Besitzthum nicht aufs Spiel setzen, und ein Bürgerkrieg, zur Unterstützung eines bloßen Gewaltstreiches, erscheint endlich jedem Vernünftigen wie eine Thorheit. Er hätte die Krankheit verlängert, der gestürzten Partei aber keineswegs den Sieg gebracht. Dazu die Erinnerung an die frühern Gräuel, worüber sich Bände vollschreiben ließen. Hr. Ph. zeigte mir z. B. in Nantes den Ort,

wohin man die gefangenen Vendeer unter einem erlogenen Vorwande führte und sie dann plötzlich niederschoß, damit sich keine ansteckende Krankheit durch sie verbreite! Ein probates Mittel in jener revolutionären Pharmakopöe. — Nach einer kalten Nacht (ich saß bis an die Nase in meinen Pelz eingehüllt) erreichten wir mit Tagesanbruch Rochelle. Die Stadt ist ohne Kraft und Leben; man sieht ihr ein großes, aber mißlungenes Bestreben an, auf welches nun Überdruß und Ermattung gefolgt ist. Möchte die neue Bestimmung der neusten Verfassungsurkunde, nach so unzähligen Mißgriffen und Freveln, endlich in Frankreich eine freie Entwickelung des Christenthums erzeugen. Beide Theile haben Schuld, aber die Katholiken weit die meiste; das darf ich heut, am Tage der Bluthochzeit, wohl behaupten. Und doch hielt damals halb Europa diesen Tag für den glorreichsten, der je zur Ehre Gottes und der Religion Statt gefunden habe. Dies möge gegen falsche, frevelnde Leidenschaft warnen, die sich so gern für ächte Begeisterung ausgiebt; so wie Neid und Feigheit ihre kalte Erbärmlichkeit gar zu gern unter Redensarten von Mäßigung, Ordnung und Vernunft verstecken. Prüfet die Geister! — In Rochefort sahen wir die Schiffswerfte und den öffentlichen Garten, und setzten bei dem besser gelegenen Saintes über die Charente. Sie ist ohne malerische Ufer, aber weit tiefer als die Loire und

trägt selbst große Seeschiffe bis hieher. Einiges alte, römische Gemäuer zur Seite des Weges, machte auf mich keinen solchen Eindruck wie auf jemand, dem Italien fremd ist; die ersten süßen Weintrauben erschienen mir fast merkwürdiger als jene zerbrochenen Reste der schlechten römischen Zeit. Abends erreichten wir Blaies, wiederholten unsere Geschmacksübungen an Wein, Weintrauben und Pfirsichen, umkreiseten am andern Morgen (Sonntags den 22sten) ein den Strom schützendes Schloß, und bestiegen um 11 Uhr das Dampfschiff, das uns auf der Gironde und Garonne nach Bordeaux führte. Die Ufer sind ganz flach und unbedeutend, erst in der Nähe der Stadt erheben sich einige mit Landhäusern zierlich besetzte Hügel. Desto größern Eindruck macht Bordeaux selbst, wenn es hinter einem wahren Walde von Masten mit dem prachtvollen Halbkreise seiner Kays und der bewundernswürdigen Brücke emporsteigt. Dagegen ist Nantes ein häßlicher confuser Ort, und selbst Paris bietet nichts dar, was mit diesem Anblicke verglichen oder ihm gleichgestellt werden könnte. — Nachmittags durchstreiften wir einen Theil der Stadt, suchten den preußischen und den sächsischen Consul auf, und gingen Abends ins Theater. Dies gehört mit seiner Vorhalle von 12 corinthischen Säulen und den ringsumlaufenden, mit Kaufmannsläden besetzten Gängen gewiß zu den schönsten Häusern; doch giebts

Gründe, es nicht für das erste der Welt zu halten. Im Innern folgt auf drei Bänke Sperrsitze das Parterre; dann aber (etwa wie in Charlottenburg) eine höhere Abtheilung, die bis an den ersten Rang Logen hinaufreicht. Der große Halbkreis wird von durchlaufenden corinthischen Säulen getragen, zwischen zwei derselben sind jedesmal zwei Logen mit zwei Thüren eingepaßt. Wir sahen am ersten Abend Cortes, am zweiten den Wasserträger und ein Ballet. Die Opern gingen gut im Vergleich mit Schlechtem, schlecht im Vergleich mit Gutem; Madam Fremont ohne Zweifel die beste unter den Singenden beiderlei Geschlechts. Im Ganzen aber schreien alle übermäßig. Viele Franzosen scheinen gar nicht zu begreifen, daß Singen schlechterdings vom Schreien unterschieden ist, und jemand der entsetzlich schreit, darum noch keine starke Singstimme hat. Das Tanzen im Cortes war meist grandios langweilig und in der schlechten Windmühlenmanier, die auch bei uns vorherrscht. Das meiste à plomp hatte (sehr natürlich) eine Tänzerinn, aus deren Beinen man 24 à la L — hätte schneiden können. Aus dem mimicorium des zweiten Abends ward wie gewöhnlich keiner klug; doch gewährte der zweite Akt durch eingeflochtene Nationaltänze sehr lebhafter Art, ein eigenes Interesse. Beide Male war das Haus nicht voll und wir fanden im Augenblicke des Anfanges noch sehr gute Plätze.

Mittags, den 24sten August.

Zurückgekehrt von einem Ausfluge fahre ich fort. — Der Halbkreis, den Bordeaux an der Garonne bildet, ist ohne Zweifel der schönste Theil der Stadt, und die Brücke, erbaut über einen Strom wo das Binnenwasser gewaltig abwärts drängt und die Fluth während anderer Stunden mächtig aufwärts strömt, gehört zu den kühnsten und gelungensten Unternehmungen. Der Bau ward 1810 begonnen, ruhte aber lang, und zwei frühere Plane, auf steinerne Pfeiler eine hölzerne, dann eine eiserne Brücke zu setzen, wurden beseitigt, um sie ganz massiv aufzuführen. Das Wesentliche des Baues ist in erstaunlich kurzer Zeit von 1819 bis 1821 für 6½ Millionen Franken unter Leitung des zweifelsohne geschickten Bequey beendet worden. Eine Vergleichung verschiedener Hauptbrücken theile ich euch aus den brauchbaren guide des étrangers für Bordeaux mit.

	Länge.	Breite.		Bogen.	Durchmesser der Bogen.		Dicke der Pfeiler.	
	met.	m.	c.		m.	c.	m.	c.
Bordeaux	486	14	86	17	26	49	4	21
London, Waterloo . .	377	12	80	9	36	—	6	9
Tours . . .	434	14	60	15	24	40	4	87
Guillotiere üb. d. Rhone	570	7	60	18	ungleich		ungleich	
Dresden . .	441	10	47	18	16	70	10	—

Ob die Reduction richtig ist, weiß ich indeß nicht.

Ein Distichon zu Ehren der Brücke lautet: Per luta Burdigalo nitidus pons flumine surgit; Spumoso quondam sic Aphrodita mari. — Nächst Hafen, Kay und Brücke verdienen viele öffentliche Gebäude Erwähnung; so die Börse, die Präfektur, die Douane, die Paläste der Place royale u. s. w. Auch herrscht in Anlegung der neuen Privathäuser, Festigkeit und Geschmack. Unter den Kirchen (zu deren näherer Beschreibung die Zeit fehlt) ist keine ersten Ranges oder in einem reinen Systeme durchgeführt; doch zeigt z. B. S. Croix aus dem zehnten bis eilften Jahrhundert ganz das Verfahren, welches man bei uns unbequem und unrichtig vorgothisch genannt hat. Ferner ergiebt sich, daß jede Kirche (darin so vielen andern Erscheinungen des Mittelalters ähnlich) neben dem allgemeinen Typus doch auch eine feste, sie von allen übrigen unterscheidende Individualität hat. In dieser Verbindung des Individuellen, persönlich Lebendigen, mit der Regel und dem Gesetz, liegt ja das höchste Geheimniß der Kunst. Von Gemälden habe ich in Nantes und Bordeaux, ja selbst in Paris nichts Erhebliches innerhalb der Kirchen gesehen; dagegen fehlt es hier nicht an merkwürdigen Resten der Bildhauerei. Man verfuhr, so scheint es, weniger barbarisch gegen sie als in Paris und seinen Umgebungen. — Der Thurm von S. Michel (er steht, so wie viele Thürme Italiens und Frankreichs, ge-

trennt von der Kirche) ist eine hohle Röhre mit einer seitwärts gestellten Windeltreppe, also den deutschen Wunderthürmen auf keine Weise zu vergleichen; doch gewährt er eine sehr schöne und weite Aussicht auf Stadt, Strom und Umgebung. Trotz vieler Verschiedenheiten erinnerte Einiges an die Aussicht vom Thurme in Frankfurt am Main. — In der Kathedrale S. Andreas sind die Systeme des eilften bis vierzehnten Jahrhunderts wunderlich aneinander gereiht, bis dann zuletzt der sogenannte gute Geschmack mit dem Römer- und Griechenthum, abgeschmackt hineinplumpt oder in die Kirche fällt.

Der heutige Spaziergang begann mit böser Unmäßigkeit, wir nahmen beide ein Frühstück von 10 Pfirsichen zu uns, die insgesammt nur drei Groschen kosteten. Dann gingen wir auf die Bibliothek. Sie ist weit reicher als die in Nantes, aber sehr beschränkt für den Ankauf und ganz unbedeutend in Bezug auf Handschriften. Eine französische Übersetzung des Livius und ein Exemplar von Montaigne mit seinen eigenhändigen Randglossen war das Wichtigste, was uns der gefällige Bibliothekar zu zeigen vermochte. Eine Sammlung von Alterthümern hatte nur Interesse für die Geschichte des Orts oder Departements; eine Sammlung von bordeleser Gemälden bekamen wir nicht zu sehen, denn als wir bestelltermaaßen um 10 Uhr anlangten, hieß es: der wachthabende Volks-

wächter habe sagen lassen, er habe vor ein Uhr keine Zeit zu kommen. Die Kirche la Chartreuse, nach der wir jetzt wanderten, ist ganz unbedeutend, eine lange Scheune mit einem Tonnengewölbe; sehenswerther ist der botanische Garten und der mit Gängen von Platanen eingefaßte Kirchhof. Doch kann man ihn in keiner Beziehung mit dem des père la Chaise vergleichen. S. Severin hat neben neuen, einige sehr alte Theile.

Mittwoch, den 25sten August.

Der Rückschlag der pariser Begebenheiten hat auch Bordeaux getroffen, doch dauerten die Unruhen nur einen Tag und bezogen sich fast allein auf den Präfekten, einen Mann voller Muth, aber den Ministern zugethan und wegen mancher Mißgriffe schon seit längerer Zeit verhaßt. Einige junge Leute drangen zu ihm, die Mittheilung der neuesten Nachrichten aus Paris verlangend. Er versprichts, kehrt aber in voller Uniform zurück und fordert, daß alle sich entfernen. Hiebei kommts zu einem harten Wortwechsel, er zieht seinen Degen und verwundet angriffsweise oder sich vertheidigend einen der Gegenwärtigen. Dies giebt das Zeichen arger Mißhandlungen, er wird zu Boden geschlagen, auf der Straße umhergeschleppt, endlich jedoch, dem Tode nahe, von einigen jungen Leuten der liberalen Partei aus den

Händen des Pöbels errettet. Während dessen hatte dieser alle Möbel der Präfektur zum Fenster hinausgeworfen, alle Akten, Rechnungen u. dgl. zerrissen. In Pau (so höre ich) ließ das Volk den Präfekten durch den Henker ans Halseisen stellen, und ergötzte sich den Tag über damit ihn zu verspotten. — Wer kann dergleichen Dinge billigen oder läugnen, daß sie ein Umsturz aller bürgerlichen Ordnung sind? Aber woher entstehen sie anders, als durch die nichtsnutzigen Machthaber, welche meist nur unfähige, verhaßte, für irrige Zwecke mit schlechten Mitteln wirkende Personen hinschickten. Bei einer irgend vernünftigen Verwaltung durch irgend achtbare Leute, kann es dahin nicht kommen; wenn man aber das Regieren nicht versteht, verlernt das Volk natürlich das Gehorchen. Die so oft wechselnden, dem Lande und den Einwohnern ganz fremden Präfekten, waren so wenig wahre, mit dem Leibe verwachsene Häupter, als ein Kohlkopf, den ich auf einen Holzblock stelle. Jeder kann ihn herabschlagen, gleichwie er keinem nützt so lange er da steht. Ja diese Präfekten, mit welchen man alle Jahre Kämmerchen vermiethen spielte, gewannen nicht einmal die mitverwaltenden Personen; es ist unmöglich, daß ein Präsident bei uns zu allen seinen Räthen in einem so ganz gleichgültigen, negativen Verhältnisse stehen könnte. — Niemand wünscht hier die Rückkehr der ältern Bourboniden, man hält ihren

Sturz für nothwendig und hofft davon die besten Früchte für die Entwickelung Frankreichs; aber viele Dinge stellen sich dem Beobachter ruhiger dar als in Paris. Sehr viele Leute z. B. gehen ohne Kokarde, selbst das Volk scheut sich die Marseillaise zu singen oder die neuen Lebenshoffnungen an das alte Todtenlied zu knüpfen, und die widerwärtigen Karikaturen scheinen noch nicht aus Paris hier angelangt zu seyn. Ich sage widerwärtige Karikaturen, wenn z. B. das abgeschnittene, fratzenhaft verzogene Haupt Karls X als Trinkgeschirr dargestellt, aus der Hirnschale der Deckel und den Haaren der Griff gebildet ist. Muß sich ein Mann von seiner unwürdigen Frau scheiden, wird ihn doch das Andenken der frühern, an dies Lebensverhältniß geknüpften Hoffnungen nicht ganz verlassen, und er soll, wenn sie sein Haus verläßt, ihre Vergehen nicht über die Straße nachschreien. Es hatte für mich etwas Furchtbares, wenn in Paris gesungen wurde daß die Wände bebten: der König sey ein Meineidiger, ein Verräther! Ja er hat seinen Eid gebrochen, indem er in thörichtem Aberglauben ihn zu erklären und zu verklären meinte; er hat dafür Alles verloren, was er hatte, Ruhm, Ehre und das schönste Königreich für sich und seine Kinder und Kindeskinder, — nichts bleibt ihm als der jämmerliche Überrest eines langen, irrigen Lebens. Und noch bitterer haben die Parzen den Lebensfaden der Herzo-

ginn von Angouleme ausgesponnen. Über alle ist die schwere Hand des Herrn gekommen, und es hat sich bewährt, daß ein großes Volk nicht das willkürlich zu mißhandelnde Eigenthum einer abgelebten Familie sey, daß es nicht jesuitisch regiert werden soll. — Andererseits kann es mich nicht erbauen, daß der neue König aus des Volkes Gnade die Marseiller Hymne mit ihm singt und die alten Weiber unter seinen Fenstern ausschreien: la marseillaise que notre nouveau roi a chanté hier au soir avec nous, pour deux sous. Der Gegensatz von Royalisten und Constitutionellen war Zeichen einer bösen Krankheit, denn die Gesundheit hebt eben jenen Gegensatz auf oder vermittelt ihn unaufhörlich. — Eben so ist die Freude: man habe nun keinen König aus Gottes Gnade mehr, nur Folge einer einseitigen, krankhaften Betrachtungsweise. Denn Gottes Gnade hat ja nie die unbedingte Willkür der Sultane begünstigt, sie herrschten immer unter Gottes Ungnade, und es ist absurd, eine Theorie angeblich göttlichen Staatsrechts auf bloß menschliche Leidenschaften zu gründen. Aber eben so nichtig ist die Anmaaßung oder der Aberglaube, mit bloß menschlichen Mitteln, Vorkehrungen, Controlen, Verantwortlichkeitsgesetzen u. dgl., eine politische Universalmedizin bereiten zu wollen, ohne Bezug auf Gott und Vorsehung, ohne Verklärung durch die christlichen Tugenden. Um der Män=

gel und Irrthümer willen soll man nie den Glauben, die Liebe und die Hoffnung aufgeben: wenn man aber (wie Karl X) im Volke voreilig Rebellen, oder wenn ein Volk voreilig in seinem Könige einen Tyrannen sieht, dann lösen sich alle zum Leben verknüpften Elemente, und als todter Niederschlag zeigt sich eine Apotheke von politischen Salzen und Säuren, die man gar mannichfaltig mischt und den Kranken in allerhand Gestalten giebt. Durch Gottes Gnade ist ein Land fruchtbar, durch seine Gnade wachsen Bäume, quellen Bäche, strömen Flüsse, durch seine Gnade wachsen Geschlechter und sterben aus, beglücken große oder züchtigen schlechte Herrscher. In allen diesen Dingen ist an seinem Segen, Alles gelegen. Dieses Segens würdig zu werden, sey das erste Bestreben der Könige wie der Völker; aber der edelste König wie der beste Unterthan wird fühlen, daß seine Mittel und Kräfte mangelhaft sind und eigenes Verdienst nicht hinreicht, alles Irdische zu heiligen oder gar eine ewige Seligkeit damit zu bezahlen! — Doch wohin gerathe ich von Bordeaux aus, mir bleibt bloß noch Raum zu sagen, daß wir morgen früh nach Pau und Tarbes abreisen.

Neunundsechzigster Brief.

Bagnères de Bigorre, Donnerstag den 2ten September 1830.

Aus unsern früheren Briefen wirst Du ersehen haben, daß wir glücklich über Blois, Tours, Nantes, Rochelle und Rochefort in Bordeaux anlangten und wie wir die beiden ersten Tage verlebten. Am letzten Tage unseres Aufenthalts, den 25sten August, fuhren wir unter Leitung des Hr. D. Sohn die Garonne aufwärts nach Florlac und ergötzten uns an Aussichten, welche den südlichen, jedesmal anziehenden Charakter der Weinländer trugen, obgleich an sich die Ufer der Loire und noch weit mehr der Seine den Vorzug verdienen. Nach der Rückkehr besuchte ich H. Jouannet, an den ich von Champollion Figeac eine Empfehlung überbrachte. Er ist der größte Kenner der Alterthümer seines Vaterlandes, zeigte mir mit vieler Gefälligkeit seine Sammlungen und schenkte mir mehrere lehrreiche Abhandlungen, die ich wohl zuerst nach Deutschland bringen werde. Merkwürdig ist es, daß man keine römische Kaisermünze später als von Antonin in diesen Gegenden findet, was (da die Kaiserherrschaft viel länger fortdauerte) nach Hrn. J. mit dem christlichen Systeme des Begrabens, im Ge=

gensatz des Heidnischen zusammenhängt. Willkommen war mir die, meine alte Lehre bestätigende Behauptung des gelehrten Mannes, daß auch in diesen Gegenden kein Übergang maurischer Baukunst in die germanische nachzuweisen ist. Die letzte geht ihren eigenen, unabhängigen Gang aus dem sogenannten vorgothischen in das reine, vollkommen ausgebildete System des Mittelalters. — Der Abend verging mit Hrn. D. unter mancherlei Gesprächen (davon später); den 26sten früh fuhren wir ab gen Pau. Etwa zwei bis drei Meilen weit zeigte das Land die Annehmlichkeiten und Schönheiten, aber auch die Einförmigkeit der Weinländer, dann folgen die Landes, wo die Farnkräuter, so wie in der Lüneburger Heide die Erica vulgaris herrschen. Jenes giebt eine bloß grüne, dies eine mit roth aufgehöhte Unfruchtbarkeit. In Bazas aßen wir zu Mittag, Roquefort bot die einzige lebendige Ansicht, ohne jedoch auch nur von weitem an das zu reichen, was wir in Pau sehen sollten. Der hohe Kranz der Pyrenäen, den Pic du midi in der Mitte, stieg vor uns empor; und als ihn Nebelzüge großentheils wieder verhüllten, langten wir im Wirthshause an, aus dessen Garten man die Schönheiten der nähern Gegend übersieht. Wir durchstreiften diese aufwärts und abwärts, stiegen hinauf zum Balkon des Schlosses und fanden es sehr natürlich, wenn der Reiz der Umgebungen viele Fremde

lange festhält. Auf dem rechten, reich bewachsenen Ufer des Gave liegt Stadt und Schloß, er selbst rauscht theils mit eigenmächtigem Ungestüm durch sein selbsterschaffenes Steinbette, theils ist er durch Menschenhand geregelt, und eilt mit gleicher Schnelligkeit als Mühlbach durch Wiesen und Gärten, minder ultraliberal, aber nützlicher als sein eigenwilliger Bruder. So reich der Vordergrund auch war, richteten sich doch (sobald der Nebel sich hob oder Sonnenstrahlen hindurchfuhren) unsere Blicke auf die Riesenberge des Hintergrundes; so wie in der Sixtina die Riesenwerke Buonarotti's das Gemüth jedesmal festhalten, so oft man sich auch vornimmt, die lieblichen Arbeiten anderer Maler daselbst zu betrachten. — Die Diligence von Bordeaux nach Pau war doppelt so theuer als die von Paris nach Bordeaux, und der Unternehmer äußerte sehr unbefangen: da keine Concurrenz vorhanden sey, könne er nehmen was er wolle. Daß wir nun aber in Pau 24 Stunden auf seinen Wagen warten sollten, erzeugte den Entschluß, mit einem Fuhrmann den 28sten nach Bagnères de Bigorre zu fahren. Höhere Fügung brachte mich hier zur Mehrung meiner psychologischen Schätze mit zwei Köchinnen zusammen, von denen abwechselnd eine im Wagen und eine auf dem Bocke saß. Nachdem ich über die bekannten Punkte, Pole und Achsen der Köchinnenwelt das gehörige Examen angestellt hatte,

ward ich kühner, gab mich selbst für einen Koch aus, und wußte in Erinnerung an die Urlehren der Urküche meine Weisheit dergestalt in Küchenfranzösisch zu übersetzen, daß sie an mir und an sich selbst irre wurden. Die eine wollte zu Hrn. Martin, die andere zu Madame Denys ziehen, keine aber kannte ihre künftige Herrschaft; dies gab mir Veranlassung ihnen zu sagen: ich kennte beide Familien sehr genau, sie wohnten in Paris auf den Boulevards; Hr. Martin sey ein stämmiger, kurz untersetzter Mann, Madame Denys größer, langbeiniger, anmaaßend, kurz angebunden u. s. w. und was der Narrenspossen mehr waren, die indeß allerhand Gedanken ernster Art in meinen Reisegenossinnen erweckten. — Von dem Berge bei Ibos, zu dem ein Schneckengang emporführt, hatten wir eine weite Aussicht auf die Pyrenäen und ihr (keineswegs überall fruchtbares) Vorland. Tarbes liegt in einer großen, reich vom Adour bewässerten Ebene. Abends erreichten wir Bagnères de Bigorre und ließen uns sogleich einen Führer, Pierre Idrac, holen, um den Plan zu einer Fußreise in die Pyrenäen zu entwerfen. Er besah uns von oben bis unten und erklärte sehr offenherzig: er halte uns für schlechte Fußgänger, die dergleichen Unternehmungen nicht gewachsen wären. Dies schüchterte uns indeß keineswegs ein, und wir haben die außerordentliche Genugthuung gehabt ihn, wie man sagt, todt

zu gehen, so daß er nicht mehr fortkonnte, während wir noch frisch und gutes Muthes waren. Den 29sten früh begann der Marsch aus dem Thale von Bagnères in das von Campan, dem eigentlichen Eingang der Pyrenäen. Zu beiden Seiten schon hohe Bergrücken, rechts fruchtbar, schöne Wiesen, Häuser überall vertheilt; links meist alles schroffer und kahler. Bis Grip der Weg noch bequem genug, von hier an aber ununterbrochenes Steigen, vor dem Wasserfall von Grip, dem schönern von Tramesaigues vorbei, immer höher hinauf, bis man nach fünfstündiger harter Anstrengung die Quellen des Adour und den Sattel erreicht, welcher diese Gewässer von denen trennt, die gen Barèges hinab und zum Gave fließen. In dieser Höhe alles still, einsam, todt; nur ein Adler schwebte in den Lüften und zur Seite des Bergsattels erhoben sich die gewaltigen Felsen des Tourmalet und die Pics von Campanade und Espade. Alle überragend stand zur Linken der Pic du midi de Bagnères, den wir allmälig auf unserer Reise ganz umkreiseten. Jetzt gings dem Bache Bastan entlang so rasch gen Barèges hinab, als wir vorher gestiegen waren. Im Verhältniß zu allem Übrigen liegt Barèges in einer ungünstigen Gegend, das Thal sehr eng, die Berge sehr hoch und zum Theil kahl, aber die Heilquellen von größter Wirksamkeit. Der Führer hatte uns am ersten Tage nur

bis hieher bringen wollen, nach einiger Ruhe und eingenommener Milch zogen wir indeß noch weiter und erreichten (ein höheres, reich bewachsenes Thal verfolgend) mit Sonnenuntergang Luz, wo uns ein treffliches Abendbrot stärkte und das fortdauernd günstige Wetter den ersten Plan von Luz nach Gavarnie zu gehen, bestätigte. Mit Tagesanbruch (30sten) waren wir auf den Füßen — und kehrten erst Abends um 7 nach Luz zurück. Alles zu allem gerechnet, der merkwürdigste, reichste Tag unserer Pyrenäenwallfahrt. Zunächst ist Luz einer der reizendsten Punkte in der Mitte dreier, hier zusammenlaufenden Thäler von Barèges, Gavarnie und Pierrefitte. Die schönsten Wiesen und Baumgruppen im Vordergrunde, dann Hügel in reizenden, hierauf ungeheure Berge in den wunderbarsten, kühnsten Formen. Den Gave de Pau in der Tiefe rauschend zur Seite, dem herrlich am Berge angebauten S. Sauveur vorüber, erreichten wir le pont de Sia. Zwei große Seitenmauern hält ein kühner Steinbogen auseinander, erst hoch darüber schwebt die Brücke, und aufwärts derselben stürzt sich der Gave in so vielen Absätzen und über so viele Felsblöcke hinab, daß wenig Wasserfälle ihm an Schönheit gleich kommen dürften. Zur andern Seite der Brücke sammeln sich die Gewässer und bilden ein smaragdgrünes, dicht umwachsenes Becken. Bei Gedre, wo wir frühstückten, ein zweiter merkwürdiger,

obwohl minder schöner Wasserfall. Fast hätte ich die Frage der Wirthinn: ob wir die Grotte sehen wollten? verneint; — sehr mit Unrecht: denn diese Grotte und sein hindurchstürzender Wasserfall erinnerte aufs lebhafteste an die Grotte des Neptun bei Tivoli. — Von hier aus alles rauher, wilder, aber auch mühseliger. So wie Wenige von denen die sich hieher wünschen, gestern die fünf Stunden zum Tourmalet hinauf ausgehalten hätten, so wenig den heutigen Marsch nach Gavarnie immer bergan und über lauter lose, spitzige Steine. Aber es lohnte, das ist wahr. Zur Rechten und Linken ungeheure Bergwände, hier glatt und glänzend, dort schwarz und feucht, Quellen wie Silberbänder daran aufgehangen, einzelne grüne Wiesenstelllen, ein Häuslein daneben, von unten betrachtet nicht größer als ein Vogelnest, und in höchster Höhe die Pics, fast noch spitzer als die Hörner und Aiguillen der Schweiz, jetzt im Sonnenlichte, dann von hellern oder schwarzen Nebeln und Wolken umzogen. — An einer Stelle, mit Recht das Chaos genannt, schien jeder Ausgang versperrt. Häusergroße Felsstücke in Unzahl liegen vom Thale des Gave bis zu den höchsten Höhen hinauf übereinander gestürzt, durch Kräfte und Gewalten so ungeheurer, revolutionärer Art, daß wir sie bei unserem ruhigen, doktrinären Gange der Natur kaum begreifen können. Der Schluß der Wallfahrt war Gavar-

nie. Ein großer Halbkreis der höchsten Berge umschließt die Gegend, schwarz, schroff, durchzogen von Lagen ewigen, jedoch nicht silberhellen, sondern schmuzigen Schnees. Die Wasser fallen überall hinab und bilden den Anfang des Gave de Pau. In höchster Höhe zwei scharfe Einschnitte in die Berge: der port d'Espagne und la brêche de Roland, zur Seite eine vignemale (wahrscheinlich dasselbe wie via mala) als dritter Eingang in Spanien. Der Kamm des Marboré, der fast alles umzieht, ist unübersteiglich. Denselben Weg stiegen wir unter gleichen Genüssen hinab, lenkten die Schritte seitwärts und kamen durch S. Sauveur wieder nach Luz. Der dritte Reisetag (31ste) begann mit Glückwünschen zu deinem Geburtstage, dann eilten wir auf gebahntem Wege durch das reizende Thal nach Pierrefitte, hierauf, uns links wendend, wieder bergauf gen Cauterets. Wenn am ersten Tage die Länge des Steigens, am zweiten die Unbequemlichkeit des Weges uns besonders ermüdete, so war es diesmal eine Hitze von mindestens 26 Grad (bei gleicher Temperatur und mit 36 Grad Staub waren wir in Pau eingefahren). Dennoch erreichten wir zuletzt unser Ziel, ließen unsern ermatteten Führer im Wirthshause, und gingen noch weit aufwärts im schönen Thale spazieren gegen die spanische Gränze hin. Die Höhe, Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit der Berge und des Thales verdient das schon oft wieder-

holte Lob. Mittwoch, den ersten September, wollten wir um vier Uhr aufbrechen, aber ein schweres Gewitter mit gewaltigem Regen begleitet, zwang uns, vielleicht im Allgemeinen zum Vortheil des Leibes und der Seele, in einem Wagen über Argellez nach Lourdes zu fahren, von wo wir gestern zu Fuß hieher zurückkehrten. Auch dieser Tag (der Weg führte meist zwischen Kastanienbäumen und Mais) war genußreich, und die schöne Kette der Pyrenäen stand uns immer zur rechten Seite. Hr. v. L. sagt: die Pyrenäen zeigten im Vergleich mit der Schweiz nur abgerundete Berge und liebliche Thäler. Ich kann beides insofern nicht vergleichen, als ich die höchsten Pyrenäen nicht sah, und darf annehmen, daß die Schweiz hinsichtlich der glänzenden Schneefirnen und der Seen einen großen Vorzug hat; aber was ich in den Pyrenäen sah, ist in seiner Art vollkommen so schön als das schweizerische, nur finde ich den Charakter (im Widerspruch mit Ls. Äußerung) noch schärfer, schroffer und wilder. Gar viele Bergrücken und Spitzen erinnern an Formen wie der Eiger und der Dru.

Heut ist Ruhe- und Schreibetag, nebenbei wird für die Wäsche gesorgt, und mancher zu freigesinnte Knopf zur festen Ordnung zurückgeführt. — So viel in Eil und bei heißer Luft. Ich darf aber doch den alten Kelch der Politik nicht ganz vorübergehen lassen, denn ob ich gleich seit meiner Abreise von Paris gar

keine Zeitungen las und nichts von dem weiß, was dort und in der übrigen Welt vorgeht, ist doch manches jener Farbe unwiderstehlich auf mich eingedrungen. Ein alter Mann, der mit mir von Pau nach Tarbes fuhr, sagte: Herr, ich habe in meiner Jugend den Conventsdeputirten oft gesehen, der in Pau guillotiniren ließ. Das ganze Schaffot war blutroth angestrichen, aber man sah das Blut doch, es lief über die Ränder und durch alle Fugen. Die Guillotine war täglich in Bewegung. Wenn wir so umherstanden, schleppte man aus einer Gasse einen Mann, aus der zweiten eine Frau; von Prozeß, Grund, Beweis war nie die Rede, marsch die Treppe hinauf, Kopf ab, beides hinabgeworfen, eiligst verscharrt, ein Paar Freudenschüsse der Jakobiner in die Luft — Trauer und Beileid war verboten. — Das, sagte ich, geschah zur Zeit der bösen Republik, dagegen ist die Kaiserzeit doch gülden zu nennen. Ja Herr, fuhr er fort, es ging doch besser nach Recht und Gesetz, aber Recht und Gesetz that an sich auch Unrecht. Alle wurden danach zur Schlachtbank geführt, von fünf Söhnen meines besten Freundes kamen vier in Spanien um, der fünfte war auch unterwegs, da fiel Napoleon. Unter 8 — 10000 Franken war kein Stellvertreter zu haben. Stieß dem, wie gewöhnlich, etwas zu, ward man doch fortgeschleppt; war jemand nicht aufzufinden, erhielt sein Geburtsort Einquarti=

rung, was viele tausend Franken Kosten verursachte. Dies bestätigend fügte mein Führer hinzu: alle sehnten sich nach Ruhe, alle sagten: im Vergleich mit einem Kriege in Spanien, ist ein Krieg in Deutschland das Himmelreich. Da konnte man doch mit Vertrauen essen, trinken, schlafen. Jeder Spanier dagegen, den wir sahen, war ein Mörder oder dachte daran, es zu seyn. Hunderte von französischen Soldaten, die sich vom Wege entfernten, sind um der vermaledeiten, verwickelten Hosenträger willen wie die Vögel erschossen worden. — So Politik und Betrachtungsweise der Bürger und Landleute; anders ein pariser Advokat von etwa 26 Jahren, der uns von Bordeaux nach Pau begleitete und in den drei Tagen den lebhaftesten Antheil an den Gefechten genommen hatte. Er betrachtete den König als abergläubig und imbecill, die Minister als unfähige nichtsnutzige Leute, und soweit ließ sich alles leicht begreifen. Auffallender war es schon, daß er vom neuen Könige mit größter Geringschätzung sprach; am unerwartetsten endlich, daß er (der für Freiheit und Recht das Leben gewagt) von der Zukunft und neuen Zeit — gar nichts hoffte. Und doch zeigte der Mann Verstand, ja Gefühl; aber der ganze Reichthum und die ganze Nichtigkeit des pariser Lebens hatten so früh diese kalte Reife in ihm erzeugt, und einerseits war als Lebensquell nur das französische point d'honneur übrig geblieben, anderer-

seits die Genußliebe, welche alles auf sich bezieht und nur des nächsten Tages gedenkt. Einen Studenten, welcher erzählte er arbeite täglich zwei Stunden, lachte er aus und versicherte, die Studien zu seinem ersten Examen habe er in acht Tagen gemacht. Um 12 stehe er auf, frühstücke um 1, gehe umher bis 4, mache Toilette bis 5; dann beginne mit dem Diner sein Leben, führe ihn durch mehrere Theater zu Schauspielerinnen und Tänzerinnen, durch mehrere Soireen endlich um 2—3 Uhr ins Bett. Er bestätigte das Lob der Tapferkeit und Mäßigung der Pariser für die beiden ersten Tage, erzählte aber vom dritten: ich habe gesehen daß man Schweizer, die kniend um ihr Leben baten, unter Scherzen umbrachte, daß man fast nackt Ausgezogene und schwer Verwundete spottend auf die Barricaden warf, um diese zu erhöhen. Schrien die Unglücklichen vor Schmerz, wurden sie getödtet. Man sprach aber nie von Tödten und Umbringen, das Wort descendre ward dafür gebraucht. Am Donnerstag aß und trank das Volk in den Tuilerien von den gefundenen Vorräthen; ein possenhafter Maurergesell hatte sich in den königlichen Thron und eine Bischofsmütze auf den Kopf gesetzt. Er rief: mangez, buvez mes bons sujets! So die Erzählung meines Reisegefährten. Er hatte den König, der aus dem Rechte heraustrat, verjagen helfen; sein Versuch, uns aus unsern legitimen Plätzen

zu verdrängen, mißlang dagegen: ich behielt das letzte Wort und den ersten Platz. — Als 1814 die Engländer nach Bordeaux kamen, fraternisirte das Volk mit ihnen und steckte sich weiße Kokarden an, so groß wie ein Teller; man war ultrabourbonidisch. Im nächsten Jahre redete die Herzoginn von Angouleme mit Muth und Nachdruck zu den Soldaten, sie blieben stumm und gaben kein Zeichen, weder des Beifalls noch Mißfallens, während Clauzel mit napoleonischen Soldaten nahte und jene zur Flucht zwang. In S. Sauveur stehen zwei Pyramiden zu Ehren der Herzoginnen von Angouleme und Berry; die erste mit der Inschrift: Je suis contente de ce departement, je vois que c'est un bon pays, sur lequel le roi peut compter, — die an den Präfekten gerichteten Worte der Herzoginn. Ists nöthig, zu der alten Wahrheit von der Wankelmüthigkeit des Volkes neue Beispiele hinzuzufügen? Aber wer hat die Schuld? Woher kommts daß von 100, 99 wider den König sind? als weil sie an dem einfachen Satz festhalten, er habe sein Wort gebrochen, ohne sich in weitläufige und künstliche politische Entwickeluugen einzulassen. Man kann den Franzosen eher falsche Bewunderung als unbegründeten Haß vorwerfen. Sie haben während der Revolution große Gewandtheit und Kühnheit im Stürzen der Regierungen bewiesen; so Ludwig XVI, die Constitutionellen, die Gironde, Dan-

ton, Robespierre, Direktoren, Consuln, Kaiser, König, und nochmals den Kaiser und nochmals einen König. Gebe ihnen der Himmel Ruhe und Geschicklichkeit, nicht mehr zu wechseln, sondern endlich zu erhalten. Ludwigs XIV Eroberungssucht und Bigotterie, Ludwigs XV liederliche Nichtigkeit hatten die Wurzeln des alten Königsbaumes faulen lassen; gern hätte Napoleon seine eiserne neue Pfahlwurzel eingerammt, aber die Ramme giebt keine organische Entwickelung und Eisen wächst nicht. Obs dem Nebenzweige der Orleans gelingen wird, lehrt dereinst die Zeit. Aber kleine Künste genügen nicht, z. B. der Versuch darzuthun sie wären eigentlich keine Bourboniden, die Änderung des Wappens, die Abschaffung des Namens Dauphin u. dgl. Bagatellen. So wie Persönlichkeit allein noch nicht den wahren Herrscher macht, so gehts in Frankreich noch weniger ohne Persönlichkeit. Eigentlich hat Heinrich IV allein verstanden, französisch zu regieren. Ein Prinz und ein König sind zwei verschiedene Dinge; sowie gewisse Leute äußerst tauglich sind mit Kraft zu opponiren, die aber schachmatt werden, sobald sie selbst positiv und praktisch regieren sollen. Auf jeden Fall müssen die Regierenden für die Regierung seyn. —

Siebzigster Brief.

Montpellier, den 8ten Septbr. Mittwochs.

So wie im Leben überhaupt, giebt es auch auf Reisen Zeitabschnitte, wo wenig geschieht, und in dem Maaße als sie länger erscheinen, können sie doch kürzer beschrieben werden. Dies gilt von den letzten acht Tagen, obgleich Du daraus, daß wir schon in Montpellier sind, schließen mußt: Spanien sey zugeschlossen! Davon nachher; jetzt zum ordentlichen Bericht nach der Zeitfolge. Den 2ten Vormittags schrieben wir in Bagnères de Bigorre den Brief, welchen Du jetzt wirst erhalten haben, dann wanderten wir zum Bade. Nie ist mir eins so angenehm gewesen. Das Wasser weich, als lege sich der zarteste Sammt an den Leib, von der willkommensten Temperatur, durch einen Hahn in das marmorne Becken ununterbrochen einströmend, durch eine andere Öffnung in gewisser Höhe abfließend, also immer gleichmäßig warm und rein. Jetzt folgte ein weiter Spaziergang. Oberhalb des an die Berge sich anschließenden Bades finden sich Anlagen, die mit den schönsten Bäumen bewachsen sind und reizende Aussichten über die Stadt und die Umgegend gewähren, daran stößt ein Berg scheinbar geringer Höhe. Kaum aber hatten wir dieselbe erreicht, so stand

ein zweiter ähnlicher Hügel vor uns, und auf diese Weise wurden wir allmälig verlockt, nicht ohne Anstrengung immer weiter und weiter zu steigen, bis wir die wahre Spitze erreichten. Aber jeder Schritt lohnte; denn so wie Anfangs die Stadt und ihre nächste Umgebung sich als Hauptsache darstellte, so wuchs die Übersicht, bis die Kuppen der Pyrenäen nach einer Seite, das Thal von Bagnères nach der zweiten und darüber hinaus die Hügelketten gen Toulouse vor uns lagen. Jede Seite hatte ihre eigenen Reize, das fruchtbare, von Adour mannigfach durchzogene Thal nicht minder als die Richtung gen Campan, wo sich hinter einander fünf Bergrücken in mannigfachen Gestalten und Farben unsern freudigen Blicken darboten. Damit schloß aber auch der Naturgenuß der Pyrenäenreise, und wir werden wohl vergebens auf etwas Ähnliches warten. — Beim Nehmen der Plätze nach Toulouse hatte ich aufs bestimmteste gefragt: ob das Banquette des Wagens nach pariser Weise bedeckt und eingerichtet sey? Die bejahende Antwort des Unternehmers war aber eine Lüge gewesen, und so mußten wir uns den 3ten des Morgens bequemen, auf einem harten Brete unter freiem Himmel zu sitzen. Anfangs ließ uns der Überblick der Gegend nicht zur genauern Betrachtung unserer mißlichen Lage kommen; bald aber verschwand jene, und es fing dergestalt an zu regnen, daß Schirme und Mäntel das vom Himmel und dem

Packleder auf uns einströmende Wasser nicht genügend abhalten konnten. Ich machte hierauf nebst einem dritten, ganz auf ähnliche Weise betrogenen Reisenden solchen Skandal, daß man uns in die Rotonde einpferchte, wo wir zwar trocken, aber so elend saßen, daß wir Gott dankten, als wir endlich den 4ten Vormittags in Toulouse aus der Marterkammer entlassen wurden. — Toulouse ist eine ansehnliche Stadt mit unzähligen kleinen, krummen Straßen. Wenn Rouen noch enger und finsterer erscheint, so steht es schon durch seine Gebäude sehr voran, und die Gegend kann gar nicht verglichen werden. Der Blick in Toulouse auf die Garonne ist unbedeutend, wenn man diesen Strom in Bordeaux gesehen hat, und gegen die Ufer der Seine stehen die der übrigen französischen Ströme, soweit ich sie kenne, weit zurück. — Einige Kirchen in Toulouse, besonders die Kathedrale und S. Sernin dürften für die Geschichte der Baukunst, z. B. über die Verbindung von Pfeilern, Säulen und Bogen wichtig seyn. Individuell möchte ich Einiges nennen, aber nirgends Vollendung und ächte Harmonie der Theile und des Ganzen. — Abends, den 4ten, setzten wir uns ins Interieur des Wagens, und kamen den 5ten gegen Abend in Narbonne an. Bei Tische hatte ich einen langen Streit mit einem französischen Politiker (und solcher Art giebts viele), der da behauptete: der König von Preu-

ßen habe als absoluter König das Recht, jeden seiner Unterthanen nach Willkür aufhängen zu lassen! Welche crasse Begriffe von Recht, Freiheit und Bürgschaften der Freiheit. In diesem platt materiellen Sinne giebts gar kein Recht, keine Freiheit und keine Bürgschaft der Freiheit. Unbedingt ist mein Eigenthum und mein Leben keinen Augenblick lang gesichert, so wenig gegen Menschen als gegen Vieh, Wassersnoth, Feuersbrunst, Erdbeben u. dgl. Aber jenes Unbedingte, dem die bornirten Staats- und Stadtleute nachstreben, wäre ja eben die Sklaverei und der Tod selbst; es wäre ein Vernichten aller geistigen Beziehungen, aller ächten Tugend und Religion. Jede Kraft welche dies versucht, sie sey persönlich oder formell, ist immerdar auf Abwegen und verderblich, das beweisen die Constitutionsfabrikanten und die welche Constitutionen zerschlagen, Napoleon und Herault de Sechelles, die Congregation und die Jakobiner. An sich sind Constitutionen (Bogen Papier) so wenig nothwendige und sichernde Bürgschaften ächter Freiheit, als Personen (Leute, welche die Nase der Länge, den Mund der Quere haben); deßungeachtet ist der, welcher beides (Formen und Personen, Objektives und Subjektives, Gesetz und Individualität) gleichmäßig verwirft, ein ganzer Thor, und wer nur einer Hälfte vertraut, ein halber. Zu den letzten gehören alle diejenigen, welche behaupten: eine absolute Regierung

sey die beste; sie glauben damit etwas für das Königthum gesagt zu haben, aber sie irren sich und vergessen daß ganz auf derselben falschen Stufe der Betrachtungsweise, nur am andern Ende, die unbedingten Vertheidiger der Volkssouveränität stehen. Beide kennen, sehen und vertrauen in letzter Stelle und Analyse nur der Gewalt, und diese hat diesmal gegen die Absolutisten des Königsthums entschieden, sobald sie den heiligen Schild des Rechts von sich geworfen hatten. Das unterscheidet die letzten französischen Ereignisse von den frühern, daß sie sich auf etwas Festes, Anerkanntes, Rechtliches, auf die Verfassungsurkunde bezogen und nicht ohne Compaß und Ziel von etwas Willkürlichem ausgingen oder nach ganz Unbestimmtem strebten. Ähnlicherweise (so verschieden auch vieles Andere seyn mag) bezogen sich die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts auf etwas unantastbar Regelndes, die Bibel; die Jakobiner des 18ten aber nur auf ihr ganz isolirtes, gesetzloses Meinen. — Die Franzosen hatten Recht, ihre Charte zu vertheidigen, und wenn man einwendet: sie ändern dieselbe jetzt selbst, so betreffen diese Änderungen bisher noch nicht die Grundlagen, und nur die Idee des Rechts ist ewig, nicht jedes einzelne Recht in seiner einzelnen Erscheinung. Hat sich doch selbst die katholische Kirche, trotz ganz anderer Grundlagen, in jedem Jahrhundert verschieden gestaltet und entwickelt.

Nicht die unbedingte Unveränderlichkeit der Charte ward, den Ministern gegenüber, behauptet; sondern nur, daß sie dieselbe nicht allein umstürzen dürften. Und darin hatte man dem Buchstaben und dem Geiste nach vollkommen Recht; denn es ist ja eine Absurdität von Recht zu sprechen und das Bilaterale, das Lebenselement desselben, zu verwerfen. Aus den Revolutionen für und durch die bloße Gewalt, sind die Franzosen zu der höhern Stufe der Rechtsbeziehungen angelangt und haben über die Absolutisten der Schule bloßer Gewalt obgesiegt. Sinken sie, siegesübermüthig, in diese Region zurück, so ist es ihre Schuld und die Strafe wird nicht ausbleiben. — Doch läugne ich, sie seyen jetzt mit ihrem Denken und Thun schon auf dem Gipfel des öffentlichen Lebens angekommen. Daß König und Volk zu einem und demselben Daseyn verwachsen, daß freie Gaben und Opfer mehr sind als negative Opposition, und zu dem Schutzpfahl des Rechts die befruchtende Sonne der Liebe hinzukommen könne und müsse, scheint ihnen unglaublich, unmöglich; selbst die wohlgesinnten Doktrinäre möchten Alles mit eigenen Händen aus handfesterem Stoffe zimmern. Vergeblich! — So steht das Daseyn und Leben des Königs und Volks in unserem Vaterlande wesentlich in einer höhern und heiligern Region, und Könige und Bürger fragen (gleichwie Ehegatten, Ältern und Kinder, Geschwister) nicht nach dem Rechte,

wo Liebe und Vertrauen herrscht. Würde aber (was Gott verhüte) unser Volk rebellisch oder einer unserer Könige tyrannisch (oder auch nur verkehrt rückläufig), so würden wir gewahren: daß die Stufe des Rechtselements in unserem Staatsleben noch nicht genügend ausgebildet ist; wir würden (nach jenem Sündenfalle aus dem Paradiese verstoßen) uns nackt und bloß finden und kaum Einer mit Sicherheit wissen, wo die Gränze des Gehorsams oder des Widerstandes sey. Jetzt leben wir in glückseliger Eintracht und suchen so wenig in unserem Staatsrechte nach Gründen und Gesetzen über die Scheidung zwischen König und Volk, als ein glücklicher Ehemann im Landrechte nachsieht, auf welche Weise er sich von seiner Gattinn trennen könne. Ist aber der Skandal einmal da, rettet allein das Recht von der bloßen Gewalt und dient als Compaß, bis sich der Hafen der Liebe wiederum aufthut. —

Montpellier, den 9ten September.

Die vielen Briefe, welche wir hier empfingen, haben uns so große Freude gemacht und geben so viel Stoff zu Antworten, daß ich mich zwingen muß in meinem Berichte um so mehr fortzufahren, da ich schon zu viel Papier mit einem unnützen politischen Excurs verquistet habe. Den 5ten Abends fuhren wir von Narbonne ab und langten den 6ten Vormit-

tags in Perpignan an, entschlossen, in Spanien einzudringen. Die erste unangenehme Nachricht war die, daß unter den jetzigen Verhältnissen erst nach zwei Tagen eine Diligence abgehe, und aus Furcht vor Anfällen Nachts nicht fahre. Diese und verwandte Ursachen erwiesen: zu einem Ausfluge nach Barcelona gehöre das Doppelte der von uns dazu bestimmten Zeit. — Doch war ich (und H— nicht minder) so eifrig den ursprünglichen Plan unverändert und unverkürzt durchzuführen, daß ich jene Gründe unberücksichtigt lassen wollte. Nun aber traten erheblichere hervor, ja es ergab sich eine wahre Unmöglichkeit, in Spanien einzudringen. Nach dem Urtheil aller Verständigen (dem Hr. Lichtenstein als Sachkundiger aufs Bestimmteste beitrat) wäre es die größte Thorheit gewesen, sich in diesem Augenblicke fast unausweichbaren Gefahren auszusetzen. Reisende Engländer kehrten an der Gränze um, selbst in Spanien angesessene Franzosen flüchteten mit Weib und Kind, vertriebene Spanier waren im Begriff gewaltsam einzudringen, Stadt und Land nahm Partei und jeder meinte: wer nur geplündert oder nur eingesperrt werde, könne von Glück sagen! Genug, nach langer, verständiger Überlegung mußten wir den Beschluß fassen, umzukehren und über Narbonne und Beziers hieher zu fahren. — Du wähnst uns schwelgend in den Naturschönheiten des südlichen

Frankreichs; wir haben fast darüber lachen müssen. Ich rede nicht von den Genüssen, die uns zwischen hier und Marseille vielleicht noch bevorstehen; aber der große Strich Landes von S. Gaudens bis Perpignan und von Perpignan bis Montpellier ist im Ganzen ein so kahles, unangenehmes, von Naturschönheiten so entblößtes Land, daß es eine Narrheit wäre danach nur 10 Meilen weit zu reisen. Die Fabelhansen von Reisebeschreibern stoßen aber, um ihr Geld nicht umsonst ausgegeben zu haben, alle in dieselbe Trompete und eilen hieher, Seine, Loire und Pyrenäen thöricht vorbeigehend. Die Berge oder vielmehr Hügelrücken sind ohne alle pittoreske Form, weder schön, noch erhaben, noch reizend, noch fruchtbar. Das Land ist zum Theil ganz wüst, das Übrige mit Wein und Ölbäumen besetzt. Wären die letzten nur wie in der Villa des Hadrian zu Tivoli; aber es sind kleine, knurzliche, vermickerte Bäume! Wäre der Wein nur wie in der Lombardei in Gehängen von Baum zu Baum gezogen, oder wie am Arno durch zierlich ausgeschneitelte Zweige geführt und wieder zur Erde hinabgesenkt, oder wie in Neapel hoch in die Ulmen hinaufgerankt. Hier ist er kurz und wirrig an der Erde hingezettelt, was den besten Wein geben mag, aber sehr schlecht aussieht. Unser grauer Thiergarten ist grasgrün, im Vergleich mit diesem grau, und der berliner Staub nichts gegen den hie=

sigen. Regen kann diesen löschen, aber keine Jahreszeit kann die Berge, Bäume u. s. w. umformen. Städte (berühmten Namens), wie Castelnaudari, Carcassonne, Perpignan, Narbonne u. a. sind solcher Art, daß man aus einer Stadt Nordfrankreichs deren viele schneiden könnte. Überall erweiset sich: das südliche Frankreich werde in Hinsicht auf Natur und Menschen zu hoch, das nördliche verhältnißmäßig zu gering angeschlagen. Narbonne machte auf mich den Eindruck einer verwünschten Stadt in den Wüsten Asiens, und von Perpignans Schönheit hat H. schon ein anschauliches Bild gegeben, auf dessen umständlichere Beschreibungen ich überall verweise. —

Montpellier, den 10ten September.

Diese Stadt und ihre Umgebung steht dem, was wir bisher in Südfrankreich sahen, ohne Zweifel weit voran, Nordfrankreich behauptet aber wieder seinen Vorzug in literärischer Beziehung. Ich bringe einen Empfehlungsbrief von Rudolphi an den Bibliothekar L.; sein Stief- oder Schwiegersohn empfängt ihn während der Abwesenheit desselben als zweiter Bibliothekar, und das Resultat des langen Hin- und Herredens war: Die Bibliothek ist geschlossen, niemand da der sie öffnen kann oder will, ins Haus wird keine Handschrift gegeben, Caution nicht angenommen und der Vorschlag, einen Unterbeamten der Bibliothek für

die Aufsicht zu bezahlen, nicht angenommen. Diesem erbaulichen Bescheide gemäß reisen wir heut weiter: wäre man in Paris so pedantisch und ungefällig gewesen, ich hätte gleich wieder nach Berlin fahren können. Derselbe Bibliothekar versicherte: man leihe **nie** Bücher an Studenten, weil sie dieselben stehlen würden; eine Universität von vier Fakultäten tauge nichts, weil so viel Studenten an einem Orte versammelt, die Regierung umstürzen würden, wie Paris zeige — und was des dummen Zeuges mehr war. — Desto gefälliger zeigte sich L—ns Bruder, ein ächter praktischer Mann im großen Style. Er führte uns in den botanischen Garten und die Universität. Beides ist kleinlich im Vergleich mit unsern Anstalten, und es zeigt sich alter Schlendrian neben einzeln hingestellten genialen Männern. Unter dem vorigen Ministerium sind einige der besten, ihrer politischen Meinungen halber, abgesetzt oder verscheucht worden! Überall stehen die Protestanten an der Spitze von Schulen, Hülfsanstalten u. dgl., wobei sich Hr. L. die größten Verdienste erwirbt. Ein Museum von Gemälden, Büchern und andern Kunstwerken, welches durch einen Hrn. Fabre an die Stadt gekommen ist, und dem die Sammlung Albani's und die Bibliothek Alfieri's zu Grunde liegt, dürfte leicht das reichste in einer französischen Provinzialstadt seyn. Von der Esplanade hat man eine weite, eigenthümliche Aussicht;

noch reicher ist die vom sogenannten Peru, wo Einige das Meer, die Pyrenäen und den Jura zu sehen behaupten. Dergleichen zweifelhafte Pünktchen machen keine Gegend schön und malerisch, und wenn die in Rede stehende auch noch von andern übertroffen wird, verdient sie doch sehr rühmliche Erwähnung. Für Hagen Folgendes: Peru ist ursprünglich Peiru (pierre, Stein). Diese wahre Bedeutung vergessend erklären jetzt die Leute Peru, weil man wie in Peru eine weite Aussicht habe. Peru aber ist gar kein amerikanischer Landesname, sondern heißt, wie L. sagt: wir fischen. Mit mancher Etymologie und Sprachvergleichung mag es nicht besser stehen. —

Einundsiebzigster Brief.

Marseille, den 14ten Sept. 1830. Dienstags.

So wären wir denn an dem Wendepunkte unserer Reise angelangt, von wo aus wir nicht mehr von Westen nach Osten, sondern von Süden nach Norden gerade der Heimath entgegen reisen. Dieses Gefühl, täglich geliebten Menschen näher zu kommen, erhöht die Genüsse jedes Augenblicks; auch kann ja nur der wahrhaft reisen und das Fremde sehen, der

eine Heimath hat und alle Gegensätze und alles Bewegliche, was ihm erscheint, mit einem beharrlichen Maaße mißt und auf etwas Bestimmtes bezieht. Wem das Fremde ganz fehlt, der hat nie die Heimath vollkommen, erkennt sie nie ganz; und wer umgekehrt keine Heimath besitzt, der rechnet mit lauter unbenannten Zahlen und weiß nie, was er wahrhaft besitzt und was ihm fehlt. — Die Aussicht, euch bald zu sprechen, könnte mich aber schreibefaul machen. Dazu kömmt, daß keine großen Revolutionen zu berichten sind und die Zeit bei unserem raschen Vorrücken äußerst beschränkt ist. — Wir haben nun das ganze südliche Frankreich durchstrichen, und ich muß bestätigen, was uns ein Franzose zu unserer Verwunderung am Eingange sagte: „Sie werden ein häßliches, langweiliges Land sehen.“ Es ist im Ganzen als Land ohne Zweifel kahl, unfruchtbar, farb- und formlos; es ist thöricht, es auch nur von Weitem mit der Schweiz, Tyrol, Italien zu vergleichen, ja Franken, Schwaben, der Rhein sind dagegen wahre Paradiese. Ich bemerkte schon: das Verweisen auf eine andere Jahreszeit sey ungenügend, denn g a n z kahle Berge sind Jahr aus Jahr ein kahl, Ölbäume und Weinstöcke ändern Farbe und Gestalt nicht, und dürftiges Heide- oder Steinland bleibt immerdar unbebaut und unfruchtbar. Erst allmälig ward mir recht klar, welch ein großer Mangel der Mangel

aller Farbe sey, und dieser ist auch auf alle kleinern Orte und Städte übergegangen: Häuser, Thüren, Dächer, Läden, Jalousien u. s. w. zeigen nur dasselbe, wenig veränderte Grau. Wäre auch alles Übrige vollkommen, so verhielte sich Südfrankreich zu den genannten schönen Ländern doch nur wie eine graue Zeichnung, zu einem glänzenden Gemälde. Endlich ist es eben so gewiß vom Übel, wenn ein Land Monate lang verbrennt, als wenn es verschneit. Ich habe zeither in Frankreich nur ein schönes Land gesehen, die Normandie; die Loire bietet bloß ein Flußthal, und vor den Pyrenäen liegt nicht Schwaben oder die Lombardei, sondern sie laufen schon bei Pau in ganz unfruchtbares Vorland aus. Die Dauphiné wird hoffentlich ein Gegenstück zur Normandie seyn. Das strenge, aber wahrhafte Zeugniß, welches ich so eben ablegte, soll mich nicht hindern einzelnen Punkten, wie Montpellier, Nismes, Avignon und Marseille, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Also zurück zu den Tagsberichten. Wäre in Montpellier der Wirth im Hotel du midi kein besserer Versorger unseres Leibes als der Bibliothekar ein Versorger unseres Geistes gewesen, wir hätten verschmachten müssen. Die ganze Bibliothek, einschließlich des Bibliothekars und der Königinn Christine, sind nicht werth daß man ihretwegen von der höchst preiswürdigen Wirthstafel aufsteht. Findet ihr diesen leiblichen Götzendienst ver-

dammlich, so will ich zur Entschuldigung des sektenstiftenden Wirths Folgendes hinzusetzen. Ein sehr reicher Engländer erkrankt tödtlich in Montpellier und sendet seinem Arzte nach der Herstellung 4000 Franken. Dieser will höchstens die Hälfte nehmen, und fügt endlich hinzu: nicht er, sondern vielmehr die unermüdliche Sorgfalt und Aufopferung des Kammerdieners habe den Kranken errettet. Dieser läßt hierauf dem Arzt die 4000 Franken und giebt dem Kammerdiener 40,000 zum Ankaufe des Hotel du midi. —

Auf langweiligem Wege langten wir den 10ten gegen Abend in Nismes an, eine prachtvolle Stadt im Vergleich mit Perpignan und Narbonne. Doch weisen die Denkmale aus römischer Zeit auf einen noch viel größern Umfang und größern Reichthum hin. Die Überreste des Tempels der Diana werden den Alterthumskenner, der Tempel (maison quarrée genannt) jeden Freund der Schönheit und Eleganz anziehen. Der Tourmagne haben wir noch größere und vollendetere Bauwerke dieser Art entgegen zu stellen; aber die Überreste der Arena (sie schließt sich als die dritte würdig der römischen und veronesischen an) zeigen wieder recht deutlich die Kleinlichkeit und Verkehrtheit unserer Nachtlampenguckkasten, die wir Schauspielhäuser nennen. Das ergab sich denn auch, als wir Abends Le tableau parlant von Gretry sahen. Die Musik wohlbedacht, aber ohne Genie, das Stück

leer und ohne Handlung, die Weiber unsinnig aufgetakelt, das Spiel schlecht, das Haus großentheils leer. — Dies vielleicht in Folge der stattgefundenen Unruhen. Auf die Nachricht von den pariser Ereignissen haben die Freunde der gestürzten Partei gewünscht in Nismes, Avignon, Marseille und Toulon, zum Theil mit den Schätzen aus Algier, eine Gegenrevolution zu versuchen. Durch das entschiedene Auftreten der Nationalgarde sind in den genannten Städten alle Aufstände unmöglich gemacht worden, und nur in Nismes kam es (so erzählt man mir) durch den Fanatismus des katholischen Pöbels zum Blutvergießen. Dieser Pöbel, von nichtsnutzigen Priestern aufgehetzt, meint: nur durch Ausrottung der Protestanten könne Ruhe und Einigkeit im Lande hergestellt werden, und gern hätte er die Scenen von 1814 wiederholt, wo die Regierung die schändlichsten Ermordungen der Protestanten zwar wohl nicht anordnete, aber doch duldete und gewiß nicht angemessen bestrafte. Auf Wiederholung solcher Scenen war es diesmal abgesehen, aber 4 bis 6000 Einwohner der Umgegend zogen den Bedrohten zur Hülfe, und von Lyon holte man Soldaten auf Dampfschiffen herbei. Seitdem ist die Ruhe hergestellt und jenen Protestanten öffentlich und amtlich das größte Lob ertheilt worden, während ich früher einen Brief vorlesen hörte, worin es hieß: sie liegen

wie Wölfe vor den Thoren, um in den Stall unschuldiger Lämmer einzubrechen. Es ist ein großes Glück, daß dieser Versuch einen Bürgerkrieg anzuzetteln, ganz mißlang; er würde nur Elend herbeigeführt, im Wesentlichen aber nichts geändert haben. — Den 11ten gegen Mittag wanderten wir zu Fuß durch unbedeutende Gegenden zum Pont du Gard: ein römisches Riesenwerk, dem in seiner Art kein italienisches voransteht. Drei Reihen Bogen kühn übereinandergestellt (der weiteste denen in der Peterskirche und dem Friedenstempel gleich) verbinden zwei Bergrücken und leiteten Wasser über das Flußthal des Gard hinüber. Solche Werke, für die Ewigkeit, oder doch für Jahrhunderte gegründet, geben Zeugniß für die Kraft des Willens und die Geschicklichkeit der Ausführung. Andererseits: wo war die Stadt, die (wie wohl Rom mit seiner Million Menschen) ein solches Werk erforderte, erklärte, rechtfertigte? Zwang etwa ein Statthalter, das Thal mit Riesenschritten überschreitend, die jetzt verschwundene Nymphe des Bachs ihm bloß in sein Schloß zu folgen, und opferte er Zeit, Geld und Kräfte des Volks seinen Launen oder Begierden? Neben aller gerechten Bewunderung kann ich mir beim Anblick solcher Werke des Gedankens nicht erwehren, eine strenge Oligarchie weniger Hochgestellter habe damals die Welt beherrscht. Gewiß ist allmälig die wahre Freiheit größer und allgemeiner geworden, es ist

sehr verkehrt die alte Welt in dieser Beziehung als Muster und Vorbild darzustellen. — Ein Knabe, der uns begleitete, wußte viel von seiner Familie und den umliegenden Dörfern zu erzählen. Einem Dichter, der ein Spottlied auf die Weiber eines benachbarten Dorfs nach altprovenzalischer Weise gefertigt und gesungen hatte, waren die Beleidigten mit Scheren zu Leibe gegangen und hatten ihn arg mißhandelt. — Um Mitternacht holte uns der Wagen aus la Fou ab und der Condukteur wollte mit Gewalt, ich sollte eine große Strecke zu Fuße gehen, weil im Coupé beim Fahren durch das Flußbette des Gard Gefahr eintrete. Da ich aber erhitzt war, und der Warnende sich selbst gelassen ins Coupé setzte, ließ ich mich nicht verblüffen und beharrte auf meinem Entschlusse. — Avignon hat ohne Zweifel die schönste Lage unter den Städten des südlichen Frankreichs. Die Rhone belebt das Thal, es zeigen sich Bäume, Gärten und Wiesen, die Berge (obgleich zum Theil auch unfruchtbar) sind mannigfaltig geformt und von Villeneuve, so wie von den Anhöhen bei der alten päpstlichen Burg, hat man reiche und reizende Aussichten. Etwa auf eine Meile weit gen Aix ist das Land fruchtbar und sehr anmuthig; sobald man aber die Durance überschritten hat, kehren die gerügten Mängel zurück; ja einige Theile des Weges zwischen Aix und Marseille kann man eine wahre Wüstenei nennen. —

Das päpstliche Schloß, obgleich hier auf Felsen gegründet und fest und großartig gebaut, ist in eine Kaserne verwandelt, woran ich schon mißbilligende Bemerkungen anzureihen geneigt war, als mir jemand sagte: Herr, sonst wuchs Gras in den Straßen von Avignon, es gab nur Priester und Bettler! Die Stellen, wo man sich beim Anfange der Revolution gräulicherweise abgeschlachtet hatte, mochte ich nicht sehen; ich trage schon schwer genug an derlei Erinnerungen aus Frankreich. An dem Palaste der Gensd'armerie, dem päpstlichen Schlosse gegenüber, hatte man die Lilien fast ganz, und die königliche Krone zum Theil ausgekratzt.

Der erste Blick auf Marseille von den Anhöhen hinab ist schön: links und rechts mehr als ein Halbkreis von Bergen, die Stadt in die Ebene dazwischen gebaut und mit Gärten und Landhäusern eingefaßt, rechts das Meer und im Meere drei Inseln. Weil aber äußerlich so manches an Neapel erinnert, wird man fast zu Vergleichungen gezwungen, die sehr zum Nachtheil von Marseille ausfallen, wenn man auch nicht so streng seyn will wie Göthe bei der Zusammenstellung von Bajä und Venedig. Die Berge und Inseln sind kahles, abschreckendes Gestein, und nach If würde Tiber wohl seine Gegner verwiesen, nicht aber selbst wie in Capri seinen Sitz aufgeschlagen haben. Doch freuten wir uns des gefüllten Hafens

den wir aus unserem Fenster übersehen, und der lebendigen, thätigen Stadt mit Straßen, die im Ganzen breiter und gerader sind als die pariser. Zwischen Bordeaux und Marseille schwankt das Urtheil über Vorzüge und Nachtheile, und wenn ich diese Erörterung weglasse und vieles Andere kaum andeute, so ist der Mistral (vento maestral) mit seiner schneidenden Kälte daran Schuld, der mich heut unangenehmer Weise zu Stubenarrest verurtheilt hat, obgleich ich hoffe, nicht (wie F. A. Wolf) ganz hierbleiben zu müssen. —

Mittwoch, den 15ten.

Hr. Roulet, der äußerst gefällige Consul, erzählt mir: ein furchtbarer Windstoß des Mistral habe Wolfen an seiner Seite fast zu Boden geworfen, so daß er ihn stützen und nach Hause führen mußte. Gleich nachher legte er sich und stand nicht wieder vom Krankenlager auf. Solch ein Tod in der Fremde hat etwas sehr Trübes; ich stimme für Bewußtseyn und tröstlichen Abschied; ich machte den Anfang in Paris, aber der arme S. ist am meisten zu beklagen.

Dies führt mich auf eure Briefe. Vor Allem hat mich der Enthusiasmus am Geburtstage des guten Königs gefreut. Wir können Gott nicht genug danken, daß er uns einen solchen gegeben hat, und daß wir unsere Größe nicht im Hassen und Wegjagen, sondern in Liebe und Treue suchen und setzen.

Was Häring darüber hat drucken lassen, ist gut gedacht, gefühlt und geschrieben.

Gestern las ich seit einem Monate zum ersten Male die Tagesblätter aus Paris von allen Farben, aber eben nur von einem Tage. So fehlte mir der Faden für Manches und es kam mir eher vor, als sey ich beim babylonischen Thurmbau, denn beim Pfingstfeste der Ausgießung des heiligen Geistes angelangt. Auf jeden Fall haben Kammern und Minister nicht verstanden, die Gemüther mit sich fortzureißen und wahrhaft zu herrschen. So dürfte oben die Gewalt eben so leicht in andere Hände kommen, als man sie abwärts in andere Hände gelegt hat. Gewiß waren unter den Präfekten, Maires u. s. w. Unfähige und Böswillige, gewiß aber hätte man auch manchen erhalten und erziehen können. Wenigstens höre ich über mehrere neue Besetzungen laut klagen. G. hat seit seinem Ministerium fast nichts gethan als abgesetzt und eingesetzt, und sich entschuldigt daß er z. B. von dreiundachtzig Präfekten nur sechsundsiebzig fortschickte, und so gehts hinab bis zu den geringsten Beamten! Er vergißt, daß neben einem Angestellten jedesmal fünf bis sechs Zurückgewiesene stehen, und die Abgesetzten eine starke Partei Mißvergnügter bilden werden. Nicht derjenige ist der beste Wagenlenker, der wilde Pferde einsperrt oder fortschickt, sondern der sie zu bändigen und mit ihnen zu fahren weiß. Willige

kann jeder beherrschen. Auch frage ich: ob in Frankreich so viel wahrhaft taugliche Staatsbeamten sind, daß man für alle Stellen leicht zwei Personen findet, ohne mit schlechten Doubluren zu spielen? Ich fürchte, daß nicht bloß Unfähige und Widerspenstige eben als solche entfernt sind, sondern daß neben geringhaltigeren Ursachen auch der abstrakte Satz mitgewirkt hat (den ich von den Doktrinairs oft genug aussprechen hörte): jede Ministerialveränderung müsse dergleichen Folgen haben, um Einheit in die Verwaltung zu bringen und sie möglich zu machen. Das klingt vornehm, führt aber abwärts bis zu der Behauptung in Nismes: man müsse die Katholiken oder die Protestanten fortjagen. Das wahre Herrschen ist etwas weit Verwickelteres, Lebendigeres, Organisches, und die Veränderungen am Haupte führen wenigstens bei uns nicht zu Amputationen an allen übrigen Gliedern. — Hr. Jauffret, an den ich von Reinaud empfohlen war, hat mich hier auf der Bibliothek mit größter Gefälligkeit aufgenommen. Unter den Büchern sind die ältesten marseiller Drucke (erst von 1595) merkwürdig, und die Münzsammlung nicht ohne Interesse. Desto unbedeutender schien die Gemäldeausstellung. Von dem ganz leeren und mittelmäßigen Theater, in welches wir uns gestern verlocken ließen, mag H. berichten. Nur große Talente können zum Theater hinziehen, das Mittelmäßige wird bald un=

erträglich. So gern ich auch Dichtern und Künstlern ihr verdientes Lob ertheile, hoffe ich doch, daß der ungemäßigte Beifall, den R—s. von unserer Freundinn gesprochene Rede erhielt, wesentlich auch dem Könige galt. Für Charles X wären Gedanken und Gefühle ausgeblieben.

Aix, Donnerstags den 16ten.

Gestern gegen Abend langten wir hier an, fanden aber zwei Gelehrte an die ich Briefe hatte, nicht in der Stadt und suchen heut vielleicht zwei andere vergeblich auf. Jeden Falls fahren wir morgen früh sechs Uhr ab nach Grenoble. Den trockenen Wasserfall von Vauclüse haben wir zwar nicht gesehen, dafür aber bessere. Überdies giebts poetischen wie kirchlichen Aberglauben, und die weichliche Lauerpoesie ist nicht meine Leidenschaft. Dante's Beatrice, die ihn durch Himmel und Hölle führt, ist doch eine andere Person als Laura, die immer im Wochenbette liegt; und jene hat mehr Leben, Hand und Fuß, als diese mit allen Händen und Füßen ihrer Kinder. Das sage ich Alles weil ich mich nicht damit breit machen kann, in Vauclüse gewesen zu seyn. — Hiebei fällt mir ein, daß ich noch gar nichts vom schönen Geschlechte berichtete: — eben weil ich es nirgends schön fand. Nur in Bordeaux gab der Turban etwas Eigenthümliches und die schwarzen Augen sind recht ei=

gentlich pikant. Anderwärts, insbesondere in Marseille sah ich nichts Schönes. Paris, wo für breite und schmale Wege so viel Mädchen einwandern, zeigt sich am vortheilhaftesten; aber sie sind eben keine Pariserinnen, sondern großentheils eine ausgewanderte leibliche Elite der Provinzen. Im Ganzen sind die Franzosen kein schönes Volk: Italiener, Engländer und Deutsche stehen voran; Allen aber, laut dem Zeugniß eines aus Morea rückkehrenden Franzosen, die Griechen. Sonst schalt er diese als ein nichtsnutziges Volk, das nichts wisse und wolle, als stehlen und rauben. Auch auf die Spanier war er nicht gut zu sprechen. Ein aus Spanien ausgewanderter liberaler Priester hatte ihm gesagt: gern wolle er am vierten Tage umkommen, wenn er nur drei Tage lang seine Feinde vorher umbringen dürfe. Ein schöner Liberalismus eines Geistlichen! —

Zweiundsiebzigster Brief.

Lyon, den 22sten September 30.

Endlich finde ich Ruhe und Muße (obgleich zum Theil aufgezwungene), um über unsere Abenteuer zu berichten. Ich folge indeß der geschichtlichen Zeitrechnung und verschmähe mich episch in medias res zu

versetzen, um größere Wirkung hervorzubringen. Drei Männer, für welche ich Briefe hatte, der Abt Castellan, der Bibliothekar Diouloufet und der Professor Jauffret waren nicht in Aix, sondern auf dem Lande. Endlich fand ich den Unterbibliothekar Rouard, an welchen mich Schönberg empfahl, der Däne, den wir in Neapel kennen lernten, und den ich in Montpellier, aus Algier zurückkehrend, wiederfand. Hr. Rouard (der gleiche Reden wie der Cerberus in Montpellier hätte führen können) war äußerst gefällig, und es lag nicht an ihm, sondern an meiner nothwendigen Eil, daß ich aus den Handschriften der Bibliothek nicht mehr mitnahm. Doch ergriff ich glücklicherweise Briefe der Königinn Maria Stuart, meines Wissens ungedruckt, mir wenigstens unbekannt. Während ich las, schrieb H., und so habe ich einige interessante Züge über ihre Lebensweise während der Gefangenschaft u. s. w. erbeutet, die sich meinen pariser Auszügen lehrreich anschließen. Von der Bibliothek führte uns Hr. Rouard in die Kunstsammlung des Hr. Sallier: einige gute Gemälde und Alterthümer, verhältnißmäßig reich an ägyptischen Sachen, sehr reich überhaupt für einen Privatmann. Ausgezeichnet schön ein antiker Jupiter, etwa ein und einen halben Fuß hoch. — Wir aßen nach der Karte bei Hrn. Coste, auf römische Weise, das heißt ohne Tischtuch, wanderten durch Staub und Asche um die Stadt, gingen früh zu

Bett, und fuhren den 17ten Morgens durch Wüsten gen Gap. Ich sage durch Wüsten; denn von zwei Reisegefährten bezeugte der eine, aus Ägypten und Syrien zurückkehrende Italiener, so sähen jene Länder aus; und der zweite, der eben aus Algier ankam, versicherte: die afrikanische Küste sey dagegen grün und anmuthig. Ich wenigstens habe dergleichen widerwärtige, unordentliche, erstorbene Ufer nie gesehen, als die der Dürance und Mirebeau, wo man auf einer Fähre übersetzt, sollte Mirelaid heißen. Schattenreiche Bäume (daran war ich gewohnt) und grünes Gras giebts nun einmal nicht im südlichen Frankreich; aber hier, am frischen Wasser, auch nicht einen Grashalm zu finden, erwies daß dies belebende Element ohne Kraft bleibt, wenn der Boden ganz todt ist. In Manosque aßen wir Mittagsbrot, und kamen mit Einbruch der Nacht in Pernys an, wo H. und einige Andere abstiegen, um einen Berg hinanzugehen. Ich blieb mit dem Officier aus Algier im Coupé sitzen, welches wir seit Toulouse immer gewählt haben. Plötzlich werde ich aus dem Schlafe durch das entsetzlichste Geschrei aufgeschreckt, das ich je gehört habe. Ein Landmann berichtet: so eben sey sein Bruder, ein Hirt, wenige hundert Schritte hinter dem Wagen von Räubern angefallen und ermordet worden. Ich frage nach H. und erhalte vom Condukteur die Antwort: er sey mit dem Italiener

voraus gegangen. Schnell fahrend würden wir sie bald einholen. Aber wir fahren und fahren, ich sehe mir bald die Augen aus; vergeblich. Ich behaupte immer heftiger, jene wären zurückgeblieben, es sey unmöglich daß sie so schnell und so weit hätten gehen können. Man vertröstet mich aufs nächste Dorf: niemand ist da, keiner zweifelt mehr daß ich leider Recht hätte. Pferde oder Maulthiere sind nicht zu bekommen, doch verspricht mir ein Mann wo möglich eins aufzutreiben und nachzusenden. Ich, begleitet von einem theilnehmenden Reisegefährten, eile mehr als im Geschwindschritt zurück; aber Gehen, Rufen, Schreien bleibt vergebens, erst nach einer in Todesangst verbrachten Stunde finden wir die Vermißten! Unbegreiflicher Weise hatten beide ohne zu fragen oder ein Wort zu sagen, sich vom Hauptwege entfernt, um über die Berge einen Richtweg aufzusuchen. Sie hatten gerufen um Wegweiser zu finden, ein Hirt hatte geantwortet, und der hasenfüßige Lumpenkerl legte dies dreifache Geschrei so aus, daß er die Mordgeschichte selbst glaubte und davon lief, statt seinem Bruder beizustehen. Die größte Angst war vorüber, unsere Lage aber dennoch sehr mißlich. Die Dunkelheit der Nacht wuchs durch heranziehende Wolken mit jedem Augenblick; Blitz, Donner, Regen, für vier Personen nur ein Regenschirm und im nächsten Dorfe kein Wagen mehr zu finden. Es blieb keine Wahl, wir mußten

uns entschließen bis zu dem, eine starke Meile entfernten Sisteron zu gehen. Nach dem mühseligsten Marsche glaubten wir Mauern und Häuser zu erkennen, konnten aber lange das zur Seite des großen Weges liegende Thor nicht finden. Endlich betraten wir die stockfinstere Stadt und schrien so lange bis ein Mann ans Fenster trat und uns anwies, immer links zu gehen. Wir gehorchten, ich voraus; als ich aber auf einen Haufen Chausseesteine fiel, ergab sich handgreiflich daß wir wieder zur Stadt hinaus gerathen waren. Umkehrend glaubten wir im Festungsgraben zu seyn, und als mir ein Wasserstrom auf den Kopf traf, wußte ich anfangs nicht obs ein Rinnstein oder reineres Wasser sey. Also ward da capo und fortissimo geschrien, und einige dadurch aufgeweckte Weiber (es war gegen drei Uhr) gaben etwas deutlichere Anweisungen. Nachdem ich noch einmal über eine Thürbank gefallen war, erblickten wir endlich unsere Diligence. An Warten oder Umziehen war nicht zu denken, H. kroch in seinen Mantel, ich in meinen Pelz; vorwärts. Mit Anbruch des Tages kamen wir nach Rourebeau. Aus dem Wagen steigend fiel der Italiener in Ohnmacht und in heftige Krämpfe. Gleiches für H. fürchtend, erneute sich meine Angst; er aber blieb wohl, der Italiener erholte sich und wir erreichten endlich Gap, wo wir uns durch Essen stärkten und diesmal sehr froh waren,

daß der Aufenthalt der Diligence uns erlaubte einige Stunden zu schlafen. Wir erwachten unter einem gewaltigen Ungewitter und fuhren mit Einbruch der Nacht die Berge hinan. Etwa bis Mitternacht gings, dann meldete der Führer: der Regen habe so große Steine auf den Weg hinabgestürzt, daß wir alle aussteigen und den Weg zu Fuße suchen müßten. Rechts hohe Berge, links tiefe Abgründe. Im ärgsten Regen, durch tiefes Wasser, umhertappend, watend, bis endlich der Weg wieder fahrbar erschien. Naß in den Wagen, einen Sack um die Füße gewickelt, ohne Rast gen Grenoble. H. hat nach all diesen Strapatzen nur einen augenblicklichen Anfall von Kolik gehabt; mir waren, besonders in Folge der Angst, die Nerven so angegriffen, daß ich im Wagen kaum ausdauern oder ein Glied still halten konnte. Drauf ist mir die rechte Backe geschwollen, doch hoffe ich, Übel und Schmerz sollen bald Abschied nehmen. — Das wäre also die Schattenseite unserer Reise, wozu leider noch kömmt daß es gestern und heut so ungeheuer regnet, daß man kaum die Stube verlassen kann. — Jetzt zur Lichtseite der Reise. — Während all der Noth und Angst, waren wir glücklicherweise aus der langweiligen Provence heraus, in ein besseres Land gekommen; selbst die Durance und anderes Wüste nahm mehr den Charakter, ich möchte sagen, des Selbständigen und Eigenwilligen an, es erschien nicht

mehr als bloße Folge der Ohnmacht und Kraftlosigkeit. Bald ward die Gegend fruchtbarer, der Anbau mannigfaltiger, der Weinstock stand vom Boden auf, Nußbäume, groß und reichbelaubt, ersetzten die knurzlichen, vermickerten Ölbäume, und selbst die Menschen, Männer und Frauen, bekamen ein besseres Ansehen. Obgleich Regen und Nebel uns das Nahe trübten und das Entfernte verdeckten, hatten wir doch die größte Freude an dem schönen Thal von Vizille und den Seen, welche, die Schweiz vorbildend, sich zwischen den Bergen zeigten. Endlich Grenoble. Diese eine Stadt mit ihren nächsten Umgebungen ist anmuthiger, mannigfaltiger, schöner, erhabener als alles zusammengenommen, was wir in Südfrankreich von Toulouse und Perpignan bis Aix sahen. Avignon, das ich lobte, verschwindet dagegen. Es fehlt auch gar nichts, was man zur vollkommenen Schönheit einer Gegend rechnen oder fordern könnte. Stadt und Land, Ebene, Hügel und Berge, Landbau und Gartenbau, wildes Gebüsch und große gepflanzte Baumgänge, das Alles durchzogen von Bächen und Flüssen. Aus einem Thal strömt der Drac gerade herzu, aus dem zweiten, sich vielfach hin- und her windend, die Isere; beide vereinigen sich unterhalb Grenoble, durch das dritte Thal weiter eilend. Diese drei Thäler übersieht man von der auf hohem Berge liegenden Citadelle, zu welcher ein Schlangenweg hinaufführt;

jeder Schritt gewährt einen neuen trefflichen Anblick. Zu den Füßen liegt auf linkem Ufer der Isere die Stadt; drüber hinaus sieht man große Alleen von schönen Nußbäumen und Platanen, mit denen die Hauptstraßen, so wie ringsum die Stadt selbst, bepflanzt sind. Das weite Thal zerfällt in unzählige grün eingefaßte Gärten von der mannigfachsten Gestalt; zwischendurch auch Felder und Weinhügel. Jede Handvoll Erde ist benutzt, jeder Berg mit hellerem oder dunklerem Grün bedeckt, und so steigen vier bis fünf Reihen von Hügeln hintereinander aufwärts, bis die letzten Berge mit ihren Schneegipfeln in weitem Kreise alle überragen. Wir haben in Frankreich nichts Ähnliches gesehen: denn die Pyrenäen zeigen nur Abhänge des großen Bergrückens, jedesmal ein hoch eingefaßtes Thal; hier dagegen Erscheinungen und Reichthum eines Berglandes. Wenige Gegenden in der Schweiz, Italien oder Deutschland können Grenoble gleichgestellt werden, und gern hätten wir länger verweilt und Ausflüge gemacht, wäre das böse Regenwetter nicht von Neuem eingetreten.

Lyon, Donnerstags den 23sten.

Am Tage unserer Ankunft in Grenoble schwuren die Linientruppen und die Nationalgarden, gaben sich wechselseitig ein Fest und marschirten, zum Zeichen der größten Einigkeit, bunt durcheinander, gleichviel

ob mit, oder ohne Uniformen. Der schroffe Gegensatz von Heer und Volk ist gewiß ein falscher, und kann und soll aufhören. Wenn die Franzosen ihr regelmäßiges Heer, geldersparend vermindern, bleibt ihnen dennoch durch die mit größtem Eifer in jedem Orte eingeübte Nationalgarde ein sechsmal so starkes schlagfertiges übrig. Ich wiederhole: seit Polignac's Sturz ist Frankreich unendlich viel mächtiger geworden. Möge die Macht weder im Innern noch nach außen mißbraucht werden. — Den 20sten früh wanderten wir erst in dem schönen Thal der Isere gen Chambery aufwärts, dann zum Schlosse. Mittags fuhren wir ab nach Lyon, durch wechselnde immerdar schöne Gegenden. Insbesondere übersahen wir, eine bedeutende Anhöhe hinansteigend, noch einmal das reiche, prachtvolle, herrlich eingefaßte Thal. Nun folgte eine regnige Nacht, und ein Bauermädchen war die erste, welche der Condukteur in unser Coupé einschob. Sie kam weither von Verwandten und roch nach Gras und Nußblättern, auf denen sie oft ausgeruht hatte. Nach meiner Weise fragte ich sie vielfach aus, und erfuhr unter anderem zu meiner Verwunderung, daß man in ihrem Dorfe nie tanze. Dem Bauermädchen folgte eine recht hübsche Frau. Sie roch etwas nach einer Fabrikstube, und das Examen ergab daß sie und ihr Mann in Lyon achtzehn Mädchen in Arbeit und Kost hätten, welche nichts als

Krepp fertigten. Jede verdinge sich gewöhnlich auf drei Jahre, und werde dann auf gewisse Weise als ouvrière losgesprochen. Der Fabrikherrinn folgte ein Mann, der Äpfel aß wie ein Schwein, nach Branntwein und Knoblauch stank und sich so breit machte, daß wir ihn in seine Gränzen zurückweisen mußten. In Lyon ordneten wir zuerst das Nöthige für unsere weitere Reise, und suchten dann den (laut unseres Guide) vortrefflichen Restaurateur Hrn. Piot, place de charité. Wir wurden lange hin und her gewiesen, suchten und suchten, und fanden ihn endlich — in unserem eigenen Hotel de Provence! Gestern besahen wir zuerst die Kathedrale, ein merkwürdiges Gebäude im Style der deutschen Baukunst. Nach dem, was ich sah und nicht sah, ergiebt sich daß südlich der Linie von Rouen, Tours, Orleans, Lyon nichts Erhebliches von germanischer Baukunst des Mittelalters anzutreffen ist, diese also gewiß nicht aus dem Süden hinaufstieg. — Trotz des ungünstigen Wetters durchstrichen wir jetzt die Stadt. Ihre Lage ist höchst eigenthümlich und günstig. Zwei so große Ströme, die ruhigere Saone und die heftigere Rhone fließen mitten hindurch; die Ufer sind zu langen schönen Straßen benutzt, und hinter denselben steigen wohlbewachsene Hügel, besonders an der Saone empor, was Stadt und Land anmuthig verbindet. Ein Besuch bei Hrn. A., einem Seidenfabrikanten, war nicht ohne

Interesse, der Direktor des Museums Artaud aber leider verreiset. Gegen Abend wanderten wir zum Zusammenfluß der Rhone und Saone, dann ins Theater des Celestins. Man gab ein Melodrama, le fou: eine Marterspeise von Verführung, Zuchthaus, Wahnsinn, Blutdurst, mit einem Aufguß abgeschmackter Musik. Nach einer Viertelstunde gingen wir nach Haus, schoben die Betten aneinander, ein Tischlein dazwischen und eine Bouteille lyoner Bier darauf, die wir zu eurer Gesundheit austranken. Der rothe Wein, der uns durch ganz Frankreich begleitet, ist mir ganz zuwider geworden. Erhitzend und doch kalt, naß und doch trocken, keine Spur von Duft oder dem edeln Öle, was, am Glase hangend, der Zunge noch mehr verspricht und hält. Freilich giebts ganz andere Weine, aber die erhält man nicht in den Wirthshäusern, oder darf sie der erhitzenden Lebensweise halber nicht trinken, und vor Allem fehlen Freunde, die das Trinken verstehen und vergeistigen. — Ich lese in französischen Blättern von Aufständen in deutschen Städten, und weiß nicht was davon wahr ist. Die bekannten Hrn. Jan Hagel und Hans Taps in die Grütze, scheinen dabei Hauptanführer zu seyn. Anders in Brüssel, wo man die Dinge mit hochmüthigen Ansprüchen auf angeblich politische Grundsätze zurückführt. Und doch ists eine sehr schlechte Nachahmung von Paris, begonnen (ohne rechtlich verletzt zu

seyn) mit Brennen und Plündern; hierauf Verwerfen der gesetzlichen Formen, die der König (ganz anders als wie Karl X) beobachten will; nun die Behauptung daß die Thatsache der Gewalt alles Berathen unnöthig und alles Recht überflüssig mache, Unbestimmtheit der Begriffe (denn was heißt Trennung des Reichs in zwei Theile?), Uneinigkeit unter sich (denn das mächtige, gescheute Antwerpen ist anderen Sinnes) u. s. w. — Das hängt freilich Alles mit der jetzt beliebten Weise zusammen, Jegliches, was irgend löblich oder verdienstlich erscheint, sich selbst anmaaßlich zu Gute zu rechnen, Verbrechen oder Schuld aber sophistisch von sich abzuwälzen oder ganz abzuläugnen. — Wie ganz anders, wenn das große Gemüth des Tacitus im edelen Zorn über seine Zeiten, den Menschen zugleich demüthigt und erhebt, als wenn manche Geschichtschreiber der Revolution alles Verdammliche mit der Doppelschere des Hazard und der Necessité hinwegschneiden und aus dem Überreste Prachtmäntel zusammenflicken, die jeder Eitle in ihren Buden kauft und bewundernswürdig passend für seinen Leib findet.

Dreiundsiebzigster Brief.

Genf, den 27sten September 1830.

Da wir gezwungener Weise unseren Reiseplan abkürzen mußten und Barcelona und Toulon nicht zu sehen bekamen, haben wir ihn nach einer anderen Seite hin ausgedehnt. Genf und Lausanne sind kein unbedeutender Ersatz für jenen Verlust. Doch ich kehre zur Tagesordnung zurück. Den 23sten Morgens bestiegen wir die Hügel (fast Berge zu nennen) auf dem rechten Ufer der Saone und hatten von der Terrasse der Kirche Fourvière eine sehr weite Aussicht über Stadt, Flüsse und Land; doch war der Hintergrund gegen die Schweiz hin bedeckt und deutete auf schlechtes Wetter auch für die nächsten Tage. Von der Fourvière gingen wir zur benachbarten Kirche des heiligen Justus, wo Innocenz IV den Kaiser Friedrich II absetzte. Aber das Kloster war ganz verschwunden, die Kirche dagegen neu erbaut und keine Spur des Alten und Denkwürdigen geblieben. Wieder hinab zur Stadt steigend, begaben wir uns in das Museum für Kunst und Natur. Alles der Art ist in Frankreich (Paris ausgenommen) arm und klein in Vergleich mit Deutschland, hier aber das Gebäude schön und die Anordnung löblich. Unter vielen mit-

telmäßigen Gemälden ragt eine Himmelfahrt von Perugino weit hervor, die der vorige Papst der Stadt geschenkt hat. Unten Apostel und Heilige nach Weise dieses Meisters geordnet, oben Christus schwebend von Engeln umgeben. Ein anderes sehr wohl gemachtes Bild war mir räthselhaft: lauter Ideen und Gestalten von Correggio, und doch von ihm wohl nicht so zusammengesetzt. Das Christkind wie auf S. Sebastian, ein Engel vom heiligen Georg, ein Donatar wie der Herzog von Ferrara u. s. w. Auf Befragen gab mir ein Zeichnender zum Bescheid: ein Maler (dessen Namen er nicht wußte) habe nach Correggio diese Zusammensetzung versucht, die man (wenn anders dergleichen erlaubt ist) nicht mißlungen nennen kann, und die ich wohl besitzen möchte. Ich vergaß zu sagen daß Maria, die beiden Kinder, eine Heilige und der kniende Mann die zusammengruppirten Hauptpersonen sind. Vom Museum gings ins Bad, dann zu Tische, Abends acht Uhr in den Wagen, wo ein in Lyon angesessener Schweizer der dritte Mann im Coupé war. Nachts sahen wir natürlich nichts, aber mit Tagesanbruch erkannten wir die Nähe der Schweiz: Berge und Thäler wuchsen, einige Seen zeigten sich als Vorübungen für den genfer, bald darauf rauschte die Rhone in der Tiefe, das Fort l'Eclûse schloß fast den Weg. Nun aber brach die Nacht wieder ein, und als wir den 24sten Abends elf Uhr

in Genf einfuhren, regnete es dergestalt daß alle Hoffnung verschwand, nächsten Tages irgend etwas zu sehen. Am Morgen zeigte sich indeß der Himmel günstiger als ich erwartet hatte, und um neun Uhr bestiegen wir das Dampfboot um nach Lausanne zu fahren. Ich mag nicht beschreiben, was tausendmal beschrieben, gezeichnet, gemalt und jedesmal mit Recht laut gepriesen ist. Das zweideutige, wechselnde Wetter zeigte mir aber Alles (mit Ausnahme der meist sich verhüllenden höchsten Bergspitzen) noch schöner und mannigfaltiger als vor vierzehn Jahren, und Licht, Luft, Erde, Wasser, alle Elemente vereinten sich den Genuß zu erhöhen und diese laterna magica mit Allem auszuschmücken, was man sich nur ersinnen, oder vielmehr so nicht ersinnen kann. Einzelne rabenschwarze Wolken dehnten sich jetzt aus zu grauem Schleier, wandelten sich dann (seitwärts von der Sonne getroffen) zu helleren Farben, oder zogen sich zusammen, Gestalt annehmend und glänzend das Licht zurückwerfend. Die röthliche, oder vorher ganz versteckte Sonne, warf nun ihre Flammen durch den blauen Himmel hinab auf Land und Fluth, so daß plötzlich überall ein neues Leben zu erstehen schien, bis der Sturmwind von anderer Seite her eine zweite Heerschaar dunkeler Wolken vor sich her trieb und das frühere Schauspiel, doch immer mit neuen Abwechselungen, wiederholte. Jetzt erschien der Hinter=

grund des Sees schwarz, dann legte sich (wenn Sonnenlicht durch eine Wolkenspalte drang) ein silberweißer Streif davor, und durch dunkelblau und dunkelgrün bis zu violett, hellblau und hellgrün ging das Farbenspiel durch alle Abstufungen hindurch, das Lichtspiel des Himmels gleichsam vorbildend oder nachahmend. Dasselbe endlich geschah auf dem Lande, je nachdem Regen, Nebel, halbes oder volles Sonnenlicht darauf fiel. Von dem lindesten Aufsteigen grüner Uferwiesen aus den blauen Fluthen, bis zu dem finstern Angesicht schroffer Felsen und den ewig weißen Häuptern der europäischen Bergriesen, von Blumen und Wein, bis zu nie schmelzendem Schnee, sieht man alles und jedes Reizende, Schöne, Erhabene in dieser glückseligen Gegend. Dazu kommt, daß menschlicher Fleiß und Geschmack jede Stelle benutzt und ins rechte Licht gestellt hat, daß die Natur, soweit der Mensch auf sie wirken kann, nicht verstümmelt oder verkritzelt, sondern veredelt und ohne Verlust des Gefühls gleichsam auch sinnreich geworden ist. Von Copet, Nion, Rolles, Morges vorüber, bald näher an dem reichbebauten Ufer, bald durch die Mitte des Sees dahineilend, erreichten wir etwa um zwei Uhr Lausanne, durchstrichen Stadt und Umgegend und ergötzten uns an den Herrlichkeiten bis die Nacht einbrach, und in Ouchy ein treffliches Abendbrot die Hungrigen und Ermüdeten erquickte. Den 26sten

fuhren wir auf ähnliche Weise wieder nach Genf zurück, benutzten den Überrest des Tages zu nahen und fernen, höchst angenehmen Spaziergängen und bereiten uns so eben zu ähnlichen Unternehmungen. Morgen den 28sten, um fünf Uhr Morgens, fahren wir ab nach Besançon. — Welch ein Unterschied zwischen diesem Lande und dem südlichen Frankreich! Dies so langweilig, farblos, gestaltlos, daß Leib und Geist daran erlahmt; hier Leben, Schönheit, Thätigkeit überall. Nordfrankreich steht voran in Hinsicht auf Bevölkerung, Reichthum, Bildung. Nous avons, sagen die Südfranzosen, la force de l'imagination et de la fantaisie. Aber wo denn? Ist etwa ihr so oft hervorbrechender Fanatismus ächte Fantasie? Wo sind denn ihre großen Dichter und Künstler? Die provenzalen Lyriker (ohnehin den deutschen nachstehend) können doch, nach dem gemeinen Sprichworte, den Kohl nicht auf sieben Jahrhunderte fett machen? — Zum ersten Male fanden wir hier wieder viele Singvögel; in Frankreich werden alle, ohne Ansehen oder Anhören, todtgeschossen oder weggefangen und aufgegessen. Und doch singen diese Vöglein besser zu Gottes Ehren ihr Liedlein, als die Franzosen ihre marseiller Hymne. — Die Schweizer betrachten die pariser Begebenheiten aus ihrem Standpunkte, und als einer auf dem Dampfboote erzählte, wie sie noch beim Herausmarschiren aus Frankreich wären verhöhnt und be-

leidigt worden, geriethen mehrere der Zuhörenden in den größten Zorn und sprachen, als könne der Canton Vaud die Franzosen dafür nachdrücklichst bestrafen. Beide Theile folgen ihrer natürlichen Stellung, und weil eben zwei edle Ansichten hier collidiren, in Widerspruch treten können, ist die Begebenheit, mit allem was dazu gehört, eine Tragödie und keine Comödie, oder Idylle, oder Hymne u. dergl. — In Lyon war man mit den neuen Anstellungen zufrieden, und jemand sagte mir: es würden nicht sowohl Sachkundige entfernt, als schlechte Eindringlinge fortgeschickt und alte Geschäftsmänner zurückberufen. Möge dies überall wahr seyn (Andere nämlich läugnen es), immer bleibt solch ein Bouleversement ein Unglück; und haben die vorigen Minister so herbe Heilmittel nöthig gemacht, so ist dies eine ungeheure Verschuldung.

Besançon, den 30sten September.

Montags den 27sten machten wir bei hellem Wetter, aber gewaltigem Sturmwinde, einen sehr weiten Spaziergang auf dem linken Seeufer gen Lausanne. Das Wasser schlug hohe Wellen, die aufspritzend bis in die Gärten eindrangen und der Landschaft einen Charakter aufprägten, welcher in Manchem von dem der vorigen Tage verschieden war. Auch sahen wir jetzt genauer wie reich die ganze Küste mit

einfachen und doch geschmackvollen Landhäusern bedeckt ist, und die Gärten alle Annehmlichkeiten vereinigen, die man sich nur wünschen kann. Gibbon war günstig gestellt, daß er solch eine Gegend zum Aufenthalt wählen und daselbst sein Werk ausarbeiten konnte. Und doch, selbst in diesem Augenblick des lebhaftesten Gefühls für diese Naturschönheiten, könnte ich mich (würde es mir auch freigestellt) dennoch nicht entschließen Berlin zu verlassen. Die Menschen entscheiden und bilden noch mehr als die Natur, und der Deutsche soll sein Vaterland nicht minder lieben als andere Völker.

Den 28sten fuhren wir vor Tagesanbruch ab gen Besançon. Die hochmüthig dumme Inschrift der Kirche in Fernay: Deo erexit Voltaire, scheint man vernichtet zu haben; die jetzige: Deo optimo maximo sacrum, ist aber mit ihrer heidnischen Wurzel doch auch schief und unpassend für ein christliches Gotteshaus. Hinter Gex, wo wir frühstückten, begann das Aufsteigen des Jura, dessen Gipfel wir nach einigen Stunden erreichten. Herrliche Aussichten über Thal, See und Berge, obgleich Herbstnebel gar viel verhüllten. Buchen in mannigfachen Farben und dunkele Tannen bedecken die Berglehnen nach der französischen Seite, die indeß der schweizerischen in jeder Beziehung nachsteht. Als wir des Morgens den 29sten aufwachten, waren wir schon in einem ebenen Lande,

welches fruchtbar, aber kahl und unbedeutend, sich bis hieher erstreckt. Zwei peinlich genaue Visitationen an zwei Douanenlinien, setzten alle Reisende in üble Stimmung und ich sang ein Loblied auf die neuen preußischen Einrichtungen, welche die dummtyrannische Lehre von der Contrebande verworfen haben. Ein Engländer und ein Portugiese, zwei Reisegefährten die im Preußischen gewesen waren, stimmten bei und ein Franzose hörte verwundert daß die wahre Liberalität diesmal wieder nicht in Frankreich zu Hause sey. Ein, besonders gegen Genf und Neufchatel gerichtetes Verbot, Uhren und Goldschmiedearbeiten einzuführen, veranlaßt die verdrießlichsten und kleinlichsten Untersuchungen. Meine kleine Chatoulle ward nicht nur geöffnet, sondern das Geld, die Barbierbüchse, der Pinsel u. s. w. ausgewickelt und besehen. Einer Dame wollte man ein einziges Paar Ohrringe nicht durchlassen, worauf sie erklärte: sie werde die ungeheuere Contrebande an ihren Ohren in Frankreich hineintragen. In Lyon gekaufte Kleider, mußte sie nach Genf zurückschicken u. s. w. — Von Genf bis hieher habe ich mit H. das Coupé allein inne gehabt und sehr bequem gesessen. Versuche die Reisenden übers Ohr zu hauen, dauern noch fort, ich bin aber zu eingeübt um mich einschüchtern zu lassen. So sollte ich gestern Abend das, schon in Genf für den Condukteur bezahlte Geld, noch einmal erlegen, be-

harrte aber auf meiner Weigerung. Als ich in Genf einsteigen wollte, kam der Unternehmer der Postanstalt und sagte: es sey eine erreur comique vorgefallen, er habe provisoirement zwei Plätze im Coupé an einen Herrn und eine Dame versprochen, deren Namen fast klängen wie der meine; deshalb könne ich nur den dritten Mittelplatz im Coupé erhalten und H. müsse ins Interieur, da der Herr und die Dame sich nicht trennen wollten. Ich erwiederte: wenn l'amour conjugal diese Trennung verböte, so verbiete sie mir l'amour paternel; ich hätte übrigens die Plätze nicht provisoirement besprochen, sondern définitivement bezahlt und meinen Namen buchstäblich richtig einschreiben lassen. Nach dieser deutlichen Erklärung stiegen wir ein, ohne uns weiter in das Gespräch zwischen Herrn, Dame und Unternehmer zu mischen.

Besançon, den 1sten Oktober.

Leider kehrt Hr. Bibliothekar Weiß erst heut von einer Reise zurück, wodurch mir zwei kostbare Tage verloren gehen. Den gestrigen haben wir verwandt Besançon (ungeachtet des regnigen Wetters) in allen Richtungen zu durchwandern und die nächsten Umgebungen, so wie Abends das Theater zu besuchen. Die Stadt ist ziemlich groß und wohlgebaut. Der Doubs trennt sie in zwei ungleiche Theile und die

nicht unbedeutenden Anhöhen, welche sich ihm zur Seite hinstrecken, sind stark befestigt. Abends gab man Rothkäppchen von Boieldieu. Die Frau oder Jungfrau, welche das durch Zauber geschützte Mädchen darstellte, war so alt und häßlich, daß sie auch ohne dergleichen außerordentliche Hülfe, für ihre Tugend nichts zu befürchten hatte. Die kleine Vierei nahm sich in dieser ihrer ersten Rolle ganz anders aus. Ich ging vor dem Schluß nach Hause und überlasse H. die gründlichere Berichtserstattung. — Auch in Besançon sind Unruhen gewesen; theils eine Folge des verkehrten Besteuerungssystems, theils des verdammlichen Aberglaubens: jeder besitze ein Recht und eine Pflicht das, was ihm mißfalle, mit der Faust abzustellen. Selbst in dem friedlichen Berlin haben ja die hasenfüßigen Schneidergesellen sich in „kühlen Blonden", Courage angetrunken und Bockssprünge gemacht. All dies unselige Zeug haben die französischen vermaledeiten Minister aus ihrer Pandorabüchse der Ordonnanzen herausgelassen, und es ist kein Wunder wenn sich Viele in dem Dampfe und Dunste nicht zu rechte finden, und nicht wissen wie sie den Deckel öffnen oder schließen sollen. Billigerweise muß man zugestehen, daß sich die Pariser dabei am tüchtigsten und geschicktesten zeigten, und alle übrigen sich dagegen wie schlechte Bajazzos ausnehmen. Doch kann ich manche Besorgniß nicht los werden, die aus

der Art und Weise hervorgeht, wie mir die Franzosen mit Recht oder mit Unrecht erscheinen. Sie sind in allen Dingen lediglich auf den letzten Tag gestellt, werfen Alles zur Seite was nicht mit den Ansichten desselben stimmt, und nehmen aus der Vergangenheit nur das was ihnen zusagt. Daraus geht Götzendienst mit dem Allerneusten und einseitige Beurtheilung des Früheren hervor; ja sie werden ungerecht gegen ihre eigene Geschichte und schneiden ganze Geschlechter ihrer Vorfahren zu Heckerling, um sich daraus ein strohernes Ehrenfeuer zu bereiten. Ich halte diesen unhistorischen Sinn für einen großen Mangel, der sich verdoppelt wenn es darauf ankömmt andere Völker zu begreifen. Sie kennen keinen Maaßstab für dieselben als die pariser Elle, keine Aufgabe als sich in Pariser der neusten Mode zu verwandeln. Ich sage Pariser, denn der Vers: Frankreich in Paris, ist nur zu wahr; und ungeachtet der repräsentativen Formen hat Frankreich eigentlich (nach antiker Weise) nur eine Stadtregierung mit ihren Mängeln und Vorzügen. All das Schnitzeln und Drechseln am Wahlgesetze wird dies nicht ändern, da durchaus keine anderen Gedanken und Bestimmungsgründe dabei zur Sprache kommen, als Thaler und Köpfe. Dies sind, nach der französischen Betrachtungsweise, bloß doktrinelle Abstraktionen, während sie in Deutschland (vergleiche die süddeutschen Verfassun-

gen) mit andern Ideen in Verbindung treten und dadurch individuelles Leben erhalten. Ich habe mich hierüber anderwärts schon deutlicher ausgesprochen. Jener ungeschichtliche Sinn der Franzosen erzeugt ferner ihre Eitelkeit. Ein Volk was, wo nicht den Faden der Weltgeschichte, doch den seiner eigenen unzerstückt erkennt, kann wohl in falschen Stolz hineingerathen, aber sich nicht in Eitelkeit übernehmen. Diese schwimmt auf der äußersten Oberfläche wie eine Wasserpflanze; jener treibt Wurzeln tief in die Erde und möchte Felsen spalten. Für beide Abwege bietet die Religion der Demuth das Heilmittel. Ich sehe aber nicht ab wie diese in Frankreich sobald ächte Herrschaft gewinnen könnte. Die Priester haben jetzt ihr politisches Spiel verloren und denken kaum an unverfälschtes Christenthum; und das Volk ist zum kleineren Theil abergläubig, zum größeren, wo nicht ungläubig, doch gleichgültig. Eine kleine Sekte religiöser Eiferer macht endlich das verkehrteste Bündniß mit der Lehre von Nationalreichthum, Produktion, Erbrecht, Theilung der Güter u. s. w., als reducire sich das ganze Christenthum auf eine neumodige Kameralpraxis. — Doch, jeder Einzelne und jedes Volk hat ja genug an sich selbst zu bessern, warum also Andere scharf und unbillig kritisiren. Gewiß war die Art wie Polignac und Consorten den französischen Nationalcharakter umgestalten wollten,

eine Scylla, schlimmer als die alte Charybdis, und erinnert an die Legende (oder vielmehr Lügende), wonach Friedrich Wilhelm I einem sehr großen Grenadier ein krummes Bein zerschlagen ließ, um es gerade zu heilen. Er starb aber an dem Verschönerungsmittel. Weite Pumphosen sind ein besseres Mittel um krumme Beine und mangelhafte politische Institutionen zuzudecken. So lax und liberal und nachgiebig und willig, als es irgend angeht, gegen das wahre Volk; aber streng gegen den Pöbel. —

Vierundsiebzigster Brief.

An den Professor v. H.

Besançon, den 2ten Oktober.

— — Wie man Präfekten so schnell aus jedem Teige backen kann, bleibt einem Preußen unbegreiflich, der an seine Verwaltung, den Ernst der Vorbereitungen und die Nothwendigkeit so vieler Sachkenntnisse denkt. Die sogenannte Constitution (die sich öfter verwandelt als, laut ärztlichen Behauptungen, der menschliche Leib) gilt für das Universalmittel für Alles, und wer daran nicht glaubt von dem heißt es: er hat keine Constitution; — und dies heißt aus dem Französischen in ehrliches Deutsch übersetzt: er

ist ein Dummkopf! Wohl hast Du Recht: wer immer an seine Constitution denkt und daran quacksalbert, ist eben krank. Bin ich gesund, so weiß ich nicht wo Lunge und Leber sitzen, und hat man bequeme Schuh, so vergißt man die Krähenaugen. — Für Deine Nachrichten über die berliner Ereignisse danke ich. Sie sind Gott Lob Lappalien, doch soll man den Pöbel niemals emporwachsen lassen. Mit Allem was Du sonst über die politischen Verhältnisse schreibst, bin ich so einverstanden daß ich jegliches Wort wiederholen möchte. Doch fehlt mir jetzt für Vieles Übersicht und Zusammenhang, da mir nur von Zeit zu Zeit einzelne Blätter einzelner Parteien zu Gesichte kommen. So gestern die Verhandlung in der Deputirtenkammer über die Anklage der Minister. Wohl hat Berryer Recht: Wegjagen des Königs vertrage sich nicht mit seiner Unverletzlichkeit und der Verantwortlichkeit der Minister. Weil man aber die erste Thatsache nicht ungeschehen machen kann und will, muß man auf der betretenen Bahn weiter gehn. In Wahrheit haben beide, König und Minister, schwer gesündigt, und die Lehrsätze: der eine sey unverletzlich, und die zweiten unschuldig wenn man dem ersten die Schuld zurechne, stürzen vor der Gewalt der Ereignisse und des unmittelbaren Gefühls zusammen. Ich finde daß der Bericht der Commission durchaus nicht genügend den Zusammenhang über die Entste-

hung der Ordonnanzen (die Hauptsache) aufklärt. Alles was zur Vertheidigung der Minister gesagt wird, zeigt immer deutlicher welch erbärmliche Menschen es waren, die da wollten und nicht wollten, thaten was sie mißbilligten, und eine Ehre darin suchten gesetzwidrig zu handeln und den verblendeten König aus angeblicher Treue zu Grunde zu richten! Und der dumme Leithammel Polignac folgte doch nur einem anderen unbekannten Leithammel. Die Lehren vom unbedingten Gehorsam und der Volkssouverainetät führen, consequent verfolgt, in gleichen Wahnsinn, in Tyrannei und Anarchie. —

Fünfundsiebzigster Brief.

An Hrn. Geheimenrath K.

Besançon, den 2ten Oktober.

Lieber K.! Die Nachricht daß Maaßen Finanzminister geworden ist, hat mir große Freude gemacht, des allgemeinen Bestens und deinetwegen. Er ist ein so heller Kopf, so fest und doch so ruhig und gemäßigt, daß die Sachen gewiß gut gehn werden. Welch ein Glück daß nicht ein bornirter Ultra irgend einer Art jenen wichtigen Posten er-

halten hat, der alle Weisheit in den Krebsgang gesetzt und versucht hätte, wie im Zerbino, das Stück zurückzuschieben. Die großen Erfahrungen des Tages sollten doch endlich alle irrenden Aristokraten belehren, daß sie in ganz anderer Richtung ein neues Leben beginnen müssen, oder alle und jede Bedeutung von Rechtswegen verlieren. Herstellung des Dienstzwanges, Mühlenzwanges, Musikzwanges u. s. w. heißt ihnen Herstellung patriarchalischer Freiheit. Auf dem Wege würde der König von Preußen wohl wieder zu einem kleinen Markgrafen zusammenschrumpfen, und die Gänse von Putlitz und von anderen Orten, als Retter unseres Kapitols das große Wort führen wollen. Geht Preußen nicht in ächter Liberalität und vielseitiger Entwickelung Allen voran, so sinkt es in Unbedeutsamkeit, so viel größern und physisch mächtigern Staaten gegenüber. — Noch schwerer als die Aufgabe des Finanzministers, dürfte die des neuen Ministers des Innern seyn. Er muß die schwere Linie zwischen dem Zuviel und Zuwenig halten, fortschreiten ohne Übereilung, hemmen ohne falsche Stockung, dem Könige, jedem Stande, jeder Richtung sein Recht erhalten und zugleich den Bedürfnissen der Zeit gemäß entwickeln. Ihm liegt ob nach allen Seiten Bürgschaften herbeizuschaffen daß weder mangelhafte Persönlichkeit oben, noch ungemäßigte Wünsche von unten, dem künstlichen Bau

unserer Größe nachtheilig werden. Möchte B— der Mann seyn, diesen Aufgaben zu genügen; sonst wäre er zu seinem und unserem Unheil Minister geworden!

Mittags.

Eben las ich im Moniteur, daß Guizot vorgeschlagen hat zwei Gemälde zu fertigen, wovon das eine den preiswürdigsten und glänzendsten Widerstand wider Anarchie, das zweite wider Tyrannei darstelle. Boissy d'Anglas festes Benehmen gegen die Mörder Feraud's scheint mir passend genug ausgewählt; wogegen ich Mirabeau's Benehmen am 23sten Junius keineswegs tadelfrei und von der Art fände, daß alle Parteien im Lobe desselben übereinstimmen müßten. Weder er, noch sein Gegner Necker thaten an jenem Tage ganz das, was sich gebührte. Der letzte, so wie seine Tochter, haben dies gefühlt; aber alle ihre Versuche der Rechtfertigung erscheinen ungenügend. Er gab den König preis um seine Popularität zu erhalten und indiqua respectueusement seine abweichende Meinung, statt sie mächtig zu vertreten oder sich ganz und offen zurückzuziehen, und dadurch seine Gegner einzuschüchtern. Andererseits sprach Mirabeau an jenem Tage, wo der König fast Alles bewilligte was jetzt die Charte festsetzt, als habe er die höchste Tyrannei ausgeübt und als sey der heftigste

Widerstand dagegen erlaubt. Zugegeben, daß eine Partei noch arrière-pensées halte und selbst den König zur Rücknahme des Bewilligten zu verführen, oder zu zwingen hoffte, trieb doch Mirabeau die Sache da zum offenen Bruch, wo Dank, Vermittelung, Verhandlung, Zutrauen wohl besser gewirkt und zu milden Fortschritten geführt hätte. Ich will ihn nicht (wie so Viele) anklagen daß bloß Neid, Ehrgeiz, oder andere verwerfliche Leidenschaften ihn antrieben, ich will ihn entschuldigen daß er den schon kraftlosen Hof noch für übermächtig und es für seine Pflicht hielt ihn zu schwächen: wie er sich aber irrte, zeigt sein eigenes späteres Benehmen, wo er alle seine Kräfte und Talente löblicher Weise daran setzte zu dem Mittleren zurückzulenken, was er früher verschmäht hatte. Überdies ist es jeden Falls verkehrt, den guten Ludwig XVI zum Repräsentanten der Tyrannei zu stempeln, und gewissermaaßen mit den anarchischen Mördern Feraud's auf eine Linie zu stellen. — Eben so wenig kann ich den Vorschlag billigen jede Beziehung auf Erbrecht der königlichen Familie, als unverträglich mit dem neuen französischen Staatsrechte, auszustreichen. Danach hätte man den Ersten Besten eben so gut auf den Thron setzen können, als den Herzog von Orleans. Das Erbrecht der königlichen Familien gereicht ja nicht minder zum Heile der Unterthanen, wie der Herrschenden.

Es ist merkwürdig wie ungemein viel französische Gelehrte sich plötzlich in Geschäftsleute verwandelt haben. Es wirkte das löbliche Bestreben ihrem Vaterlande nützlich zu werden, der natürliche Wunsch sich in Hinsicht auf Einnahmen zu verbessern und auch Eitelkeit die Hand mit im Spiele zu haben. Doch wundere ich mich daß amovibele Stellen so viel Reiz haben, und noch mehr daß keiner Bedenken trägt aus den reinen Höhen der Wissenschaft in das neblige Land gewöhnlicher Geschäfte hinabzusteigen. Nicht als wenn ich deren Werth, ja ihr Interesse verkennte, oder nicht einsähe wie Theorie und Praxis Hand in Hand gehen müssen; aber unmöglich ists doch zu gleicher Zeit Rath, Präsident, Minister seyn, und bedeutende wissenschaftliche Werke zu Stande bringen. Ich kann aus eigener Erfahrung darüber urtheilen, und als ich Titel, Geld, Orden, Ehren freiwillig der Wissenschaft opferte, hat diese freilich dabei nichts Erhebliches gewonnen, wohl aber i c h, indem mein Leben durch diesen nie bereuten Entschluß eine Richtung nahm und einen Inhalt bekam, den ich mit Nichts auf Erden vertauschen möchte.

Besançon, den 3ten Oktober.

Ich habe mich eben gerühmt, und bin doch mit mir selbst nicht zufrieden. Ich, ein steter Widersacher bloß negativen Kritisirens, ein Lobredner frischer

Begeisterung, scheine auf einmal in jenen Fehler zu verfallen. Soll ich meinen Glaubensartikel: jedes Alter habe seine eigenthümliche Jugend des Geistes und Herzens, an mir selbst widerlegen und durch Mäkeln und Nergeln Lebenskraft und Lebenslust hinwelken sehn? Wenn aber, wie Mauguin und Andere behaupten, ganz Frankreich sich nach den allerglorreichsten und glücklichsten Ereignissen nicht à son aise befindet, kann ich Unschuldiger wohl auch in diese Atmosphäre gerathen. Lassen wir zunächst das Große, und betrachten das Kleine. Solltet ihr alle Tage an tables d'hôte so viel Aberwitziges und Nichtsnutziges über die öffentlichen Angelegenheiten anhören müssen, wie ich; ihr würdet gern die treffliche französische Küche dran geben und zu Hause lieber Wassersuppe mit Salz essen, selbst wenn dies nur hallisches und nicht attisches wäre. So saß gestern ein langer dünner Kerl am Tische, der seine noch längere Nase stets gen Himmel richtete und mit Hülfe seines großen Maules so angenehme Töne von sich gab, wie ein Kalb das in Sexta lesen lernen soll. Er sprach von dem heiligen Feuer der Belgier (ich dachte an die so genannte Krankheit), woran das Licht der ganzen Welt angezündet werden sollte, verdammte die Holländer als elende Knechte, nannte den Gebrauch ihrer Sprache himmelschreiend, wollte aber gleichzeitig die deutsche Sprache im Elsaß mit Gewalt vertilgen, weil

jeder Gebrauch derselben eine Empörung gegen die französische Regierung sey! Sein Landsmann, ein anderer Belge, behauptete das ganze Volk sey wesentlich französisch, aber noch nicht ganz so gebildet, weil es keine pariser Zeitungen lesen könne und nur flamländisch verstehe. Wunderlich: die Holländer haben mit beispielloser Beharrlichkeit für ihre Unabhängigkeit gekämpft, die Belgen (fast ohne eigene Geschichte) sich jeder Herrschaft unterworfen und nur ein paar Mal Kreuzsprünge unter Einfluß des Adels und der Geistlichkeit gemacht; und gestern sprach das Kalb, als wären die Holländer von jeher Lumpenkerle gewesen und selbst die Franzosen und Pariser nur Stümper gegen die Brüsseler! Antwerpen und Gent wurden auch mit Koth beworfen, weil sie sich der Capitale nicht gehorsam unterwürfen. — Dies als Probe, aus unzähligen Kleinigkeiten, die das erstemal interessiren, zuletzt aber anekeln.

Aber das Große. Bin ich denn ungerecht gegen Frankreich? Erkenne ich nicht an daß theils durch die Revolution, theils trotz derselben unzählige Fortschritte eingetreten sind, und es als Unsinn erscheint das neue Frankreich in die Formen des alten einzuzwängen und über das Bett des Prokrustes zu spannen? Erkenne ich nicht an daß die Franzosen eines der ersten und der wenigen Völker sind, die man welthistorisch nennen kann, und auf welchen die

Entwickelung der Menschheit beruht. Aber mein Glaube ist an einen Gott, und nicht götzendienerisch an ein Volk; auch nicht an das deutsche, englische, römische u. s. w.; ich will mir den freien Wuchs der Geschichte nicht mit blutiger Schere auf eine Form todter Abstraktion zuschneiden lassen. — Die Franzosen haben vollkommen Recht daß sie nicht mehr nach der Weise Ludwig's XIV und XV regiert seyn wollen. Kann doch der Landmann, der Handwerker, der Fabrikant, der Kaufmann, der Gelehrte sich nicht mehr in den Gleisen fortbewegen, die seinen Vorfahren genügten; muß doch jeder sich zusammennehmen, anderes lernen, anders anwenden und vorwärts dringen, um nicht unter die Maroden und Marodeurs zu gerathen. Und das Regieren, diese höchste und wichtigste und schwierigste aller Aufgaben, könnte und sollte stationair bleiben, und der alte Schlendrian für alle Zeiten genügen? Nein: das Regieren ist wesentlich und nothwendig auch etwas anderes geworden, und zeigt man sich auch noch duldsam gegen Beschränktheit mit gutem Willen verbunden, so will man doch, und mit Recht keine Fürsten mehr dulden, die da leben wie es Schweinichen in einem Buche beschreibt. Man ist aus dem Stande unschuldiger, oder gedankenloser Zufriedenheit einmal herausgetreten, und soll (Gewalt bei Seite lassend) durch den Buchstaben des Rechts hindurch, zu einer neuen, innigern Einigung

hinstreben. Polignac und ihm Gleichgesinnte sind Luddisten, die fürs Regieren auch nur die einfachsten Maschinen dulden wollen (Stock und Dreschflegel, Peitsche und Knute); alle andern Maschinen, oder vielmehr Organe, nennen sie vom Übel und wollen sie zerschlagen. So wie aber der Fabrikant (vielleicht mit Unbequemlichkeit und anfänglicher Aufopferung) gewisse Maschinen annehmen muß und sich ihrer nicht erwehren kann, wenn er sein Gewerbe weiter treiben will; so müssen die Regierenden sich mit mancher neu hervortreibenden staatsrechtlichen Organisation verständigen und sie behandeln lernen, wenn sie nicht zurückbleiben, oder gar zu Grunde gehn wollen.

Ich habe euch schon oft geschrieben: fast ganz Frankreich will im Wesentlichen ein constitutionelles Königthum und Friede; daraus folgt aber nicht unbedingt daß beides ungestört gedeihe und dauere. Die belgischen Ereignisse lassen sich leicht benutzen um die gloire und das point d'honneur der Franzosen aufzuregen, und so sehr ist Frankreich jetzt bevölkert und begeistert (oder montirt) daß es leicht seyn dürfte eine Million Menschen über die Gränzen hinauszusenden. Belgien, meinen die Meisten, gehört ihnen von Rechtswegen, das linke Rheinufer von Naturwegen. — Preußen, das seine langen Flügel von Trier bis Memel ausstreckt, muß das Äußerste, und äußerlich noch mehr thun als bisher, um das ächte Herzblut der

Vaterlandsliebe zu mehren und in die fernsten Glieder zu treiben. Man ist zu bescheiden bei uns, spricht, beschreibt und lobpreiset zu wenig das Gute was geschieht; man zögert bisweilen irrig das Gute zu thun, weil man das Allerbeste will. So hätte man schon längst die Städteordnung am Rheine einführen und dadurch zeigen sollen, wie liberal Preußen sey. Es ist die höchste Zeit, dies und anderes Vermißte eiligst in Ordnung zu bringen. — Ein kleiner Theil Franzosen möchte Preußen vertilgen, weil es an Napoleon gefrevelt habe; die Meisten glauben es könne einer allgemeinen Rebellion nicht entgehn, wodurch es sich ohne Zweifel ganz französiren und dann äußerst glücklich schätzen werde, als kleiner Trabant an dem Lenkseile des grand empire einherzutraben. Die Wenigen, welche Preußen näher kennen, schätzen seine trefflichen Einrichtungen, gönnen ihm eine eigenthümliche Entwickelung, wünschen daß Frankreich sich mit ihm ehrlich verbinde; doch aber meinen sie: Preußen müsse, seiner eigenen Größe und seines Wohls und Friedens halber, die Hand zur Abtretung des linken Rheinufers bieten und dafür Anhalt, Sachsen, Hannover, meinethalben auch Dänemark nehmen, und auf solche Weise aus einer unbequemen, gefährlichen, unnatürlichen Stellung in eine sichere und natürliche übergehn. — Diese und ähnliche Dinge, über die man noch vor drei Monaten bei einer Tasse Thee

ruhig hin und her reden konnte, als lägen sie jenseit des Sirius, sind uns mit unglaublicher Eil auf den Leib gerückt, und können nach wenigen ähnlichen Monaten zur augenblicklichen praktischen Entscheidung vorliegen. — Bisweilen wünsche ich mich in die Einsamkeit meiner Bücherstube, um mit den größten Geistern aller Zeiten unbekümmert um das vergängliche Treiben des Tages ein ungestörtes, glückliches Leben zu führen; aber der Tag der Gegenwart hat seine eigene, unabweisbare Wichtigkeit, und man müßte ein Stock oder ein Schuft seyn, wenn einem all diese Dinge nicht Kopf und Herz in Bewegung setzten.

Straßburg, den 6ten Oktober.

Als mir gestern das Mädchen im Wirthshause zu Colmar auf meine französische Anrede erwiederte: ich verstehe sie nicht; war mirs als sey ich in die Heimath versetzt, obgleich die Aussprache schlecht lautete. Auch gehörte ja der Elsaß zu Deutschland, und spricht man einmal von natürlichen Gränzen so sind es eher die Vogesen, als der Rhein, besonders wenn man Sprache und Sitten mit in die Wagschale legt. Hoffentlich komme ich aber nicht aus dem Lande großer Ereignisse, in das Land der dummen und plumpen Streiche. Denn was (wie ich hier sehe) in einigen deutschen Städten geschah, verdient diesen Na=

men. Heilsam ist es wenn Lücken der deutschen Verfassungen hiebei recht deutlich ans Tageslicht kommen; z. B. daß kleine Staaten, die sich wie Republiken regieren könnten, der Willkür eines Einzelnen hingegeben und dagegen fast keine gesetzlichen Hülfsmittel zur Hand sind. So wächst dann das Übel, bis ganz natürlich plumpe, ja schlechte Auswege versucht werden. — Sehr habe ich mich über die Art gefreut wie Mauguin's Antrag gegen die Minister ist berathen und beseitigt worden. Das Gefühl: Mäßigung und Einigkeit sey nöthig, waltet noch vor, und geschieht was das Land will (und nicht der Klub der Volksfreunde) so behalten wir Frieden. Unbegreiflich aber ist es mir (ich las nicht alle Zeitungen), welcher böse Dämon die niederländische Regierung so verblenden konnte, den Angriff auf Brüssel zu unternehmen. Nachdem das Volk ungeschickt die Pariser nachahmt, betritt die Regierung noch ungeschickter die Bahn der französischen Minister. Die Anarchie wuchs so in Brüssel, daß man nach wenig Tagen die Hülfe der Reichsstände würde gesucht und einen Vergleich zu Stande gebracht haben. Nun ist das Übel fast unheilbar und der verwerfliche Anfang wird über die Fortsetzung vergessen Wenn Soldaten in einer Stadt eine Schlacht beginnen, muß unsäglicher Schade geschehen, es müssen Unschuldige leiden, ja umkommen, was selbst die strengste Mannszucht (die gefehlt

zu haben scheint) nicht hindern kann. — Man sollte ein Buch schreiben: über die bequemste und kürzeste Art die Herrschaft zu verlieren; praktische Beispiele sind zur Hand. Von der Miserabilität des Br. und H. aufwärts, bis zu Napoleon. Pure Dummheit und Unwissenheit, thierische Lebensweise, Laster matter und wilder Art, Bigotterie, Geiz, Verschwendung, Hochmuth, Ehrsucht, — welche Farben und Mischungen aller Art, zu diesen traurigen Gemälden! Und gegenüber die Frevel von unten auf! — Napoleon's Abschied in Fontainebleau! Von all der irdischen Größe und Herrlichkeit, die keine Mehrung zu erlauben schien, bleibt nichts übrig als der erstorbene Adler, und dem Manne dessen Geist und Herz einerseits so groß und andererseits so beschränkt und eisenhart war, der so Unzählige hatte weinen machen, giebt allein die eigene bittere Thräne einigen Trost. — Karl X, den 28sten Julius in St. Cloud. Er hört den Donner aus Paris und versteht ihn nicht. Mit der Ruhe eines Wahnsinnigen hält er sich für einen wahren König, und ist doch weniger als die Kartenkönige, mit denen er in seiner Todesstunde spielt. Napoleons herber Schmerz, und diese Stumpfheit, beide sind unendlich verschieden, und doch gleich furchtbar. —

Kann ich doch gar nicht aus dem Politisiren herauskommen. Das ist eben vom Übel wenn ein Ge=

danke, eine Richtung alle andere verschlingt. Die Geschichte der atheniſchen Dichtkunſt hat nicht minder wahrhaften Werth und hohes Intereſſe, als die Geſchichte der atheniſchen Verfaſſung, und das berliner Muſeum nimmt ſich beſſer aus, als die Schlacht bei Jena.

Sechsundſiebzigſter Brief.

Deſſau, den 20ſten Oktober.

So ſoll ich alſo den letzten Reiſebericht erſtatten! Warum giebt es in der Welt überhaupt ein Letztes? Warum wurzelt faſt alles Tragiſche und Schmerzliche in dieſem Begriffe? Man findet kaum eine Rettung, einen Troſt dagegen, als aus Geiſtesmacht das Letzte wieder als das Erſte, als einen neuen Anfang zu ſetzen. Der letzte Brief aus der Fremde, iſt diesmal nun zugleich der erſte aus Deutſchland, aus der deutſchen Heimath. Schon in dem beidlebigen Elſaß ſpürte ich den Übergang in das Deutſche und hätte auch der Münſter dafür kein Zeugniß aus früherer Zeit abgelegt, gab's doch die Sprache und die geiſtige Bildung.

Ohne die ungemeine Freundſchaft, welche Herr Berger-Levrault mir erwies, hätte ich indeß nur we-

nig davon gespürt und wäre auf das Wirthshaus nebst Zubehör beschränkt gewesen. Durch ihn lernte ich sehr interessante Männer kennen, welche der deutschen und französischen Literatur gleich kundig, und deshalb manchem einseitiger gebildeten Deutschen oder Franzosen überlegen sind. Gern wäre ich länger in Straßburg geblieben um von ihnen mehr zu lernen; aber so reizend auch neue Bekanntschaften erschienen, wollte ich doch den Plan alte Freunde zu besuchen, nicht aufgeben.

— — — — Natürlich habe ich den Münster bestiegen, in das weite Land hinausgeschaut, die Richtungslinie gen Berlin aufgesucht, und manchen alten Namen wiedergefunden. Von der zahlreichen Gesellschaft die mit Göthe hier war, lebt er allein, alle Andern sind gestorben! So trennt die Sonne sich zuletzt von den höchsten Bergen, sie schauen am längsten in ihr Angesicht und bezeugen ihr Daseyn, wenn in den untern Regionen schon die Herrschaft der Finsterniß begonnen hat.

Von Straßburg ging unsere Fahrt durch die Pfalz, über Karlsruhe, Heilbronn, Feuchtwangen, Anspach, Nürnberg und Erlangen nach Dresden. Zwar kein Land wie die Alpen und Pyrenäen; aber so fruchtbar, angebaut, heiter und gemüthlich, daß sich der deutsche Charakter darin auszusprechen, darin ein Vorbild oder Gegenbild zu finden scheint. Freilich giebt

es nur zu viele Leute die da meinen: je unzufriedener, desto weiser; aber ich hoffe in Deutschland wird diese Marteranstalt, welche die ächte Zufriedenheit austreibt und in der Regel nur unweisen Hochmuth an die Stelle setzt, keinen allgemeinen Beifall finden.

Karlsruhe ist wohl zu gleichartig und regelmäßig gebaut, doch machte es auf mich einen sehr angenehmen Eindruck. Reinlichkeit, zierliche Anlagen, eine Oper wie in keiner französischen Landstadt, dies und vieles Andere wies auf die Vortheile hin, welche für Bildung und Wohlseyn aus der Mehrherrschaft in Deutschland entstanden sind und noch entstehen. Allerdings geht die allgemeine Richtung auf Vernichten der kleinern Staaten, und sie haben ihre Schattenseite; folgt denn aber daraus daß man sie, wie Medea ihre Kinder, behufs einer Verjüngung, lebendig in die politischen Braupfannen werfen soll? — In Bordeaux giebt es Wein, in Marseille levantische, in Lyon seidene Waaren; stehn denn aber Göttingen, Leipzig und andere noch kleinere deutsche Städte geistig nicht voran? Und ziehen wir die Summen für alle deutschen Städte, den französischen gegenüber, so wird das große Gewicht von Paris doch überwogen. Wäre z. B. der Louvre auch noch reicher als er ist, verstärkte er sich mit allen übrigen französischen Gemäldesammlungen; Wien und München geben allein schon größere Summen, und was könnte man fran-

zösischer Seits Dresden, Berlin, Kassel u. a. entgegenstellen?

Unter solchen Betrachtungen kam ich, zur Abkühlung meines Eifers, an die wirtenbergische Douanenlinie, wo man uns durchsuchte als ginge es nach Frankreich hinein und nicht von einem deutschen Staate in den andern.

Mehr als die Behörden begünstigte uns die Witterung, insbesondere zeigten die Bäume an den Berglehnen die schönsten Herbstfarben. Alles Thierische, Lebendige veraltet und stirbt zuletzt wo nicht widerwärtig, doch häßlich; den Pflanzen hat der Himmel eine schönere Verklärung bewilligt, denn vor dem Hinsterben entwickelt fast jedes Blatt einen Reichthum von Farbenpracht, wogegen das jugendliche einfache Grün des Frühlings fast ärmlich erscheint.

— — — — In Erlangen erzählte mir K.: der Kronprinz von Baiern gehe nach Berlin um daselbst zu studiren. Ich muß diese Erziehungsweise unbedingt loben. Sonst war die Stellung eines Prinzen eine Art bequemer Sinecure, und niemand wunderte sich wenn er eben nichts anderes trieb als jagen, Fische fangen und vogelstellen. Die Zeiten haben sich aber ganz und gar geändert: ihr Wandel wird jetzt aufs schärfste beobachtet und beurtheilt, man fordert daß sie die reinsten Sitten haben, der höchsten Bildung nachstreben, und es für unwürdig ach-

ten ihre kostbare Zeit mit Nichtsthun, oder geringhaltigen Vergnügungen zu tödten. Wenn ein Prinz jetzt weniger wüßte oder weniger thäte als ein Referendarius, oder ein Lieutenant, wie könnte er sich rechtfertigen oder nur entschuldigen? Auch sage man nicht: höchstens einem Kronprinzen sey solche Anstrengung zuzumuthen; denn erstens weiß kein Nachgeborner ob die Vorsehung ihm nicht dereinst die schwerere Rolle überträgt; zweitens ist auch diesen Nachgeborenen, wenn sie irgend tauglich sind, ein großer Wirkungskreis eröffnet. Endlich läßt zwar die Liebe welche ein Volk zu einem trefflichen Könige trägt, einerseits allerdings Mängel übersehn die sich in seiner Familie zeigen; andererseits würde aber ein Unterschied oder Gegensatz zwischen ihm und seinen Verwandten auch desto mehr in die Augen fallen, und ihre Pflicht verdoppeln sich zu würdigen Stützen eines glorreichen Thrones auszubilden.

Es ergehen an mich unterwegs so oft dieselben politischen Fragen, und es ist so langweilig immer dasselbe zu antworten, daß ich bisweilen Lust bekomme, nach Maaßgabe der verschiedenen Standpunkte mit diesen Antworten abzuwechseln. Oder könnte man z. B. hinsichtlich der französischen Minister nicht sagen:

1) Sie hätten durch ihre Maaßregeln so viel Bande gelöset, so großes Unrecht gethan, so unermeßliches Unglück hervorgerufen, daß kaum in der

ganzen Weltgeschichte größere Schuld aufzufinden sey.

2) Sie hätten sich so über alle Maaßen einfältig gezeigt, daß alle Zurechnung bei ihnen dahin fallen sollte.

3) Sie hätten das Verdienst, durch ihre Übertreibungen ein höchst verderbliches System gestürzt, und ein besseres herbeigeführt zu haben u. s. w.

In jeder dieser Antworten liegt etwas Wahres und etwas Falsches.

Auf die Frage: ob die Erhaltung des Friedens wünschenswerth sey? habe ich aber nur eine, und eine sehr bestimmte Antwort: nämlich, Ja! Die Kriegsgründe welche ich bisher von französischer und antifranzösischer Seite aussprechen hörte, sind so einseitig und aus ungenügenden theoretischen Ansichten, oder aus rechtswidriger Eroberungslust hergenommen, daß sie nie den Völkern genügen können und sollen. Ein bloß diplomatischer Krieg, oder ein Krieg für gewisse, keineswegs allgemein anerkannte Meinungen, wäre in unsern Tagen höchst unpopulär. Auch könnte übereiltes Beginnen der Fehde sehr leicht ein Resultat herbeiführen, ganz demjenigen entgegengesetzt welches man bezweckt. Überhaupt dürfen nicht einmal edle, wie viel weniger unedle und eigennützige Leidenschaften, politische Fragen dieser Art entscheiden. Weisheit und Besonnenheit sind hiebei nicht weniger

nöthig, als Tapferkeit und Gerechtigkeit. Suchte Frankreich hochmüthig zum zweiten Male seine Freiheit in der Unterjochung anderer Völker, so würde seine ungeheure Macht zum zweiten Male vor der größeren Allmacht sittlicher Begeisterung schwinden; griffe man es an ohne überwiegend einleuchtende Gründe, so würden die deutschen Völker nur mit halbem Muthe kämpfen und doppelten Widerstand finden. Ich vertraue auf unsern König: er wird Friedensstifter und Erhalter im Westen seyn, wie er es im Osten war; und den unbeschreiblich großen Dank der Gegenwart, wird dereinst die Nachwelt mit verdoppelter Gewißheit bekräftigen und ihm ein Ruhm zu Theil werden, wie wenigen Herrschern in der Weltgeschichte!

Glaubt doch nicht daß die abstrakte Lehre von Intervention oder Nichtintervention eine Universalmedizin in sich schließe. Jenes stete Einmischen vernichtet alle Individualität der Staaten und gründet zuletzt eine übermächtige Despotie; wer hingegen dieses Nichteinmischen übertreibt, der bezeichnet eine heilsame, völkerrechtliche Einwirkung für Gesetz und Tugend, schon als frevelhafte Beeinträchtigung der eigenen Entwickelung! In der Mitte liegt die Wahrheit, ist aber schwerer zu finden als Manche meinen, die eine Kriegs- oder Friedenselle an der Seite tragen. Viel leichter, nach ehrgeizigen und eigennützigen Gründen mit diesen Systemen willkürlich abwechseln; möge

Frankreich sich nicht solch Unrecht zu Schulden kommen lassen! — — — —

— — Ich kann überhaupt den Ansichten —s nicht beistimmen. Niemals wird ein bloßes Wort alle Räthsel der Welt lösen, oder ein einseitig aufgefaßter Begriff jedes Verhältniß regeln und überall entscheiden können. Gäbe es dergleichen wunderthuende Abracadabra, dann wäre Wissenschaft, Kunst, Religion, Herrschaft u. s. w. etwas kinderleichtes; weil es aber dafür keine faulen Rechenknechte giebt, ist jeder Versuch sie dennoch abergläubig anzuwenden, allemal vom Übel. Gefährliche Begriffe solcher Art sind in verschiedenen Richtungen: Classicität, Rechtgläubigkeit, Volkssouverainetät, Legitimität u. s. w. Je willkürlicher man ihren Inhalt bestimmt, je schärfer man sie zur Anwendung bringt, je unbesonnener man ihnen vertraut, — desto irriger und nachtheiliger! Das Wahre und Heilsame, was zweifelsohne in jenen Gedanken liegt, entweicht durch die falschen Erweiterungen und Übertreibungen, und unter edlem Namen wird unerwartet das Entgegengesetzte geltend gemacht. Von der geistigen Freiheit und bezaubernden Individualität des ächt Classischen ist dann nicht mehr die Rede, sondern von dem langweiligen Unisono einer pedantischen Schule. — Die Rechtgläubigkeit bezieht sich nicht mehr auf die ewigen, welterlösenden Wahrheiten des Christenthums, sondern auf

kleinliche Satzungen, denen sich der Dümmste geduldig unterwirft, die der Denkende verschmäht, und der boshafte Ketzerrichter triumphirend geltend macht. — Im Begriffe der Volkssouverainetät spricht sich nicht mehr das unüberwindliche Gefühl aus: jedes Volk sey, mit und einschließlich seiner Obrigkeit, Freunden wie Feinden gegenüber ein unantastbares, selbständiges, zu freier Entwickelung berufenes Ganzes; sondern die Obrigkeit wird aus dem umfassenden Begriffe thöricht ausgeschieden, dem willkürlichen Belieben der Menge eine untrügliche Allmacht beigelegt, das Haupt abgeschlagen und das Todeszucken der Glieder mit den harmonischen Bewegungen des gesunden Zustandes verwechselt.

Daß die Heiligkeit der Legitimität, das heißt des Rechten und Gesetzmäßigen, vorzugsweise an dem Erbrechte der Herrscher erläutert und dessen große Nutzbarkeit für die Völker erwiesen wird, mag niemand tadeln. Wenn aber jener reiche Gedanke in den Köpfen gewisser Eiferer so zusammenschrumpft, daß sie (im Widerspruche mit den ersten Anfangsgründen der Rechtslehre) das Gegenseitige, Bilaterale der geselligen Verhältnisse läugnen, auf einer Seite alle Rechte und auf der zweiten nur Pflichten sehn; wenn sie in verkehrter Analogie jede Willkür der Herrschenden, den Beschlüssen des allweisen und allgütigen Gottes gleichsetzen: so ist die Legitimität zum illegitimsten gewor-

den was es auf Erden giebt. Alle wahren Rechte sind gleich legitim: der König welcher die des Volkes, das Volk welches die des Königs willkürlich und gewaltsam antastet, wird ungerecht, illegitim. Er verwandelt sich in einen Tyrannen, jenes in Rebellen. Daß dies keine heillosen Irrlehren, sondern heilbringende Wahrheiten sind, wissen alle edlen Könige, alle wahrhaft freien Völker; sie werden erwiesen durch die ganze Geschichte! —

— — — Kann es denn wirklich Leute geben, die da nicht fühlen, welche unendliche Lücke es in jedem tüchtigen Menschen läßt und lassen soll, wenn er in seiner Obrigkeit bloß eine, nun einmal nicht zu entbehrende Sache erblickt? Welch entsetzliches Unglück wenn jemand seine Ältern, seine Kinder nicht lieben, nicht achten kann; und ist es denn für den ächten Bürger anders, wenn er seinem Könige, für den ächten König, wenn er seinen Unterthanen ganz fremd gegenüber steht? Gottlob, daß es in Preußen nicht so ist! Auch wird der Wahnsinn da nicht einbrechen, wo die Weisheit herrscht. Denn ungeachtet aller Mängel, die menschlicher Weise nirgends ganz vertilgt werden können, ist Preußen in den letzten funfzehn Jahren (ich wiederhole es) doch auf seiner Bahn verhältnißmäßig schneller und regelmäßiger vorgeschritten, als alle anderen Staaten. — Jetzt sind gar keine Gründe zu allgemeiner Unzufriedenheit vor=

handen, weil man sie in gesetzlichem Wege ohne Revolution beseitigt hat, auch ist das Witzwort nicht ohne innere Bedeutung: es sey in Berlin nur eins gefordert worden, die Erlaubniß im Thiergarten Taback zu rauchen!

— — Man gewinnt aber nur Vertrauen, indem man es zeigt. Wollte man in Preußen nicht (wie bisher) vorwärts gehn, sondern die Pferde hinter den Wagen spannen; statt großartige, positive, begeisternde Mittel (wie im Jahre 1813) zu ergreifen, der Kammerjägerei etwaniger kleiner Censurverstöße Wichtigkeit beilegen, als könnten ein Paar Spitzmäuse den Reichspalast untergraben; wollte man allen Leuten den Mund stopfen, weil nicht jeder salomonische Weisheit redet, — doch welcher Verständige will das?

Andererseits hat der jetzige Geist der Unzufriedenheit und Empörung nicht seinen alleinigen Grund in den Mängeln und Schlechtigkeiten der Regierungen; sondern auch in den Herzen der Menschen selbst, unabhängig davon wer regiert, oder wie regiert wird. Wo dieser Geist einmal herrscht, würde auch ein vom Himmel kommender Engel nicht genügen; eher noch könnte sie ein Teufel zufrieden stellen, der erst mit glänzenden Worten täuscht und dann mit eiserner Gewalt zertritt.

So wie es also Pflicht ist, die Mängel der Re-

gierungen ins rechte Licht zu stellen, damit sie erkannt, gerügt und verbessert werden; so soll man auch die Verirrungen und Frevel des Adels, der Geistlichkeit, des Volks nicht beschönigen Oder hätten nicht hier und dort die höheren Stände den Pöbel vorangeschickt, die Kohlen aus dem Feuer zu holen, um dann triumphirend die neue Weltverbesserung einleiten zu können? (Aber freilich kommt es ihnen ganz unerwartet, daß das Gesindel sich dann auch über die gnädigen Gönner hermacht). Oder hätte nicht der Pöbel sich des würdigen Namens der Bürger angemaßt, und Plündern und Brennen sich zum Ruhme angerechnet? Oder saßen nicht an manchem Orte die sogenannten guten Bürger ruhig hinter dem Ofen, statt muthig den Freveln entgegen zu treten?

So erkennen wir aller Orten Irrthum und Unrecht! Wäre es denn aber alleinige und erste Pflicht, wechselseitig nur seine Schande aufzudecken? Wird diese kritische Richtung nicht zu leicht eine teuflische, die das Böse (gegen Christi Gebot) austreiben will durch Belzebub den obersten der Teufel? — Dem Mangelhaften steht überall das Gute, dem Irrthume eine Wahrheit, dem Haß eine Zuneigung gegenüber. Schärfe man hiefür Blick, Gefühl und Thatkraft, damit man aus jener negativen, zersetzenden Weise, in eine wahrhaft positive und erzeugende übergehe. Die Regierungen sind immer das nothwendige Com-

plement und Füllstück des eigenen Regierens, der Selbstbeherrschung; um so strenger, als niemand sich selbst kennen und leiten will. Kein Volk wird wahrhaft freier, sofern es nicht besser, tugendhafter wird: darohne bleibt aller Freiheitsruf leeres, verführendes Geschwätz. Die wahre Freiheit ist aber nun da wo der Geist Gottes ist, dieser Geist des Friedens und der Liebe. Zwei Irrwege liegen indeß hier nahe: faule Nichtigkeit mit ächter Friedensliebe zu verwechseln, und wilde Kraftäußerung über Recht, Maaß und Demuth hinaufzusetzen. Daher feiges Verzweifeln der Einen, unverständige Kriegslust der Anderen. Beide zusammengezählt sind aber Gottlob nur eine geringe Minderzahl im Vergleich mit denen, die das Rechte wollen: nämlich

das Heil eines thätigen, leiblich und geistig fortbildenden Friedens, und eines nicht aus Eigennutz beschränkten Völkerverkehrs;

das Heil eines treuen engen Verbandes der Deutschen, zur Wohlfahrt und zum Schutze des Vaterlandes im Innern und nach außen;

das Heil einer gesetzmäßigen Hülfe gegen Unrecht einzelner Herrscher, damit es nicht Veranlassung und Beschönigung der Ruchlosigkeit des Pöbels werde;

das Heil einer, mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Staaten, weise geordneten Theilnahme

Bayerische Staatsbibliothek München

der Völker an der Gesetzgebung und Verwaltung, damit sie der Obrigkeit ihr schweres Geschäft erleichtern, sie besser verstehen und im edleren Sinne gehorchen lernen; endlich:

das Heil der gegenseitigen Liebe und Treue zwischen Fürsten und Völkern, weil jeder Buchstabe der Form, ohne diese heiligeren Mittel, der höchsten Verklärung und des ächtesten Lebens immerdar ermangelt!

Nachbemerkung.

Ich finde mich veranlaßt nochmals zu erklären, daß all diesen Briefen durchaus nichts Wesentliches später hinzugesetzt ist, sondern daß sie so abgedruckt sind, wie sie wirklich geschrieben wurden.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler.

Theil I.

Seite	74	Zeile	10	v. u.	lies Thaler
=	131	=	10	v. u.	= Sternschnuppe

Theil II.

Seite	2	Zeile	13	v. o.	lies nach, statt noch
=	28	=	2	v. u.	= Umgegend
=	86	=	11	v. u.	= früher
=	159	=	1	v o.	= herrliche
=	204	=	12	v. u.	= ihn
=	213	=	2	v. u.	= die da

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raumer, Friedrich <<von>>,

Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830

Bd.: 2

Leipzig 1831

Bibl.Mont. 2455-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10720016-0